3 1761 06979707 4

F. C. ENDRES

DIE TÜRKEI

OCT 86

Die Türkei

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dietrkeieineei00endr

Phot. O. Pöckl, München 1915

Die Türkei

Bilder und Skizzen von Land und Volk

Von

Franz Carl Endres

kgl. bayr. Hauptmann im Generalstabe
kaiserlich ottomanischen Major z. D.

Mit einem Bild des Verfassers

Fünftes und sechstes Tausend

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck
München 1917

DR
418
E5
1917

LIBRARY
OCT 2 - 1962
UNIVERSITY OF TORONTO

811400

Die Einbandzeichnung ist von Dr. Felix v. Cube, Stuttgart

Covr. München 1915
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck

Herrn Hofrat Dr. J. Schulmann,

dem treuen Freunde,

zu eigen

Vorwort

Es ist gemeinhin ungewöhnlich und meistens auch unnötig, wenn der Verfasser im Vorwort von sich selbst spricht. Er soll von seinem Werke sprechen und hinter diesem Werke selbst verschwinden. Es genügt im allgemeinen, wenn die Absicht des Buches aus dem Vorwort den Lesern klar entgegentritt, als ein aufrichtiges „salve“ an der Schwelle des Hauses. Besonders für die Leser ist das von erfreulicher Bedeutung, die das Innere des Hauses nicht betreten, will sagen, die vom Buche nur das Vorwort lesen und mit dem Eindruck, freundlich begrüßt worden zu sein, wieder Abschied nehmen.

Dieses Buch stellt aber eine Ausnahme insofern dar, als der Verfasser sich verpflichtet fühlt, zu sagen, warum er in einer Zeit, wo alle kämpfen, geschrieben hat. Er war fast drei Jahre als Generalstabsoffizier in der Türkei und mußte, an den Folgen einer schweren Malaria erkrankt, seinen Posten als Generalstabschef der ersten Armee aufgeben, um in den Bergen der Heimat die Genesung zu suchen, die ihm immer noch nicht geworden ist.

Es war also eine Art „Zwang“, unter dem das Buch entstanden ist, der Zwang zum Schaffen, der uns innewohnt und der schließlich der Hand, die das Schwert nicht mehr führen konnte, die Feder gab.

Es fiel mir auf, in Gesprächen, Briefen und Meinungen vieler gründlich Gebildeten, wie wenig man in Deutschland über unseren Bundesgenossen am Bosporus weiß und wie viel man doch eigentlich von einem Volke wissen sollte, um es zu verstehen. Man weiß und spricht so viel von deutscher Orient-

politik, man hat ein ganzes Programm und ist sich über so vieles scheinbar so klar — und doch ist die einfache Vorstellung vom Alltäglichen, vom Historischen, von all den tausend Bedingungen richtigen Verstehens noch so wenig gefördert, daß sie zwischen kindlichem Glauben und unbekehrbarem Skeptizismus schwankt, also das Gebiet der Erkenntnis noch nicht erreicht hat.

Weder ein weinerlicher Pessimismus, der in allem das Risiko und nicht den Erfolg sieht und in dem, was nicht so ist, wie es bei uns ist, schon deshalb etwas Unbrauchbares und weniger Gutes erkennt, noch ein Lärm verursachender Optimismus, der den Wunsch zum Vater des Gedankens macht und glücklich ist, wenn ihm irgend etwas wieder einmal imponiert, — nicht diese beiden lassen uns ein Land und ein Volk in seinen Werten erkennen. Allein die nüchterne, das Für und Wider abwägende Betrachtung, die auf einer jedem Übermaß kritiklosen Gefühls feindlichen, wahren Bildung beruht, kann zu einem entsprechenden Grade von positiv verwertbarer Erkenntnis führen.

Diese vollendete Erkenntnis mit einem Male herbeizuführen ist dieses Buch nicht imstande; das würde Bände kosten, die den Federn der verschiedensten Fachleute entstammen müßten. In diesem bescheideneren Buche kann es sich nur darum handeln, dem Leser eine Einführung in das Verständnis des türkischen Orients zu geben und weit entfernt von der Idee, das Interesse seiner Leser erschöpfend befriedigen zu können, schätzt sich der Verfasser schon glücklich, wenn es ihm gelingt, dieses Interesse nur zu erwecken.

Es ist die Frucht oder besser eine der Früchte dreijähriger Arbeit. Das ist sein einziger Stolz. Die Menschen, die im

fremden Lande gearbeitet haben, sind vielleicht die geeignetsten Vermittler der Orientierung über solch fremdes Land. Denn in der Arbeit erst lernt man die Menschen eines Landes kennen. Und der Mensch ist und bleibt der Maßstab aller Dinge. In der Arbeit kommen die wechselseitigen Beziehungen von Mensch zu Mensch zur Geltung. Kein gewöhnlicher gesellschaftlicher Verkehr, dessen verflachende Äußerungen in Tennis, Bridge, Dejeuners oder Spazierritten am Kap der guten Hoffnung wie in Buenos Aires, in New York wie in Sidney immer die nämlichen sind, kann auch nur annähernd so viel Kenntnis des Landes und der Leute erwirken, wie eine Spanne Zeit voll harter Arbeit im Lande und mit dem Lande.

Aus dieser Arbeit allein entnimmt der Verfasser die Berechtigung, zu seinen Lesern zu sprechen. Und in der Annahme, daß die, die ihn fragten, auch ein Teil seiner Leser werden, verdankt er seinen Lesern die beste Mithilfe bei der Abfassung des Buches. Denn die vielen, die ihn ausforschten, jedesmal, wenn er wieder in die Heimat kam, wiesen gewissermaßen als Vertreter des Publikums, ihn auf das, was allgemein von Interesse ist. Selbst verliert man, gerade je tiefer man sich in das Studium eines Gebietes versenkt, desto mehr den Gesichtspunkt für das allgemein Interessierende.

Daß nicht alles, was das Buch bringt, Tagebüchern und eigenen Aufzeichnungen entnommen ist, sondern daß die Ausbeute einer ziemlich reichhaltigen Literatur mit in die Arbeit hineingewebt ist, werden die gütigen Leser für ebenso natürlich wie notwendig halten. Auch bleibt das Buch aus eben solch natürlichen und notwendigen Gründen jeder Polemik und jeder Besprechung militärischer Dinge fern.

Die vielen türkischen Freunde, mit denen der Verfasser während dreier Jahre so oft und so gerne von der Zukunft des Vaterlandes gesprochen hat, werden manchen oft erwogenen Gedanken in dem Buche wiederfinden. So wird ihnen dies Buch hoffentlich auch zu einer Art Erinnerung an eine schöne Zeit gemeinsamer Arbeit, gemeinsamer Interessen und gemeinsamer Freude am Schaffen.

Raineralpe in den bayrischen Bergen
im Sommer 1915

Der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

		Seite
Vorwort		VII—X
I. Buch.	Gesellschaft und Sitte	1
	1. Konstantinopel	3
	2. Der Charakter des Türken	23
	3. Die Persönlichkeit Muhammeds	36
	4. Der Islam als Religion	43
	5. Volks-Aberglaube	58
	6. Die Frau des Orients	68
II. Buch.	Zur neueren Geschichte der Türkei	79
	1. Einleitung	81
	2. Der Berliner Kongreß	83
	3. Die Zeit nach dem Berliner Kongreß bis zur Abtretung Ostrumeliens an Bulgarien	89
	4. Innere Wirren und griechischer Krieg	95
	5. Abdul Hamid	111
	6. Die Zeit der Revolution	121
	7. Ausblicke	132
III. Buch.	Völkische Verhältnisse im türkischen Reiche	139
	1. Die Osmanen	141
	2. Die Armenier	154
	3. Die Juden	165
	4. Die Araber	185
	5. Der Ottomanisierungsgedanke	200
IV. Buch.	Volkswirtschaftliches	203
	1. Allgemeines	205
	2. Bevölkerungsdichte	208
	3. Landwirtschaft	213
	4. Türkische Finanzfragen	237
	5. Handel und Zölle	245
	6. Industrie	251
V. Buch.	Von türkischer Kunst und Literatur	259
	1. Vorbemerkungen. — Die Baukunst	261
	2. Kunstgewerbe	273
	3. Malerei	279
	4. Literatur, Presse und Theater	283
Schlußwort		293
Verzeichnis der Orte und Personen		294

Erstes Buch

Gesellschaft und Sitte

1. Konstantinopel

Wer an einem klaren Frühlingstage vom Marmarameer mit dem Schiff herkommend zum ersten Male Konstantinopel sieht — ein Häusermeer mit zahllosen Türmen und Minarets, eingebettet in das rotblühende Uferland des Bosporus, umwoben von zartem Dunst, eine Großstadt und doch ein Märchen, eine belebte Wirklichkeit und doch ein Traum —, wer das alles staunend sieht, der mag Lissabon und Neapel, Stuttgart und Florenz geschaut haben und wird doch dem landschaftlichen Gesamteindruck Konstantinopels den Vorzug geben.

Es mag ihm mit einem Male klar werden, warum der Türke die Hauptstadt seines Landes Der-i-seadet, „die Pforte der Seligkeit", nennt, und er mag vergessen im glücklichen Schauen, daß auch in diesen Häusern und in diesen Gärten Menschenleid und Menschensehnsucht wohnt, wie anderswo, daß auch diese zarten, im Sonnenglanz glimmernden Minarets auf Freude ebenso wie auf Tränen herabblicken, daß der Mensch auch hier sein Leid mit sich trägt, wohin er geht, wo er baut, wo er wohnt, und wo er die kurze Spanne Zeit, die zwischen dem liegt, was vor ihm war und nach ihm sein wird, verbringt.

Und dem, der der Geschichte des Menschengeschlechtes zu lauschen versteht, dem alte Brunnen alte Sagen rauschen, der in verwittertem Gemäuer alten Glanz, in zerfallenen Stätten einstige Pracht noch hausen sieht, dem die Vergangenheit ein trautes Lied in seine Seele singt, der fährt auf modernstem Schiffe in den ehrwürdig-alten Bosporus ein mit jenem unaussprechlichen Gefühl der Ehrfurcht vor dem Gewesenen, mit jenem heiligen Schauer, der unser Herz aufnahmefähig macht für das, was die Geschichte alter Tage lehrt, die so traulich anhebt mit ihrem „Es war einmal . . .", die auch über uns einst späteren Geschlechtern plaudern wird „Es war einmal . . ."

Und noch tiefer in das purpurne Dunkel der Vergangenheit kann unser Blick tauchen, hinab bis zu jenem Dämmer unseres Werdens, wo die schmale Verbindung des Schwarzen Meeres mit dem Marmarameer, wo dieses selbst noch nicht bestand und Asien und Europa noch nicht durch die strömenden Fluten des Bosporus getrennt waren. Von gewaltigen Eruptionen eines im heutigen Schwarzen Meere einst brüllenden Vulkans mag der also Sinnende träumen, von riesigen Veränderungen und Schiebungen, die dieses Stück Erdkruste gestalteten, lange bevor eines scheuen Urmenschen Fuß die Stätte betrat.

Mehr als zweieinhalb Jahrtausende sind vergangen, seit an der Stelle, wo heute eine Stadt von etwa 1125000 Einwohnern atmet und lärmt, hastet und schafft, dorische Kolonisten eine bescheidene Ansiedelung gründeten, der sie den Namen Byzantion gaben. Just da mögen ihre Hütten gestanden haben, wo heute auf der in das Marmarameer vorspringenden Ecke von Stambul das alte Serail in seinen lauschigen Gärten von vergangenen Tagen träumt.

Es mag sein, daß vor jenen Doriern schon phönizische Kaufleute den Bosporus befahren haben, an dessen Nordende einige Forscher die Scylla und Charybdis des Odysseus vermuten, der dann allerdings in etwas verkehrter Richtung von Troja abgefahren zu sein scheint. Vielleicht hat ihn die Sehnsucht nach Penelope verwirrt.

Die Kolonie der Dorier war mit kaufmännischem Blick angelegt worden und versprach, rein vom geographischen Standpunkt aus, schon glücklichste Entwicklung. Allerdings wurde diese durch die politischen Verhältnisse zunächst etwas gehemmt, namentlich durch die Bedrängnisse, die die Perser auf ihren Griechenzügen dem jungen Staatswesen brachten. Später waren es die Hegemoniekämpfe zwischen Athen und Sparta und endlich die zweijährige Belagerung durch die Makedonier, die die zur Entwicklung so nötige Ruhe immerhin etwas störten.

Mit Rom verstand sich Byzantion politisch sehr gut und wahrte dadurch seine Selbständigkeit. Erst Septimius Severus eroberte die Stadt 196 nach Christi Geburt und von da an beginnt eine Zeit des Niederganges. Die Stadt wurde dem Erdboden gleich gemacht, selbst ihr Name verschwand und wurde beim Wiederaufbau in Antonina verwandelt. Erst nachdem Konstantin in der Gegend von Haidarpascha, da, wo heute die anatolische Bahn ihren Ausgangspunkt hat, die Truppen des Licinius geschlagen hatte, gründete er Byzanz aufs neue. Nach seinem Willen wurde es ein „neues Rom" und sollte die alte Tiberstadt an Glanz und Bedeutung übertreffen.

Mit diesem Entschluß, dem die Tat sogleich folgte, beginnt die große Zeit für Byzanz. Wir können in diesem Buche nicht seine Geschichte schreiben. Jene Geschichte, die von der Allgemeinheit noch so sehr vernachlässigt wird, weil man sie für so gemein, häßlich, ruchlos und niederträchtig hält. Ich glaube, man vergißt damit auch das Große an ihr, man vergißt, von Schlagworten, die so bequem das Nichtwissen mit einer unbekannten Autorität stützen, umschmeichelt, daß in Byzanz der ganze Apparat menschlicher Tragödie auf den gleichen menschlichen Motiven beruhte wie anderswo und durch das Studium der zugrunde liegenden Verhältnisse, wenn auch nicht entschuldigt, so doch erklärt wird —, ebenso wie jedes andere Rätsel historischen Geschehens.

Die unvergleichliche Lage Konstantinopels hat in erster Linie die Bedeutung der Stadt geschaffen. Wenn Konstantinopel nicht militärisch so außerordentlich schwer einzunehmen wäre, hätte es nicht die zahllosen Belagerungen und Bedrohungen aushalten können, die die Geschichte ihm gebracht hat. Die Verhältnisse sind heute — nach Erfindung des Pulvers, weittragender Geschütze und vollendeter Nachrichtenmittel — noch günstiger für den Verteidiger geworden, als sie ehemals waren. Wir sahen im Balkankrieg, wie eine gut befestigte Tschadaltscha-

Stellung auch schwachen Truppen es erlaubt, jeden Angriff zu Land abzuwehren. Wenn es damals möglich gewesen wäre, die Tschadaltscha-Linie zu durchbrechen — und einen anderen Weg zu Land nach Konstantinopel gibt es nicht —, so hätten es die Bulgaren getan, denn ihre Truppenleistung war über jeden Zweifel erhaben.

Gegen das Schwarze Meer zu ist Konstantinopel durch den Bosporus, ein schwieriges, von starken Batterien beherrschtes Fahrwasser, geschützt, dessen Eingänge die russische Flotte im Weltkrieg wohl beschossen, in den einzudringen sie aber nie gewagt hat.

Noch schwieriger liegen die Verhältnisse an den Dardanellen. Die Meerenge ist enger und länger und macht Biegungen, hinter denen verderbenbringende Verteidigungsbatterien lauern, ohne selbst mit Feuer von See aus gefaßt werden zu können.

Eine Landung an der West- oder Nordküste Anatoliens hat aber eine langwierige Landoperation zur Folge und führt schließlich doch nur an das asiatische Ufer des Bosporus, durch den sie von Konstantinopel getrennt bleibt. Die lange Operationslinie, die für ein derartiges Vorgehen notwendig ist, ist sehr empfindlich, da sie sich auf der an Schmalheit einem Punkte gleichenden Basis aufbaut, nämlich dem Hafen, wo die Schiffe liegen. Jede verlorene Schlacht, die zu einem von der Operationslinie abliegenden Rückzugsziel zwänge, müßte unrettbar zur Vernichtung führen.

Konstantinopel ist die stärkste natürliche Festung der Welt.

Die englisch-französischen Verlustlisten, die Totenfelder von Tschadaltscha und die vor dem Eingang der Dardanellen versunkenen Schiffe sind der dramatische Beweis für diese an sich kühne, aber doch richtige Behauptung.

Der großen militärischen Sicherheit entspricht eine handelsgeographisch herrliche Lage. Ein ganz geschützter, großer Hafen wird durch das Goldene Horn gebildet. Die starke Strömung des Bosporus verhindert jede Verschmutzung dieses Hafens,

die mit mäßigem Gefäll in das Goldene Horn einführenden „süßen Wasser von Europa" tragen keine nennenswerten Mengen von Sand.

Die Handelslinien, die drei Kontinente verbinden, treffen sich in Konstantinopel. Vom Schwarzen Meer kommen die Erzeugnisse Südrußlands und der Krim, Kaukasiens und der Nordküste Anatoliens durch den Bosporus heran, während die Dardanellen die Verbindung mit dem ganzen Mittelmeer eröffnen, mit Spanien, Frankreich, Italien und Griechenland, mit der Westküste Anatoliens und seiner reichen Handelsstadt Smyrna, mit der Nordküste Afrikas und mit Ägypten, durch den Suezkanal endlich mit der ganzen Welt Afrikas und Asiens.

Wenn früher die indischen und persischen Karawanen über Erzerum—Trapezunt das Meer erreichten und ihre Güter hier zum großen Teil nach Konstantinopel verschifften, so wird in Zukunft die Bagdadbahn die riesigen Karawanenwege kürzen und in jeder Hinsicht eine neue Verbindung Konstantinopels mit Ägypten, Mesopotamien und Persien bilden. Wenn diese Verbindung auch für den Massengüterverkehr nicht durchgängig in Frage kommt, so wird sie — wie sie das heute bereits in den schon vollendeten und dem Betrieb übergebenen Bruchstücken tut — dem Personenverkehr und damit dem geistigen Verkehr und der Kultur neue Wege öffnen. Die anatolische Bahn schafft heute schon enorme Massen von Rohstoffen nach Konstantinopel.

Auf der europäischen Seite bilden die orientalischen Bahnen eine wertvolle Verbindung mit den Balkanstaaten und Österreich-Ungarn.

Wie eine Spinne in ihrem Netz, so sitzt und saß von jeher Konstantinopel im Handelsleben des näheren Orients. Den schlagendsten Beweis dafür, welche enorme Bedeutung Konstantinopel in militärischer, politischer, kultureller und handelspolitischer Bedeutung für den, der den Orient beherrschen will, besitzt, liefern die ununterbrochenen Versuche Rußlands, die

darauf abzielen, sich in den Besitz der Kaiserstadt (Zarigrad) am Bosporus zu setzen. Nicht umsonst heißt Konstantinopel von altersher „der Nabel der Welt". Die Erkenntnis seiner Bedeutung war schon frühzeitig vorhanden, sie und die geographische Lage an der Grenze zweier Kontinente und gewissermaßen an der Kreuzstraße der Weltgeschichte haben es mit sich gebracht, daß die Geschichte von Byzanz eine Geschichte furchtbarer Kämpfe ist, getreu dem Gesetz, daß das Werben der Politik mit Eisen in der Hand erfolgt und die Stätten höchster politischer Wichtigkeit zu den größten Leichenfeldern der Erde werden. Die Lage an der Grenze zweier Welten und der Handel mit der ganzen Alten Welt, nicht zum mindesten auch die Nachbarschaft mit dem Völkerhexenkessel Kleinasien haben zur Folge gehabt, daß Konstantinopel von jeher ein Menschengemisch aller Nationen in seinen Mauern vereinigte. Heute sind von den 1250000 Einwohnern etwa 500000 Türken, 200000 Griechen, 180000 Armenier, 65000 Juden und 70000 Europäer aller Staaten. Auf den Straßen sind alle Sprachen Europas zu hören.

Wer Konstantinopel zum ersten Male, von Europa kommend, betritt, dem fällt naturgemäß das orientalische Element in Bauart, Tracht und Lebensführung auf, wer aber Aleppo, Damaskus, Bagdad kennt, dem erscheint Konstantinopel als eine europäische Stadt, „in der auch Orientalen wohnen".

Es sind drei charakteristisch voneinander getrennte Eindrücke, die Konstantinopel vermittelt; getrennt nach äußerer Erscheinung, innerem Wesen und geschichtlicher Entwicklung: Stambul, womit man zusammenfassend die alten Stadtteile zwischen Marmarameer und Goldenem Horn bezeichnet, Pera-Galata, die neue Stadt mit einer Reihe von Vorstädten Stambul gegenüber auf der anderen Seite des Goldenen Hornes und auf den nach Norden sich erhebenden Hügeln und endlich die Vororte an beiden Ufern des Bosporus.

Stambul ist das alte Byzanz, das einst, als im Jahre 395 Theodosius das Weltreich an seine Söhne verteilte, dem den Osten erhaltenden Arcadius zufiel. Hier hatte Konstantin seine Bauten aufgeführt und die Stadt durch eine Mauer gegen die Landseite abgesperrt. Eine erweiterte Mauer, die das Areal der Stadt um die Hälfte erweiterte, hatte dann Theodosius aufgerichtet, von Jeddykule in fast nördlicher Richtung an das Goldene Horn hinstrebend. Die Mauer ist heute noch zum großen Teil erhalten, und wer auf ihr wandert, dessen Fuß tritt auf welthistorischen Boden. Bis hierher drangen die Scharen Attilas, die nur durch eine enorme Summe Goldes abgelenkt wurden, während der Ostgote Theoderich durch geschickte Politik nach Italien abgeschoben werden konnte. Die Bulgaren, Avaren und Perser erschöpfen ihre Kraft an diesen gewaltigen Mauern.

Ein volles Jahrtausend lang spielt sich in der Stadt, die diese Mauern beschützten, ein Geschichtsdrama von gewaltiger Größe ab. Ein Justinian gibt der Welt hier ihr römisches Recht, es entwickelt sich auf dem Boden hellenistischer Kultur die Blüte der byzantinischen, und eine ganze, sonst dem Untergang geweihte Kulturwelt wird uns hier durch das finstere Mittelalter hindurchgerettet. Indische, persische und arabische Kultur senden ihre Ausläufer bis in die Hauptstadt des Ostens, beeinflussen das klassische Erbe und befruchten es. Später führt der Konservatismus der Kirche zwar zu einer Erstarrung, kann aber die Blütezeit im neunten und zehnten Jahrhundert doch nicht hindern.

Daneben ein zügelloses Leben am Hof und in der Gesellschaft, Palastintrigen und Revolutionen, Mord und Gift, Raub, Bürgerkrieg und Brände, eine jede Schranke überschreitende Immoralität der Gesellschaft und des Volkes! Damit verbunden ein Dorado unbegrenzter Möglichkeiten für gewaltsame Persönlichkeiten. Der Metzgergeselle Leo wird zum Kaiser und die Geschichte darf ihm den Namen des Großen nicht versagen, die Bärenwärterstochter und Dirne Theodora besteigt in be-

rauschender Nacktheit den Thron als Kaiserin — eine Welt von Männern zu ihren Füßen.

Von der Mitte des 7. Jahrhunderts an erscheinen die Flotten der Araber, um das Wort des Propheten von der Eroberung der Stadt Byzanz wahr zu machen, aber noch widersteht diese dem Schicksal, das erst 800 Jahre später sich erfüllt. Der erste Kompromiß mit dem Islam wird in Gestalt einer in der Stadt geduldeten Moschee sichtbar.

Um die Wende des ersten Jahrtausends ist der Niedergang des byzantinischen Kaiserreiches unaufhaltsam. Die Seldschuken drängen in Kleinasien vor, die Normannen greifen die Hauptstadt an, Venedig und Genua gewinnen erdrückende Macht. Der letzte Komnenenkaiser stirbt 1185 einen entsetzlichen Martertod. Byzanz versinkt im Blute furchtbarer Kämpfe um den Thron. 1204 erobern die Kreuzritter die Stadt, die fast als einziger Rest des einst riesigen Kaiserreiches allen Feinden bisher getrotzt hatte. Die Kreuzritter plündern und morden drei Tage lang und vernichten unzählige Werke blühendster Kultur. Über den Trümmern von Kirchen und Palästen erhebt sich, aus den Resten des Reiches zusammengeflickt, das lateinische Kaisertum. Byzanz, schon unter Justinian eine Stadt von 500000 Einwohnern, war eine Brandstätte geworden, die kaum 10000 Menschen barg. Und doch fristeten sich Stadt und Reich noch über 200 Jahre fort, bis Mohammed II. am 29. Mai 1453 von Adrianopel her, wo die Osmanen schon seit 1365 Fuß gefaßt und ihre Sultane regiert hatten, Byzanz im Sturme nahm.

Mehemed el fatih (der Eroberer) nennen ihn die Türken. Ein Stadtteil Stambuls trägt heute noch seinen Namen.

Damals fiel das Kreuz von der Kuppel der Agia Sofia (Kirche zur göttlichen Weisheit) und der goldene Halbmond stieg auf, wie über diesen Prachtbau Justinians, so über das ahnungslose Europa. Noch heute schimmern Kreuze durch die Wandübertünchung der Muhammedaner durch.

Seit der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen ist an die Stelle der byzantinischen die türkische Geschichte getreten, an Stelle der Kultur trat jahrhundertelange Eroberungs- und dann ebenso lange Verteidigungspolitik, der fast alle Kraft dienstbar gemacht werden mußte.

Stambul wurde eine rein türkische Stadt und ist es bis heute geblieben. Das Element der Fremden tritt hier nur in den Kaufläden zutage. Der Türke hat keine Neigung zum Handel und überläßt das den Fremden, namentlich den Griechen, Juden und Armeniern, die denn auch in dem inmitten der Stadt sich wieder als eine Stadt ausbreitenden Basar die erdrückende Mehrzahl der Kaufleute bilden und den Fremden, namentlich den Engländer und Amerikaner, die wahllos kaufen und ahnungslos zahlen, begaunern und damit zwar den Ruf Konstantinopels nicht heben, sich selber aber ganz wesentlich bereichern.

In Stambul atmet noch auf den alten Plätzen der große Sinn der Orientalen für Architektur, der in der neuesten Zeit verloren zu gehen droht. Am Seraskierplatz, wo heute im Kriegsministerium die Operationen auf vier Kriegsschauplätzen geleitet werden, erhebt sich der einzigartige, marmorne, 60 Meter hohe Seraskierturm wie eine steinerne Lilie in unvergleichlicher Zartheit. Von oben herab schaut man auf das Gewimmel der Häuser Stambuls und auf alle verborgenen grünen Gärten, auf den großen Brandplatz, wo vor einigen Jahren das Areal einer ganzen Stadt mit 3000 Häusern ein Opfer der Flammen wurde und seitdem nicht mehr aufgebaut wurde, auf die Städte Pera und Galata, das Goldene Horn, den blauen Bosporus und Skutari (das kleinasiatische Konstantinopel). Im Süden glänzt das Marmarameer und in seinen Fluten schwimmen, wie Perlen in der Muschelschale, die Prinzeninseln mit ihren blauen Wäldern und ihren weißen Häusern.

Wer Konstantinopel sehen will, der besehe es zuerst von dieser Höhe. In der Nähe, im Dunst des Alltags, in den

von Menschen, Tieren, Wagen, Schmutz und Gestank erfüllten Straßen verschwinden die Träume, und es bleibt eine Wirklichkeit, die den Beschauer zum Miterlebenden macht und ihn rettungslos in Einzelheiten seinen Blick verlieren läßt.

Abstand gewinnen! Nirgends gilt die Forderung so wie hier für einen, der Gesamteindrücke gewinnen will.

Der Seraskierturm steht auf einem weiten, sonnigen Platz. Im Süden führt ein reizendes Tor zwischen zwei Kiosken auf den großen Sultan Bajesid-Platz, der noch während des Weltkrieges geschmackvoll bepflanzt wurde. Hier wurden die Verurteilten an kleinen dreifüßigen Galgen aufgehängt, mit den Füßen kaum 30 cm über der Erde, so daß man ihnen gut ins Gesicht sehen konnte. Hier hing auch einer der Mörder Mahmud Schewket Paschas, der General Salich, vielleicht der schönste Mann, den ich im Orient sah. Vom Sultan Bajesid-Platz führt eine große breite Straße auf den At Meidan, den alten Hippodromplatz, der eine enorme Größe hat, so daß die großen Gebäude, die ihn umschließen, ganz zierlich aussehen. Hier wohnt älteste Erinnerung. Über den heutigen Gartenanlagen erhob sich der im Jahre 203 begonnene und 330 vollendete Hippodrom, der die ganz riesige Fläche von 55200 qm bedeckte und etwa 80000 Zuschauern Raum bot.

Von hier aus erblickt man die Agia Sofia, die von außen einen etwas plumpen und namentlich baufälligen Eindruck macht, während ihr Inneres jedem unvergeßlich bleibt, der sie einmal sah. Um den Bulgaren die geträumte Kaiserkrönung ihres Zaren zu verleiden, wurde im Balkankriege die Kirche als Aufenthaltsort für Cholerakranke verwendet. Wie der herrliche Teppich, der Hunderttausende von Mark wert ist, nach diesem Experiment aussah, möge mich mein freundlicher Leser nicht fragen. Jedenfalls aber war der Zweck erreicht. Und wenn ich Kaiser von Byzanz unter der Bedingung einer Krönung in der Agia Sofia hätte werden sollen, ich hätte

vorgezogen, ungekrönt zu bleiben. Vielleicht nicht nur wegen der Choleraprodukte.

In der Nähe der Agia Sofia steht ein kleines Türkenhaus in einem Hof, der von hohen Mauern umgeben ist. Eine kleine Pforte, schwer verriegelt, wird erst auf mehrmaliges Klopfen geöffnet. Eine alte Frau führt uns in das Haus, aber nicht die Treppen hinauf, sondern hinunter, wie in einen Keller. Plötzlich sehen wir vor uns mächtige Säulen, ein Bündel in Petroleum getauchten Strohs flammt auf und unser Blick sieht Säulen hinter Säulen, einen Riesensaal, der sich in Dämmerung und Finsternis verliert. Am Boden, der noch unter uns ist, bespült grünliches Wasser den Fuß der Säulen. Man könnte sich den Eingang zum Totenreich nicht stimmungsvoller vorstellen. Man erwartet, daß ein trauriger Kahn mit hagerem, bleichem Fährmann sich aus dem Dunkel des Hintergrundes löst, daß leiser Ruderschlag die feuchte, kalte Luft dieser unterirdischen Halle bewege und daß die Schatten Verstorbener durch das Dämmer schweben mit abwehrend erhobenen Armen, uns zu warnen.

Wir sind in einer Zisterne Justinians, die, in Form einer unterirdischen Basilika erbaut, eine Fläche von 10291 Quadratmeter bedeckt und durch 420 korinthische Säulen ihr mächtiges Gewölbe trägt.

Die Augen schmerzen, wenn sie wieder die Sonne des Orients schauen, die auf den Straßen ruht und alles, Fahrweg und Bürgersteig und Häuserfronten, mit einer Helligkeit und Weiße ausstattet, die wir in Europa gar nicht kennen. Vergleichbar vielleicht dem Lichte an der Riviera und in Sizilien! Und doch wird jeder Konstantinopel noch als eine dunkle Stadt betrachten, der einen Sommertag in der weißen Stadt des Orients, in Aleppo, war. Da ist alles weiß, grell, da beißt das Licht in die Augen um die Wette mit dem turmhohen Staub, der die Stadt begräbt, wie der Samum eine müde Karawane. —

Nördlich der Agia Sofia dehnt sich das alte Serail mit seinen Gärten aus. Hier hängt in einem Raume, den nie ein Fremder betritt, die grüne Fahne des Propheten. Hier ist, die Lebensarbeit eines hochgebildeten, in Deutschland erzogenen Brüderpaares, das neue Museum entstanden, dem heute, nachdem der ältere der beiden Brüder, Hamdi Bey, seit einigen Jahren verschieden ist, der Überlebende, Chalil Bey, als alleiniger Direktor vorsteht. Dies Museum ist geschmackvoller als die meisten europäischen Museen und — bei einem Museum wirklich eine Seltenheit — durchaus von künstlerischer Wirkung in der Anordnung seines reichen Inhalts. Wer Tanagrafiguren sehen will, gehe dorthin, wer entzückende Kunstgläser sehen will, sehe sie dort an, und wer Grabmalskunst studieren will, der betrachte den herrlichen Alexandersarkophag und den der weinenden Frauen, der so unsagbar schön ist, daß man ihn nie ohne tiefe Ergriffenheit verlassen kann. Es ist griechische Kunst, in Kleinasien gefunden, die wir hier gesammelt anstaunen können. Mit hingebender Liebe sorgt der Direktor für seine „steinernen Kinder". Wie oft bin ich mit ihm gegangen, wie oft haben wir geplaudert über seine Sorgen, über seine Hoffnungen. Und wie griff er zu, als ich ihm erzählte, daß ich in Pergamon noch einiges gefunden, was besser bei ihm stünde.

Mögen diesem Pionier der Kultur noch Jahre reichen Schaffens beschieden sein.

Dort im Garten des alten Serail steht auch das Krankenhaus Gül-chané, das „Rosenhaus". Da sah ich türkische Frauen kranke und verwundete Soldaten pflegen, so anspruchslos, so bar jeder Eitelkeit und Erwartung irgendwelcher Orden oder Anerkennung, so frei vom Bedürfnis einer Vermengung dieser Menschenliebe mit gesellschaftlicher Unterhaltung — und eben darum so frauenhaft, so lieb, so zart!

Ich hätte sie gerne europäischen Frauen gezeigt. —

Auf den Straßen Stambuls sieht man nur verschleierte Frauen, meist in schwarzen oder ganz dunklen Gewändern. —

Da gibt es Sträßchen, ohne Bürgersteig, wo neben jedem hölzernen, niedrigen, erkergezierten Hause ein Garten grünt. Der Fremde kennt die Sträßchen nicht, sie haben ja keinen Stern im Baedeker. Da liegt die warme Sonne drin und spielt mit den Kindern, die sich auf dem Wege tummeln. Der Handwerker arbeitet in seinem Zimmer, das auf die Straße offen ist. Die gedeckten Balkone überschatten die Fenster auf ebener Erde und den Wanderer, der den Häusern entlang geht. Holzvergitterte Fenster schließen die Frauengemächer von der Welt ab, aber doch kann man manch liebes Gesicht sehen, das das Gitter entfernt hat und sich des Lichtes freut. In manchem Gärtlein liegen die Toten unter grauen Steinen. Vögel singen in den Bäumen und ein Duften von Blüten zieht durch die Luft. Man ist so fern der Stadt in ihrem tiefsten Innern. Hier hat der Moloch künstlerischer Stimmung, das Geschäft, noch keinen Boden, keine Trambahn läutet, die Stambuls große Straßen schon durchzieht und durch ihre Hochspannleitungen nicht verschönt, keine von jenen tausend Droschken Konstantinopels jagt durch diese stillen Gassen. Ganz vereinzelt nur sieht man Menschen gehen und hier haftet der Blick, der überreizt und ermüdet an den drängenden Massen der Geschäftsviertel vorbeigleitet, kaum erkennend, nie befriedigt, hier haftet er an der einzelnen Menschenfigur und faßt sie auf, weil er eben auch Abstand nehmen kann, was ihm im Gewühl der Menge nicht mehr möglich ist.

Wie gerne wollte ich meiner freundlichen Leserin noch mehr erzählen von lauschigen Dingen, von kleinen und doch dem einzelnen so wichtigen Geheimnissen, von all dem glitzernden Tand der Basare, von den Märchen der Begräbnisplätze und Brunnen, von den Tragödien, die sich in der Hohen Pforte abgespielt, von dem Ganzen des Glücks und Leids der Straße — es ist nicht möglich. Wir müssen die große Schiffbrücke hinüber nach Galata gehen. Leb' wohl, Poesie, leb' wohl, Orient!

Nun geht es in die internationale Welt, wo süße Träume wie verkümmerte Topfpflanzen in asphaltierten Höfen stehen und, durch die Gewissenhaftigkeit menschlicher Gewohnheit spärlich begossen, nie zur Blüte kommen. Welch Menschenstrom! Welches Gedränge auf der Brücke! Trambahnen läuten, Autos rasen durch das Gewimmel, schlechte Droschken und elegante Viktorias zwängen sich durch Menschen, die, längst auf dem Bürgersteige keinen Platz mehr findend, die Straßen füllen, durch Menschen aller Trachten, Rassen, Nationen. Der Hut mischt sich mit Fes und Turban, die europäische Dame gesellt sich zur türkischen Chanum. Wir steigen die vielen hundert Stufen des Jückſek galdyrim (hoher Fußsteig), um abzukürzen, nach Pera, der Stadt des neunzehnten Jahrhunderts, hinauf. Wir haben vielleicht von der „grande rue de pera“ gelesen und wir warten auf Offenbarungen.

Nichts davon! Wir wühlen uns in einer schlecht riechenden Menschenherde durch eine nicht breite Geschäftsstraße hindurch, in der Mengen von Wagen aller Art verkehren. Der Gott „Kitsch“ thront über allem und lacht, daß sein gemästeter Bauch wackelt. Die Häuser grau in grau, nach dem Gesetz der Ausnutzung des Platzes und des Zinsertrages gebaut. Die Läden fast durchweg geschmacklos, die Menschen ebenso. Die Kunst ist hier noch nicht erfunden. Auffallende Toiletten der Levantinerinnen, die gelegentlich den darunter befindlichen Schmutz nicht verbergen können. Schöne Gesichter, große, suchende Augen, Dirne und Dame nur schwer zu unterscheiden — auch im Verkehr! O, diese Levantiner! Wenn ich Türke wäre, ich würde sie alle auf dem Bajesidplatz hängen lassen! Wie sie die Stadt verpesten, diese Parvenüs reinsten Wassers, diese kulturlosen Kleiderträger.

Was ist Levantinertum? Die Frage ist nicht ganz einfach zu beantworten. Ein Levantiner ist ein im Orient geborener, erzogener oder besser gesagt nicht erzogener und seinen Beruf ausübender Sohn oder Enkel eingewanderter Eltern oder Großeltern. Hauptsächlich sind es Abkömmlinge gemischtrassiger Eltern:

griechischer Vater, spanioliſch-jüdiſche Mutter, armeniſcher Vater, griechiſche Mutter, und all die Vermiſchungen von Juden, Armeniern, Griechen mit Franzoſen, Italienern, chriſtlichen Syriern uſw. Deutſche und Engländer kommen als Väter oder Mütter nur ſehr ſelten bei der Erzeugung von Levantinern in Betracht. Gegebenenfalls macht die deutſche und engliſche Kinderſtube wieder vieles gut, namentlich wenn die Mutter germaniſcher Raſſe iſt. Er muß aber noch parvenühaft, unvornehm denkend, laut, anmaßend, innerlich und äußerlich unſauber und daher von moraliſch und phyſiologiſch gleich übelem Geruche ſein und dann denkt Euch alles dazu, was Euch ekelhaft, greulich, niedrig, platt, oberflächlich, kultur- und ſtillos erſcheint — da ſteht er, der Levantiner. Denn wenn er dieſe Eigenſchaften nicht alle hat, iſt er nicht pur sang.

Das Gleiche — lediglich durch ihr Geſchlecht unterſchieden — iſt die Levantinerin.

Vereinigt, mit einer Schar unerzogener Kinder, frivoler Jungen und lüſterner Mädchen ausgeſtattet, verwandt, verſchwägert und entzückend herzlich befreundet erweitern ſie ſich mit ihren Sippen und Verbindungen zum Gattungsbegriff: Levantinertum.

Sie verpeſten Konſtantinopel und verhindern jedes geiſtige Leben der Fremden in Pera. Denn wo ſie hinkommen — und ſie kommen überall hin — verwandeln ſie Kunſt in Varieté, Bühne in Kinema, Muſik in Teekonzert, Geſellſchaft in eine Vereinigung ſich ſchlecht benehmender Menſchen, verderben die Jugend, der ſie imponieren, und freſſen wie ein Schwarm gefräßiger Heuſchrecken die paar recht geringen Anſätze zur Kultur ab, die von den europäiſchen Kolonien verſucht worden ſind.

Heute iſt es ſo, daß Pera weniger Wiſſenſchaft, Kunſt und Kultur in jeder Hinſicht hat als das winzigſte Provinzſtädtchen Deutſchlands.

Wohl nicht ausſchließlich die Levantiner ſind an dieſer Erſcheinung ſchuld, aber doch zum großen Teil.

Der Levantiner ist auf Erwerb dressiert. Die Levantinerin rauscht in bunter Seide, auf hohen Stöckelschuhen, auf der modernen Frisur den Hut dernier cri. Ihr Allgemeineindruck ist zunächst elegant, ein wenig sehr in das Demimondehafte übergehend. Bei näherer Betrachtung kommt der Talmi zum Vorschein, der bis zum vollendeten Schmutz sich steigert, überall da, wo man es verbergen kann. Mit einem Worte: Halbkultur schlimmster Art.

Die Wohnung spottet aller Beschreibung. Die ganze Lebensführung verzehrt nur die spärlichen Reste, die von den Kosten für das Auftreten auf der Straße übrig bleiben. Die Kinder sind verwahrlost und frühzeitig gründlich verdorben.

Hat der Levantiner genug Geld erworben, so freut er sich mit einer gewissen Naivität am Protzen. Er behält die Gewohnheit seines Werdens, knickerig im kleinen zu sein, aber er verschwendet im großen. Nicht etwa um sein Heim geschmackvoll herzurichten oder um sich sorgfältiger zu waschen — bei Leibe nicht; aber um auf der Straße, im Café, in öffentlichen Gärten, am Lande (die unglücklichen Prinzeninseln sind sein Sommeraufenthalt) den Menschen zu zeigen, wie reich er ist.

Geistige, geschweige künstlerische Interessen gibt es nicht. Wozu? Sie kosten Geld und bringen nichts ein. Die jeunesse dorée bevölkert die zahllosen Bordells beiderlei Geschlechts. Wenn es regnet, lernt man sich in den massenhaften Kinotheatern kennen. Höhere Genüsse vermitteln gemeine französische Tingeltangel. Das genügt völlig. Die junge Levantinerin bringt einige Jahre als „Verhältnis" zu, dann heiratet sie nach Maßgabe ihres Aktiv- oder Passivsaldos und dann ist sie nur mehr gelegentlich — aber nicht minder ungern — „Verhältnis". Und das sogar nicht ohne finanzielle Nebenabsichten.

Es ist schon mancher Versuch gemacht worden, in öffentlichen Veranstaltungen edle Genüsse dem Publikum zu vermitteln. Hie und da, wenn ein großer Meister nach Konstantinopel

kam (ich erinnere mich an Henry Marteau), gelang es auch, aber meist gehen derartige Versuche, namentlich, wenn sie dauernde Institutionen begründen wollen, am Levantinertum zu Grunde.

Unter diesen Verhältnissen leiden die fremden Kolonien in Pera. Sie ziehen sich in ihre Klubs und geschlossenen Gesellschaften zurück und in jeder Nation zeigen sich die ererbten Schwächen bei solchem Sonderleben in besonders hellem Lichte. Die erstaunliche Ungebildetheit des Engländers, die geradezu lächerliche Oberflächlichkeit des Franzosen, das wüste Trinken der Russen, die Exklusivität einerseits und das Anschmiegungsbedürfnis andererseits bei den Deutschen.

Und dann macht sich ein Umstand bemerkbar, daß nämlich sehr viele Fremde des reinen Gelderwerbs wegen im Orient sich aufhalten, um, wenn sie genug gewonnen haben, es in der Heimat, von der sie zwischen den Arbeitstagen träumen, zu verzehren. Wie oft hört man den Ausspruch: „Nur nicht im Orient sterben! Nur noch ein paar Jahre möchte ich die Früchte eines Lebens in der Fremde zu Hause genießen."

Das ist einerseits charakteristisch für die Auffassung — namentlich bei Franzosen spielt der Traum eines behaglichen Lebens in der Heimat eine große Rolle —, andererseits von entscheidender Bedeutung für die Lebensführung und damit für die Kultur, die ein Spiegelbild der Lebensführung ist.

Die Menschen haben weder Zeit noch Stimmung, dem fremden Volke, das ihre Sprache nicht versteht, Kulturwerte zu schaffen,[1] auch nicht die Lust, ihr Geld dafür auszugeben, das schöne Geld, das man für seinen Heimatstraum braucht.

Pera ist ein kulturloses, schönheitsloses, auf Menschen mit starkem Empfinden unendlich trüb wirkendes Klatsch- und Intrigennest.

[1] Ein paar Krankenhäuser und ein paar Schulen, das ist alles.

Erst wenn du gelernt hast, über Menschen zu lächeln, dann kannst du in Pera leben. Aber das Lächeln über die Menschen ist eine Frucht der Tränen.

Und wer erst einmal lächeln kann über andere und keinen heiligen Zorn mehr hat, der lächelt endlich über sich selbst, wenn er so wird, wie die andern. Und schließlich verlernt er elbst das leise Erstaunen, dessen Zeugnis noch im Lächeln liegt und vergißt die Heimat und ihre Kraft, ihre Wälder nnd Hügel mitsamt dem deutschen Wesen, das dort haust. Und erliegt dem Fluch des Deutschen, den ein zürnender Gott schon den Urvätern mit in die Welt gab: dem Sichvergessen, dem Aufgehen in der Fremde. Die Welt wäre deutsch, hätten wir nicht diesen Fluch zu tragen.

Wenn meine Erinnerungen an die Türkei in freundlichem Reigen meine stillen Stunden mir erfüllen, — Pera ist nicht dabei. Wie schnell und wie gerne habe ich dich vergessen, du häßliche Stadt!

Das ist Pera! Die Nebenstraßen der grande rue sind enge Gassen ohne Bedeutung, eine zweite Längsstraße enthält einige Hotels, darunter das sehr teuere Pera-Palasthotel.

Fertig! Vollständig fertig! Die vornehmen Fremden wohnen jetzt in den Nordvorstädten von Pera in Schischli und Nischantasch. Dort sind einigermaßen erträgliche Villen zu mieten. Jede kleine deutsche Provinzstadt hat mehr Kultur, mehr Anregung, mehr Geschmack als das „verlevantinerte" Pera.

Da ist die Hafenstadt Galata doch noch stilvoller. Die will nicht mehr sein als sie ist. Im einen Teil reine Geschäftsstadt mit Banken, Wechslern, Magazinen und Kaufläden jeder Art, im andern Teil Matrosenstadt mit Garküchen, Schenken, Herbergen und Dirnengassen, wo die Mädchen, die in ihrem Berufe in Europa abgewirtschaftet haben, nebeneinander hinter großen Glasscheiben sitzen.

Am Kai von Galata große Schiffe, die von Odessa, Batum und Konstanza kommen und nach Alexandria und in das

Mittelmeer gehen. Kurz vor dem Weltkriege habe ich noch auf dem großen, prächtig eingerichteten Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie getanzt, der seine Eröffnungsfahrt Konstantinopel-Newyork feierte.

Draußen am Bosporus fahren die flinken Dampfer der Schirket-i-Hairie-Gesellschaft hin und her, wie Brummer, die in einen Milchtopf gefallen sind. Sie vermitteln den Verkehr von der Stadt mit den vielen Vororten, die an beiden Ufern des Bosporus liegen, von Gärten und Parks übergrünt.

Auf der asiatischen Seite, der großen Brücke gegenüber, lebt Skutari als reine Türkenstadt ein gesondertes Dasein. Dann aber schließt sich in der Richtung auf das Schwarze Meer ein Villenort an den andern, darunter Beyler Bey, wo in weißem Palast Abdul Hamid den Lauf der Welt betrachtet. Die zahlreichen Schildwachen hindern ihn daran, sein kleines Reich zu verlassen. Auch auf der europäischen Seite schmiegt sich ein Vorort an den anderen, bis Therapia hinauf, dem feuchten, nur in der heißesten Zeit angenehmen Landaufenthalt der Botschaften. Dort ist im Sommer das Treiben der „großen Welt" in Anlehnung an ein internationales Hotel. Tennis und Wettrennen, Bootrudern und Segeln und die Konversation wie überall, wo die Menschen ihre Langeweile gravitätisch-elegant totschlagen und wo sie jeden Morgen aufs neue erwacht.

Bis nahe an das Schwarze Meer gehen die Vororte hinaus. Der türkische und fremde Offizier und Beamte fahren früh morgens mit dem Dampfer in die Stadt und kehren gegen Abend zurück zu ihren Frauen und Kindern, Gärten und Blumenbeeten. Fern im Süden färbt sich ein dunstiger Schleier mit dem leuchtenden Rot der Abendsonne — dort ist die Stadt, hier aber unter Judasbäumen und blühenden Mandeln ist der Friede. Dort stürmt der Ehrgeiz über kalte Marmorstufen, hier rastet die Seele und tröstet sich über des Tages Last und

Enttäuschung mit dem weisen Worte: Buda getschyr („auch das vergeht").

An dem ganzen europäischen Leben Konstantinopel-Peras hat der Türke keinen Anteil. Wohl gehen die Kinder einiger aufgeklärter Familien in fremde, namentlich deutsche Schulen, wohl trifft man hie und da in Veranstaltungen rein europäischen Charakters einige Efendis. Wohl vereinigt der Cercle d'Orient eine Anzahl vornehmer Türken mit dem Intellekt Europas und es sorgen persönliche Beziehungen Einzelner für Meinungsaustausch und gegenseitiges Sichkennenlernen. Wir sprechen aber hier von der Masse. Und da muß gesagt werden: Im Großen und Ganzen ist Pera ein Fremdkörper im osmanischen Staate, in der türkischen Stadt, im türkischen Leben und was von Bedeutung ist, ein vom kulturellen Standpunkt aus nur höchst mittelbar und da sehr, sehr gering wirkender Faktor der Gesamtkultur. Dieser Fremdkörper hat ja, wie wir gesehen, selbst keinen Überfluß an Kultur. Wie kann er da noch abgeben?

Der Türke, der die Welt noch wenig kennt, und das sind sehr viele, vermengt den Levantiner, den er haßt und wegen des Benehmens der Levantinerinnen verachtet, noch häufig mit Europäertum, das leider manche Züge des Levantinertums, was Laxheit der Sitte und Betonung des rein Äußerlichen betrifft, angenommen hat. Wer Konstantinopel kennt, kennt nicht die Türkei! Das möge sich jeder Fremde merken! Selbst die großen Fremdenorte der Provinz, Smyrna, Jaffa, Jerusalem, vermitteln noch keineswegs unverfälschtes türkisches Wesen. Das lernt sich nur da, wo der Reisende nicht hinkommt: in den Wilajets-Hauptstädten, in den kleinen weltvergessenen Provinzstädtchen, in den Dörfern und auf der einsamen Landstraße.

Die Schwierigkeit türkisches Wesen zu erfassen, an der schon so viele Reisende gescheitert sind, liegt in erster Linie im Charakter des Türken, den wir nun etwas genauer betrachten wollen.

2. Der Charakter des Türken

Eine Eigentümlichkeit des Orientalen müssen wir hier gleich vorwegnehmen: seine Zurückhaltung, die es verhindert, daß er „sich gibt" wie er ist, und die bewirkt, daß er bei größter Zuvorkommenheit und Liebenswürdigkeit doch einen verschlossenen Eindruck macht. Er ist also darin das rechte Gegenteil vom Deutschen, der hier viel von ihm lernen könnte. Beim einfachen Manne liegt der Hauptgrund seiner Zurückhaltung in dem Mißtrauen, das er zunächst jedem Europäer entgegenbringt, beim gebildeten Türken auch noch außerdem in einer Art Stolz, der immer den Grundton seines Wesens bildet, — auch bei der üblichen Liebenswürdigkeit, die — eine stets geübte, gesellschaftliche Pflicht — sich in würdevoller Ergebenheit kundgibt. Daraus entsteht die ganz unaussprechliche Gesetztheit und Würde im Wesen des Türken, die ihn im gesellschaftlichen Verkehr auch mit andern Völkern des Orients nie verläßt und die der Europäer dem Türken so oft als Langweiligkeit vorwirft.

Die Gesetztheit und Würde umgürtet sich mit einer großen Masse streng beobachteter gesellschaftlicher Formen, deren Umständlichkeit zu beweisen scheint, daß man Zeit hat, ebenso wie die Formlosigkeit des Amerikaners beweist, daß man dort drüben keine Zeit hat.

Der Türke läßt sich zu allem Zeit. „Die Eile ist vom Teufel" heißt eines seiner Sprichwörter und „Jawasch Jawasch" (langsam, langsam!) ist das Wort, das jedem Fremden zuerst auffällt, weil er es unaufhörlich hört. Hasten, Eilen, Rennen paßt sich nicht und Unüberlegtheit der Handlung ist eine der größten Sünden. Daher kommt viel Geplantes gar nicht zur Ausführung, vieles zu spät, manches so verklausuliert, daß es besser ganz unterblieben wäre.

Diese Würde und Bedächtigkeit läßt den Türken im geschäftlichen Konkurrenzkampf mit dem Armenier, Juden und Griechen

stets unterliegen, so daß es nur ganz wenige türkische Kaufleute von größerer Bedeutung gibt. Diese wenigen türkischen Kaufleute sind aber dann auch wesentlich besser, als alle nicht türkischen Kaufleute des Orients.

Der gebildete Türke verursacht aber noch eine andere Schwierigkeit, ihn zu erkennen. Er hat sich mit der Kultur desjenigen Landes Mittel- oder Westeuropas, wenn auch nur äußerlich umkleidet, in dem er seine Studien machte. Es gehört zum guten Ton der oberen Zehntausend, im Ausland gewesen zu sein und selbst Mittellose werden auf Staats- oder Stiftungskosten nach Deutschland, Frankreich, England und ab und zu nach Amerika gesendet.

Der Erfolg ist teilweise ein überraschend guter, da eben, wo schon ein guter Fond sorgfältiger Erziehung vorhanden war, im übrigen aber oft nicht erfreulich. Namentlich hat der Aufenthalt in Paris, wie mir einsichtige ältere Türken übereinstimmend sagten, nur selten gute Früchte getragen. Meist ist es ein glänzender Firnis von Kultur, der sehr dünn nur aufgetragen wird und hinreicht, um im oberflächlichen Leben der jeunesse dorée von Pera nicht durchschaut zu werden. Dazu gesellt sich ein ganz unberechtigter Bildungsdünkel, der sich auf einigen aufgeschnappten Phrasen aufbaut. Damit hat die Türkei noch keine Pioniere ihrer Zukunft gewonnen. Diese Pariser Stutzer wirken überall, wohin sie kommen, nur lächerlich.

Dagegen konnte ich fast durchweg feststellen, daß deutscher Einfluß günstig gewirkt hat. Das, was die jungen Leute in dem weniger verführerischen Deutschland lernten, sahen, erlebten und als Gewinn mitbrachten, war durchweg für ihre Verwendung im osmanischen Staatsdienst brauchbar und unmittelbar verwertbar.

Ich glaube, daß die türkische Regierung das auch anerkannt hat und in Zukunft ihre Jugend nur nach Deutschland schicken wird. Sie gewinnt dadurch auch eine größere Einheitlichkeit

der Bildung und der Ansichten in den verschiedenen Kreisen ihrer Berufe. Diese Einheitlichkeit ist an sich ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Wir können in Deutschland diese jungen, bescheidenen, sich den Gesetzen unserer Öffentlichkeit und Gesellschaft schmiegsam anpassenden jungen Türken unbedenklich in größerer Menge aufnehmen und werden dabei Vergleiche zwischen ihnen und den vielen Slaven unserer Hochschulen machen können, die sehr zugunsten der Türken ausfallen werden. Auch die Lehrer — ich war selbst längere Zeit Lehrer an der Generalstabsschule — werden ihre helle Freude haben an den fleißigen, aufmerksamen und beispiellos dankbaren jungen Leuten.

Wir wollen bei unserer Untersuchung des türkischen Charakters diese oberen Schichten der Gesellschaft aber lieber ganz aus dem Spiel lassen, denn sie weisen, wie die obersten Schichten der europäischen Gesellschaft doch auch schon eine Reihe von internationalen Zügen auf, die unser Bild unklar machen könnten.

Begeben wir uns in den türkischen Mittelstand (mittlerer Beamtenstand, denn den Hauptteil des industriellen und kommerziellen Mittelstandes bildet in der Türkei der Nichttürke) und in das Volk der türkischen Provinz.

Ein wunderschöner Zug des Türken, der vorbildlich zu nennen ist, ist auch in diesen Kreisen die persönliche Dankbarkeit dem Lehrer gegenüber und die nie aufhörende Hochachtung vor ihm, auch wenn letzterer ein Christ war. In diesem Sinn wird das Kind schon früh erzogen und der Erwachsene vergißt nicht, was ihm als Kind gelehrt wurde. Dabei leidet der Türke keineswegs an Autoritätsvergötterung, sondern bewahrt sich stets sein eigenes Urteil.

Bei den großen Festtafeln, die Muhammed II., der Eroberer von Konstantinopel, zu geben pflegte, saß stets rechts des Herrschers sein alter Lehrer.

Damit zusammenhängend erscheint auch die hohe Achtung, die das Alter genießt. Der Türke wird sich stets erheben und

besonders respektvoll verneigen, wenn ein alter Mann in das Zimmer tritt, dem Lehrer und dem Greise, sowie dem Padischah wird die Hand geküßt.

Wenn der in der Achtung höher Stehende spricht, so schweigt der tiefer Stehende, sei er Schüler, Untergebener oder freiwillig die Superiorität des anderen Anerkennender. Muß er selbst sprechen, so tut er das leise und in bescheidenster Form, oft in bedingter Ausdrucksweise. Alles am Sprechenden ist Achtung und Ergebenheit.

Der Türke ist schüchtern, um nie zu verletzen und von einer ihn nie im Stich lassenden Beherrschung der Form. Um nicht zu heftig zu werden und mit den Händen zu lebhaft zu agieren,[1] war es in früherer Zeit Sitte und findet sich auch heute noch, eine Bernstein- oder Halbedelsteinkugel während des Gespräches in den Händen zu rollen.

Würde, Ruhe, Anstand, Mäßigung, vollendete Liebenswürdigkeit, die nie „nein" sagt, wenn sie eine Bitte auch nicht erfüllen kann und daher ganz unrichtigerweise oft in den Geruch der Falschheit kommt, Zurückhaltung und Bescheidenheit und all das, je fremder die Umgebung ist, desto mehr, das ist der Türke von außen.

Aber auch im Inneren sucht er das Gleichmaß der Seele als sein Ideal.

Der Prophet sagt: „Wer gesunden Leibes ist und ruhig im Gemüte, ohne Sorge für das tägliche Brot, der ist so, als hielte er die Welt in seiner Hand."

Die aequa mens der Römer, dort ein Ergebnis philosophischen Nachdenkens, ist hier eine Selbstverständlichkeit. Größe im Unglück, Ertragen von Widerwärtigkeiten aller Art, eine stille Resignation gegenüber dem Glück, bescheidene Zu-

[1] Wir finden im Gegensatz zu dieser älteren Sitte heute das den Juden und Griechen entlehnte Sprechen mit den Händen auch bei den Türken in hohem Maße.

friedenheit mit Wenigem, neidloses Betrachten fremden Glückes, all das kann man beim Türken jeden Tag beobachten.

Ein Sprichwort aus 1001 Nacht lautet: „Fordere vom Schicksal keine Gerechtigkeit, du tust ihm damit Unrecht; klage es nicht an, wenn es ungerecht ist; es gibt keine Gerechtigkeit auf Erden." Darin liegt für viele ein Trost und eine Hoffnung für das Jenseits. Viele aber bezeichnen ihr Unglück gar nicht als Ungerechtigkeit, denn sie fühlen sich vom ersten Augenblick ihres Entstehens an bis in alle Ewigkeit in der Hand Allahs. Er tut, was er will und der Mensch hat weder genug Verstand, noch irgend ein Recht, um das, was Allah schickt, zu beurteilen oder gar zu kritisieren. Im Kapitel von der Religion wird noch Weiteres darüber gesagt werden.

Allah wird geben, was er geben will; er wird nehmen, was er nehmen will.

Diese auf religiöser Grundlage beruhende Resignation — es ist alles vorherbestimmt (Kismet) — hat zweifellose Schattenseiten. Sie erschwert den Konkurrenzkampf gegen Menschen, die nicht solchen Anschauungen huldigen und erzeugt im großen und ganzen eine dem Vorwärtskommen schädliche Gleichgültigkeit gegen das Leben.

Die leitenden Kreise der Türkei haben sich, ebenso wie ein Teil der Gebildeten, von diesem alten Grundsatz frei gemacht, aber das Volk ist noch in ihm befangen und setzt daher vorwärts treibenden Absichten teilweise ganz unbewußt einen passiven, aber starken Widerstand entgegen.

Es liegt ja auch auf der Hand, daß demjenigen, der alles von Gottes Fügung erwartet, eine Änderung bestehender Zustände durch Menschenwillen und Menschentat unsympathisch erscheinen muß. Wenn Allah es ändern will, dann ändert er es schon ohnehin, das heißt, ohne unser Zutun. Will er es aber nicht, dann macht unser Wille nichts aus und unser Versuch zur Änderung wird kein Ergebnis haben.

Hier sind die Wurzeln jenes überaus großen Konservatismus zu suchen, der im türkischen Volk lebt.

Hieraus entsteht auch die Gleichgültigkeit, die das Volk gegenüber den Bauten an den Tag legt. Verschüttete Brunnen bleiben jahrzehntelang verschüttet, obwohl man ihrer dringend bedarf. In der Gegend von Urfa sind 1896 noch die Brunnen unbrauchbar gewesen, die bei der wilden Flucht der Bevölkerung nach der Schlacht von Nisib (1839, Niederlage der Regierungstruppen gegen den Ägypter Ibrahim Pascha) verschüttet worden waren. Die Gegend leidet unter dem Brunnenmangel heute noch.

Reparaturen werden ungern vorgenommen, man wohnt in einem Hause, bis es zerfällt. Man baut lieber etwas Neues, als daß man das Alte instand setzt.

Es ist heute wohl schon viel besser geworden als unter dem alten Regime, aber die Regierung hat in der Erziehung des Volkes, die Geistlichkeit in der geschickten Anpassung des religiösen sehr starren Systems an neuzeitliche Forderungen noch eine große Aufgabe vor sich.

In der niederen Geistlichkeit selbst sind noch eine Reihe ultra-konservativer Hemmungen vorhanden, teils aus praktisch-egoistischen Erwägungen heraus, teils wirklich aus naivem Glauben dieses sehr ungebildeten geistlichen Proletariats.

Eine reizende Erinnerung an das ursprüngliche Nomadentum — das im übrigen an dem Vernachlässigen der Bauwerke auch sein Teil Schuld hat — ist die aufs höchste entwickelte Gastfreundschaft des Türken. Ich könnte viele Hunderte von Beispielen aus eigener Erfahrung hier anfügen. Die Liebenswürdigkeit, Aufopferung und Freigebigkeit kennt keine Grenzen. Dem Gast wird das Beste des Hauses gegeben, er muß sich hüten, irgend etwas zu bewundern, da es ihm sonst unweigerlich geschenkt wird.

Ich habe monatelang mit türkischen Generalstabsoffizieren im Balkankriege in einem leer stehenden kleinen Hause gewohnt. Ich kam an, als die Herren, die teilweise bedeutend älter waren

als ich, sich schon eingerichtet hatten. Ich wurde als Gast behandelt und konnte trotz redlichstem Bemühen, Teilnehmer zu sein, diese Eigenschaft nur in bezug auf gemeinschaftliche Kasse für das Essen erreichen. Jeder kaum gedachte Wunsch ging in Erfüllung. Alles, was den Herrn gehörte, gehörte mir. Wenn ich an irgend einem Leckerbissen Freude hatte, wurde er von einem Herrn in riesigen Massen in Konstantinopel bestellt und fand sich, wenn ich morgens aufwachte, als Geschenk an meinem Bette. Ich war jeden Tag zum Nachmittagstee Gast im Großen Hauptquartier, weil ich das erstemal, als ich zufällig recht erfroren in den Eisenbahnzug einstieg, der dem Hauptquartier als Wohnung diente, eine sichtbare Freude über den heißen Tee und allerlei Gebäck an den Tag gelegt hatte.

Und nicht nur bei der Armee ist diese Gastlichkeit zu finden! Gehe zum ärmsten anatolischen Bauern und klopfe an seiner Türe. Du bist ein geehrter, verwöhnter und mit allem, was der bescheidene Haushalt vermag, verschwenderisch beschenkter Gastfreund des Hausherrn!

Die Reisenden, die an den üblichen Routen kleben und vor allem durch Mangel an Sprachkenntnis den Türken nicht vom türkisch sprechenden Armenier oder Griechen unterscheiden können, klagen mit Recht über die unverschämte Übervorteilung und Ausbeutung, über Diebstahl und Betrug, denen sie andauernd zum Opfer fallen. Die Fremdenstadt Konstantinopel hat da auch rein türkische Elemente gründlich verdorben (ganz ähnlich wie der Fremde auch unsere Gebirgsbewohner da, wo er in dauerndem Strome verkehrt, völlig verdorben hat).

Wer aber das Volk da gesehen hat, wo es fern vom Fremdenzug und ohne zu starke Beimischung griechischer und armenischer Elemente sein stilles, weltentrücktes Dasein führt, der wird mit mir übereinstimmen in dem Urteil:

Der Türke ist ehrlich, treu, anständig, der Typus dessen, was wir „einen guten Kerl" nennen.

Er ist kein Handelsmann, weiß mit dem Geld nicht umzugehen, gibt aus, was er hat, und darbt ebenso relativ vergnügt, wenn er nichts hat, und ist auf Grund dieser Eigenschaften nur allzu häufig das Opfer des schlauen, geizigen kleinasiatischen Griechen und des im Zusammenraffen und Übertölpeln genial zu nennenden Armeniers.

Eine plastische Schilderung des Anatoliers gibt der moderne türkische Dichter Achmed Hikmet in seiner Skizze „Usümdji" (Der Weintraubenverkäufer). Ich entnehme die hier angeführten Teile dem kleinen Werke Szamatolski's: „Aus türkischer Volks- und Kunstdichtung".

Hikmet sagt da folgendes, indem er den Weintraubenhändler, den er seine Ware verkaufen sieht, in seinen Gedanken als Typus des anatolischen Bauern anspricht:

„Hartnäckig bist du in deinem Denken, in deinen Gewohnheiten, in deiner Freundschaft, im Kriege. Nicht rasch gewöhnst du dich an Neues. Doch wenn du dich einmal daran gewöhnt hast, läßt du nicht leicht davon ab. Gutmütig bist du. Die, welche dich nicht leiden können, schädigen dich nicht, indem sie sich dir gegenüber stolz zeigen, sondern meist dadurch, daß sie sich schmeichelnd an dich drängen. Wenn du deine Arme, deine Füße schwerfällig wie ein Stier rührst, so wird aus deiner Haltung eine fast restlose Geduld, eine nicht einzuschüchternde Entschlossenheit offenbar. Dem weiten Meere ähnelst du, das nur schwer aufwallt. Doch wenn es geschieht, ist es wild und nicht leicht zu bändigen.

Des Vorteils Anbeter bist du nicht. Jenes Mittel zum Glück, das Stückchen Metall, das man Geld nennt, schätzt du nicht. Das ist deine Schuld. Verschwendung kennst du als eine Pflicht des Adels. Über deine Selbstsucht triumphiert allemal dein Stolz. Den Freund ziehst du deiner Seele vor. Oft lebst du um andrer willen. Für andere arbeitest du. Um anderer willen stirbst du. Während andere an dir Gefallen

finden, liebst du dich selbst nicht. Wann wirst du in deinem Dorfe dir einen Schurz vorbinden und dich an eine Maschine setzen? Wann wirst du, einen Zirkel in der Hand, dich über den Arbeitstisch lehnen, wann am Ladentische die Zinsen deines Kapitals berechnen? ....

Dies erwarten sie von dir, dies schieben sie dir als Schuld zu. Aber bleibt dir die Zeit dazu? Denn während du, nicht um deine Kasse zu füllen, sondern nur um den Hunger zu stillen, das Eisen des Pfluges umfaßt hältst, mußt du es inmitten des Feldes verlassen und zum Stahl der Flinte greifen. Von einer Grenze läufst du zur anderen. Du stirbst in Bulgarien, in Griechenland; Arabien und Kurdistan werden dein Grab; auf persischer und serbischer Erde findest du den Tod. Nur in deiner Heimat, in deinem Dorfe kannst du nicht leben, nicht sterben. Deine geliebte kleine Aïscha kannst du niemals in Ruhe sattküssen, dein kleines Mehmedchen nimmer in Liebe groß werden lassen.

Du bist wie eine uralte Platane. Gebrochen wirst du, doch nie gebeugt. Du stirbst, aber du klagst nicht. Während du das salzige Erdreich mit deinem Blute tränkst, das in deinen Stirnschweiß getauchte Stück Brot verzehrst, ziehst du schon wieder, überall wie eine Festung, mit deinen Wunden dem Feinde entgegen. Du hast das Aussehen eines Unterdrückers und bist doch ein Unterdrückter, in deiner Eltern Heim ein Fremder, auf deines Vaters, deiner Mutter Schoße eine Waise.

Dieses Anatolien, dieses Land der Witwen, ist dir wie eine Stiefmutter nur eine Peinigerin. Du bist das Schwert des Ostens, das nimmer in die Scheide fährt. Gehämmert wirst du, zäh und niedergeschmettert zerbrichst du. Aus jedem Stücke von dir ziehst du einen Funken, aus jedem Funken einen Blitz. Ja, Türke, du besitzst eine göttliche Kraft, einen Born, der nie versiegt."

Das türkische Volk, bis hinauf in verhältnismäßig hohe Schichten, leidet noch stark an dem Mangel an Unterricht und Bildung. Namentlich in der Epoche Sultan Abdul Hamids ist nur verschwindend wenig Geld für Kulturzwecke übrig geblieben und das Wenige, was tatsächlich ausgeworfen wurde, ist in die Taschen unredlicher Beamten versickert. Man nannte das in Mesopotamien: „Es wird von den Kamelen gefressen."

Die neue Regierung bemüht sich ernstlich um die Bildung des Volkes. Der mir nahe bekannte Wali von Adana ist Spezialist in der Gründung von Volksschulen, Lehrer- und Lehrerinnenseminaren usw. Ich glaube, er hat in den wenigen Jahren seiner Amtsführung in seinem Wilajet an die siebzig Schulen neu gegründet.

Bis jetzt gab es 90 bis 95 Prozent Analphabeten in der Türkei. Die nächste Generation wird zweifellos schon geringere Prozente von solchen aufweisen. Es ist im Volke selbst Bildungsbedürfnis vorhanden. Wenn man einen Türken fragt, warum er nicht lesen und schreiben gelernt hat, so bekommt man häufig zu hören: „Mein Gott! Es war nicht möglich." Und dann mit einem stolzen Lächeln: „Aber meine Kinder lernen es. Inschallah" (Gott gebe es).

Wie notwendig die Bildung für die Türkei ist und wie sehr diese Notwendigkeit anerkannt wird, geht aus den Worten Mustafa Bêha Beys, des ehemaligen Direktors des Unterrichtsdepartements, hervor, der sagte:[1]

„Was fehlt den Völkern des ottomanischen Reiches um gegen den Fortschritt hinzumarschieren? Nur die Bildung! Die Bildung ist das einzige Mittel zur Befreiung des menschlichen Geistes. Ohne sie ist jede Tat leer, jedes Bemühen kindisch."

Eine Eigentümlichkeit im Wesen des Türken, die ich schon kurz gestreift habe, bleibt noch näher zu betrachten: das ist

[1] P. Rohrbach, Der deutsche Gedanke. 1912.

sein Mißtrauen. Eine Offenheit im deutschen Sinne werden wir vergeblich suchen. Selbst dann, wenn der Türke sich ausspricht, behält er noch eine Reserve unausgesprochen bei sich. Er ist ein Freund von Geheimnissen und sehr neugierig. Die Entstehung dieser Charaktereigenschaft hängt mit seinem asiatischen Ursprung zusammen. Sie ist fast allen asiatischen Völkern in hohem Maße eigen.

Beim Türken mag sie im letzten Jahrhundert dem Europäer gegenüber noch beträchtlich gewachsen sein.

Sein großer gesellschaftlicher Takt verhindert ihn daran, das Mißtrauen deutlich zu zeigen, und seine gesellschaftliche Gewandtheit erlaubt ihm, eine große *scheinbare* Offenheit an den Tag zu legen, so daß der weitaus plumpere Fremde das lange Zeit nicht merkt. Der Türke spricht auch nicht gern von dem, was er weiß und sich über Gott und die Welt denkt. Er gleicht gar nicht der europäischen Henne, die über das verunglückteste Ei ein großes Gegacker anschlägt.

Sein Grundsatz ist:

„Weise ist, wer viel weiß und wenig davon zeigt."

Diese Lehre hat er vom Arabischen übernommen und wohl beherzigt. Er hört gerne zu, denkt sich sein Teil dabei und bildet sich ein scharfes Urteil über die Menschen.

Obwohl der Türke selbst wenig Neigung zu positiver Arbeit hat, — denn er ist im Grunde genommen bequem und ein Feind jeder Überanstrengung — ist er doch scharf in der Kritik und findet, auch ohne selbst den Stoff zu beherrschen, die Schwächen fremder Einrichtungen und fremder Meinungen mit einer Art „kritischen Instinkts" heraus. Er beschäftigt sich mit Vorliebe mit theoretischen Fragen, auch da, wo die weniger wissenschaftliche und mehr praktische Betätigung vorzuziehen wäre. Seine Vorliebe für das Theoretische erschwert ihm den Schritt von der Überlegung zum Entschluß und vom Entschluß zur Tat und er bedarf stets des Hinweises, daß es im menschlichen Leben immer mehr

darauf ankommt, daß überhaupt etwas geschieht, als daß das denkbar Beste zu spät oder zu verzwickt vollbracht wird.

Seine Neugierde veranlaßt ihn, alles Fremde sich anzuschaffen, ohne es dann zu benützen. Es bleibt stehen, ungebraucht oder falsch gebraucht und verkommt. Diese Neigung haben sich gewissenlose europäische Kaufleute zunutze gemacht und haben der Türkei unbrauchbares Material und Waren schlechtester Qualität in Unmassen verkauft.

Auch hier wird die höhere Bildung und das allmähliche Heranziehen technischer Kräfte (für Technik hat der Türke noch gar keinen Sinn, obwohl er, wie mir Ingenieure versicherten, wegen seiner Ruhe, gut angelernt, ein brauchbarer Arbeiter wird) einen allmählichen Umschwung herbeiführen.

Denn der Türke ist durchaus gelehrig. Es kommt nur darauf an, daß er Gelegenheit und einen gewissen Zwang zum Lernen findet. Seine Zufriedenheit mit sich und der Welt ist sein großes Hemmnis und die Ursache einer mangelnden Gründlichkeit.

Daher ist er als Organisator noch auf fremde Hilfe angewiesen. Deutscher Geist gründlichster Gründlichkeit in sein Wesen verpflanzt, wird für ihn von heilsamsten Folgen sein. Französisches Wesen mit seiner Oberflächlichkeit und Geschwätzigkeit ist Gift für den Türken, russische Halbkultur desgleichen. Der Engländer aber wird vor Ausbeutungsabsicht nie dazu kommen, allgemeines Vertrauen zu gewinnen, denn da, wo die Türkei England Vertrauen gezeigt hat, wie noch kürzlich in der englischen Marinemission, ist sie auf das Niederträchtigste betrogen worden.

Und das vergißt der Türke nie.

Wir können mit diesen kurzen Erörterungen die spezielle Schilderung des türkischen Charakters abschließen, da ja das ganze Buch auf jeder Seite Beiträge zu diesem Thema liefern wird.

Von größter Bedeutung auf die Ausbildung des Volkscharakters war natürlich die Religion, der Islam. Selbst seine

Nomadenreligion, wirkte dieser auf das alte Nomadenvolk der Osmanen sehr stark ein, indem er uralte Züge vertiefte, neue hinzufügte und seiner detaillierten Systematik entsprechend zu fast allen Tätigkeiten des alltäglichen Lebens Stellung nahm oder besser gesagt, diese in Beziehung zu sich brachte.

Dabei gelang es ihm nicht, wie dies noch keiner Religion gelang, den Aberglauben zu ersticken, der auch heute noch im Orient herrscht und oft das Leben beherrscht.

Glaube und Aberglaube gehören so sehr zu den Eigentümlichkeiten des türkischen Orients, daß ihre, wenn auch nur umrißartige Schilderung für das Verständnis von „Gesellschaft und Sitte" unumgänglich notwendig ist.

Die oberen Schichten der Gesellschaft haben sich größtenteils wohl innerlich vom unbedingten Glauben frei gemacht, aber die Masse des Volkes und die zahlreichen Vertreter streng religiöser Richtung, die bis in die vornehmsten und gebildetsten Kreise sich erstrecken, halten an dem Glauben und den Gebräuchen des Islam zähe fest. Daneben herrscht im Volke ein ausgeprägter Aberglaube, der in gleicher Weise, wie bei uns, einige seiner weitverzweigten Saugwürzelchen bis in die Gesellschaftskreise ausstreckt, die ihrer Bildung nach in dieser Hinsicht „jenseits von Gut und Böse" sein könnten.

3. Die Persönlichkeit Muhámmeds[1]

Muhámmed, der Gesandte Gottes, steht durchaus im Mittelpunkt des religiösen Empfindens der Muslíman.[2] Die Bedeutung seiner Persönlichkeit für das religiöse Empfinden entspricht etwa derjenigen von Jesus für das religiöse Empfinden innerhalb der modernen Richtung des Protestantismus. Muhammed ist kein Gott, aber ein gottbegeisterter oder ein gottgesandter Mensch.

Eine Vergleichung beider Persönlichkeiten liegt nahe. Soweit sie historisch sind, kann gesagt werden: Muhammed ist seinem Wesen nach Nomade, dazu typischer Araber, wild, ungestüm, grausam, gewaltsam, der Intrige nicht abgeneigt, durch Erweckung von Furcht und mit politisch-militärischen Mitteln Anhänger gewinnend. Jesus ist ein sinnender jüdischer Handwerkersohn, milde, geduldig, weich, nicht ohne hohe Energie, aber der Betätigung jeglicher politischen Gewalt abgeneigt, offen, nur bedacht auf das Gemüt einzuwirken, als Persönlichkeit, also rein menschlich betrachtet, auch für den dogmatisch in keiner Weise Gebundenen, höchst sympathisch und anziehend; seine ersten Anhänger sind seine persönlichen Freunde gewesen. Muhammed Dichter und Politiker, Jesus Ethiker! Muhammed Naturkind, allen Instinkten naiv unterliegend, Jesus das Kind eines durch alte Kultur und strenge gesellschaftliche Formen durchsetzten, aber politisch zugrunde gegangenen Volkes.

Die historische Persönlichkeit Muhammeds ist uns viel schärfer umrissen erhalten geblieben als die von Jesus. Vielleicht weil die Umgebung Muhammeds wie auch seine ersten

---

[1] Wir behalten die in Deutschland übliche Schreibweise Muhammed bei, obgleich Muhammad der arabischen Aussprache näher kommt. Muhammad läßt sich etwa übersetzen mit „Der Vielgepriesene".

[2] Muslim, Plural Muslíman. Der Ausdruck Muselmänner ist ein Unding.

Jünger gebildeteren Gesellschaftsschichten angehörten, so daß eine sofortige Aufzeichnung seiner Aussprüche und Taten in höherem Maße erfolgte als bei Jesus.

Aber auch bei Muhammed war die stets bereite Legende geschäftig an der Arbeit, ein Gewebe von Histörchen, Anekdoten und Wunderdingen aller Art zu weben.

Muhammad Ibn Abdallah Ibn Abdalmuttalib Ibn Haschim Ibn Abdmanaf! Das ist der mit dem Zusatz seiner Ahnen versehene Name des Gewaltigen. In bescheidensten Verhältnissen ist er aufgewachsen. 571 nach Christi Geburt in Mekka wurde er als Sohn eines kleinen Kaufmanns geboren. Ob sein Vater seine Geburt noch erlebt hat, ist fraglich. Als er fünf Jahre alt war, starb auch seine Mutter. Muhammed kam in das Haus seines Großvaters Abu Talib. Die Vermögensverhältnisse waren so schlecht geworden, daß Muhammed sein Leben als Hirte, also mit einer den Beduinen höchst verächtlichen Beschäftigung fristen mußte.

Da klopfte das Glück bei ihm an und der aufgeweckte junge Mann trat in die Dienste einer reichen Witwe namens Chadidscha, die sich trotz oder infolge ihrer 38 Jahre in den Fünfundzwanzigjährigen verliebte und ihn heiratete. Dadurch wurde Muhammed aus seiner großen Armut in großen Reichtum versetzt und wohl auch in jeder anderen Hinsicht von der energischen und umsichtigen Frau gefördert und gehoben. Er war untröstlich über ihren Tod als sie, 65 Jahre alt, starb und hat ihr auch bis an sein Lebensende ein aufrichtiges Gefühl von Dankbarkeit bewahrt. Er sagte, als Ayscha, seine spätere Lieblingsfrau, ihn nach Chadidscha fragte: „Allah hat mir keine bessere gegeben. Chadidscha liebte mich, als ich arm und ohne Stütze war. Sie glaubte meinen Worten in der Zeit schon, als die Welt mich noch der Lüge zieh. Sie war großmütig und edel gegen mich, als alle Menschen meine Feinde waren. Sie gab mir alles was sie besessen; opferte für mich Gut und Blut."

Einige Forscher gehen nun so weit zu sagen, daß Muhammed Halluzinant, Hysteriker und Epileptiker war und Chadidscha, sich des Zustands ihres Mannes schämend, oder seine geschäftliche Ausnützungsmöglichkeit erkennend, ihn dazu vermocht hat, den Gottbegeisterten zu *spielen*.

Darnach wäre Muhammed ein genialer Betrüger gewesen.

Ich kann mich aus einer Reihe von Gründen dieser Ansicht nicht anschließen. Muhammed war schon 40 Jahre alt, als die religiösen Reformideen entscheidenden Einfluß auf ihn gewannen. Die Anfälle, in denen er die „Hersagungen" (= qur'an) produzierte, können ebenso gut wirkliche Ekstasezustände gewesen sein, wobei der eine eine offenbarende Einwirkung Gottes, der andere eine pathologische Erscheinung annehmen möge.

Ich füge hier als ganz besonders charakteristisch und vom rein psychologischen Standpunkt unmittelbar auf Muhammed anwendbar bei, was Nietzsche über seine Inspiration zu seinem gewaltigen Buche „Also sprach Zarathustra" im „Ecce homo" schrieb:

„Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der Tat die Vorstellung, bloß Inkarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung, in dem Sinn, daß plötzlich mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, etwas *sichtbar*, hörbar wird, etwas, das Einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand . . .

Eine Entzückung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einem Tränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommenes Außersichsein mit dem distinktesten Bewußtsein einer Unzahl feiner Schauer und Überrieselungen bis in die Fußzehen . . .

Alles geschieht im höchsten Grade unfreiwillig, aber wie in einem Sturme von Freiheitsgefühl, von Unbedingtsein,

von Macht, von Göttlichkeit . . . Die Unfreiwilligkeit des Bildes, des Gleichnisses ist das Merkwürdigste . . .

Es scheint wirklich, . . . als ob die Dinge selber herankämen und sich zum Gleichnis anböten."

Diese feine Schilderung eigener ekstatischer Zustände scheint mir für Muhammed außerordentlich gut zu passen. Er war lange Zeit seines Lebens einsam, als Hirte und als Karawanenkaufmann. Die Steigerung religiöser Empfindungen durch die Eindrücke der Einsamkeit in religiöse Ekstase ist gar nichts Seltenes oder Unwahrscheinliches. Dazu ist auch dem heidnischen Nomaden ein mystischer Zug eigen, der sich bei Muhammed mit der monotheistischen Idee des Judentums verband — seine Umgebung bestand zum großen Teil aus Juden — und ihn allmählich ganz in Besitz nahm.

Er fühlte sich in seinen Zuständen als Medium Gottes. Für die Unfreiwilligkeit seiner Korane spricht, daß sie anfangs ganz mystischen Inhalts waren, erst später, wo durch die Gewöhnung auch unbedeutendere Anlässe die Ekstase auslösen konnten, beschäftigen sich die Korane mit konkreten Dingen und Aussprüchen, die der Augenblick notwendig machte.

Im ganzen bildeten die Korane eine unzusammenhängende Masse, die als Spruchsammlung ebenso wie die λογοι Ιησους noch nicht geeignet waren, ein religiöses System zu bilden. Erst die Bearbeitung und naturgemäß notwendige Erweiterung durch gebildete Menschen mit dem Zwecke, ein System zu schaffen, haben den Koran, wie die Evangelien, hervorgerufen.

Die Araber treten Muhammed sehr mißtrauisch gegenüber, und die Juden sahen in ihm einen Dilettanten ihrer Schriftgelehrsamkeit. So war Muhammed lange Zeit vielleicht eine „merkwürdige" Erscheinung, aber jedenfalls einsam und ohne jeden Anhang.

Erst die „Bekehrung" Abu Bekrs im Jahre 616, dessen neunjährige Tochter Aysha Muhammeds vergötterte Lieblings-

frau wurde, und die Omars 617 gewannen dem Propheten werbende Kräfte, damit aber auch offene Feindschaft der Koraischiten, einer mächtigen Gruppe in Mekka. Als Muhammed Verbindungen mit den Juden einging und einigen Anhang in Medina gewann, wurde er den Mekkanern lästig. Er entging (nach der Legende vom Engel Gabriel gewarnt) mit knapper Not den Mördern durch seine Flucht nach Medina (arabisch Hidschra). Dieses welthistorische Ereignis fällt auf den 18. oder 19. Juni 622.

Für die Auffassung des Islams von der Bedeutung des Propheten ganz besonders charakteristisch ist es, daß die islamitische Zeitrechnung nicht mit der Geburt des Propheten, sondern mit dem Tage der Hidschra beginnt, das heißt mit dem Tage, wo der Prophet, an dem Erfolg seiner innerlich-religiösen Mission verzweifelnd, den Weg zur gewaltsamen Bekehrung Andersgläubiger mit politisch-militärischen Mitteln betritt. Dies Motiv der Gewaltsamkeit blieb dem Islam, dessen Ziel nun die Eroberung der Welt wurde, jahrhundertelang treu, im eigenen Lande aber wurde es durch die Klugheit der Osmanen in eine ausgesprochene Toleranz verwandelt, namentlich als die Religion durch Machtfragen nicht mehr gefährdet werden konnte. Im Koran lautet Vers 59 der 11. Sure: „Die Gläubigen, seien es Juden, Christen oder Sabier,[1] wenn sie nur glauben an Gott, an das jüngste Gericht und Gerechtigkeit üben, so werden sie einstens belohnt werden von ihrem Herrn."

Dem Christentum, in reiner Milde und ohne jeden politischen Gedanken aus dem Herzen des Gütigsten der Menschen geboren, wurden erst durch Einflüsse, die von dem Grundwesen

[1] Die Sabier oder Zabier waren eine Religionssekte in Mesopotamien. Im 6. Jahrhundert gab es zwei Arten von Sabiern, die Harranier und Mandäer, die sich ganz allgemein gesprochen dadurch voneinander unterschieden, daß die einen Sternenanbeter, also Götzendiener, waren, die anderen an Jesus als Propheten glaubten und viel vom Christentum angenommen hatten.

seines Stifters sich weit entfernten, im Laufe der Zeit politische Motive eingeimpft, so daß es in Wahrheit zur intolerantesten aller Religionen des Erdkreises geworden ist.

Muhammed begründete sein Ansehen in Medina durch militärische Unternehmungen zuerst gegen reiche Karawanen, die zu dem heidnischen Heiligtum der Kâaba nach Mekka pilgerten. Später richtete er diese Unternehmungen gegen Mekka selbst. Er war zum Menschenkenner geworden und schaffte sich durch Verteilung der Beute und sein wachsendes militärisch-politisches Ansehen eine große Zahl Anhänger, die dann von selbst auch Jünger seiner religiösen Lehre wurden.

Missionäre dieser Lehre, die er in Form von Gesandtschaften an den Negus von Abessynien, den Fürsten von Syrien, den Hof von Persien, den arabischen Fürsten von Yamana und endlich als erste Berührung des Islam mit Byzanz an den Kaiser Heraklius sandte, hatten keinen Erfolg.[1] Sie mußten den gläubigen Muslim in der Ansicht bestärken, daß Feuer und Schwert besser und rascher wirken als Überredung.

Zwischen Medina und Mekka kam es zu heftigen und im Erfolge wechselnden Kämpfen, die aber mit dem Triumphzug des endlich siegreichen Propheten zum Pilgerfest nach Mekka im Jahre 632 endeten.

Mit diesem größten Triumph seines Lebens schied er von seinen ihn schon fanatisch Verehrenden. Am Nachmittag des 8. Juni 632 starb er in der Hütte seiner Lieblingsfrau Ayscha.

Er hatte zwölf Frauen.[2] Nach einer Offenbarung waren dem Muslim nur vier erlaubt, dem Propheten aber so viel er wollte und der Gläubige erklärte diese Sonderstellung damit, daß Gott

[1] Eine solche Schrift, an die ägyptischen Kopten gerichtet, ist um die Mitte des 19. Jahrhunderts entdeckt, später aber als Fälschung erklärt worden.

[2] Chadidscha, Aysch a, Sauda, Hafsa, Saïnab, Omm Salama, Saïnab II, Dschauaïria, Safia (Jüdin), Omm Habiba, Maïmuna, Raihana. — Die Koptin Miriam war nur Konkubine.

Muhammed für die Schwierigkeit und Unrast des Propheten-tums ausgiebigsten Liebesgenuß als Ersatz bewilligt habe. Die Prophetenfrauen führen alle den Titel „Mutter der Gläubigen". Manche Forscher führen die fortgesetzten Eheschließungen auf rasende Sinnlichkeit zurück, die den Propheten in gereifteren Jahren erfaßt habe. Bis zu einem gewissen Grade mag das richtig sein. Man darf aber nicht vergessen, daß keine Frau dem Propheten einen Sohn schenkte und daß es nahe liegt, daß der Prophet schon deshalb immer neue Frauen nahm. Denn seine Herrschaft war doch schon eine weltliche geworden und der Prophet hätte ebenso wie Napoleon gerne eine Dynastie begründet.

Muhammed kann heute noch dem Beduinen ein rein menschliches Ideal sein,[1] er ist der Prototyp des Wüstensohnes. Wenn er, wie auch seine Lehre, manches Rätsel aufgibt, so darf man meines Erachtens deshalb keine Rückschlüsse auf die Bedeutung seiner Persönlichkeit ziehen, die diese etwa zu einer Erscheinung zweiten Ranges herabsetzen würden.

Es soll nur irgend jemand versuchen, aus einem armen, verachteten Hirten ein Überwinder des enormen arabischen Konservatismus, ein Überwinder einer gegen ihn mobil gemachten erdrückenden militärisch-politischen Übermacht zu werden und als Triumphator nach Mekka zu ziehen, ein ganzes Volk zu seinen Füßen!

Da kommen die Motive, die ihn leiteten, für die Bewertung der absoluten Größe der Persönlichkeit nicht mehr in Betracht. Mag christliche Sympathie auch andere Richtung haben, hier sagt der durch ein ganzes Leben im Auge behaltene, mit grenzenloser Energie erstrebte, erarbeitete und erkämpfte Erfolg: Muhammed ist durchaus eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der Weltgeschichte.

[1] In seiner legendären Form natürlich allen Muhammedanern, obwohl die islamitische Theologie sehr freimütig bekannt, daß menschliche Schwächen dem Propheten nicht fremd waren.

4. Der Islam als Religion

Die ersten, sehr unzusammenhängenden Lehren des Islam bildeten, wie schon erwähnt, die in der Ekstase hervorgebrachten Worte Muhammeds, die arabisch qur'an = Hersagung genannt wurden.

Diese qur'an wurden teils durch einen Sklaven Muhammeds, Said, notiert, teils mündlich verbreitet. Die islamitische Tradition unterscheidet die mekkanischen qur'an und die medinischen, erstere vor, letztere nach der Hidschra ausgesprochen.

Die erste Spruchsammlung Muhammeds besorgte sein Schwiegervater Abu Bekr in wohl nicht ganz vollkommener Weise. Unter dem dritten Khalifen wurde eine Sichtung der entstandenen Sammlungen vorgenommen, man verhörte weitere einwandfreie Zeugen und stellte eine erste Gesamtausgabe zusammen. Noch später erfolgte eine stilistische Überarbeitung des Ganzen. Diese bildet die Grundlage der arabischen Literatur.

Neben den qur'an[1] bilden sich weitere Zeugnisse aus dem Leben des Propheten, die mehr oder weniger starken legendären Einschlag haben. Sie heißen Hadit. Interessant an ihnen ist die auch in der christlichen wie in jeder Legende zu beobachtende Neigung der Menschen zu Übertreibungen und zur Annahme von Wundern. Auch die Hadit bringt eine mit den quran nicht vereinbare Lehre hervor, daß Muhammed nicht nur in seinen Extasen als Bote Gottes aufzufassen ist, sondern in seinem ganzen Lebenswandel.[2]

[1] Der Koran hat 6206 Sätze, von denen jeder einzelne als göttliches Wunder betrachtet wird. Die Sätze sind verschieden lang. Sie enthalten 1—68 Worte. Die ganze Masse ist geteilt in 114 Suren (Kapitel), von denen jede 3—286 solcher Sätze enthält. Es gibt eine Reihe von Muhammedanern, die den ganzen Koran auswendig können, viele, die Hunderte von Sätzen können, ohne Arabisch zu verstehen.

[2] Vgl. aber die Anschauung der islamitischen Theologie S. 42 Anm. 1.

Dieser Lebenswandel, bestehend aus einzelnen Handlungen, Unterlassungen und Worten, heißt arabisch Sunna. Daher die Bezeichnung Sunniten d. h. die an die Sunna Glaubenden für die Hauptgruppe der Muhammedaner, die sich unterscheiden von der in der Hauptsache persischen Nebengruppe der Schiiten, die auch in bezug auf die Frage der direkten Nachfolge des Propheten anderer Anschauung als die Sunniten sind, indem sie diese über des Propheten Schwiegersohn Ali und dessen Sohn Hussein leiten.

Sehr frühzeitig ergab sich der Wunsch der Gläubigen, ihrem fanatischen Erfassen der neuen Lehre entsprechend, eine religiöse Vorschrift für alles Tun und Lassen, ein minutiöses Gesetzbuch zu haben. Hier lieferten der Koran zu wenig und die Hadit zu Unsicheres. Nun beginnt eine ausgedehnte Arbeit der Theologen und Rechtskundigen an der Hadit. Als Endergebnis finden sich die kanonischen Werke (assihah assita) von sechs Männern,[1] die alle Vorschriften für das ganze Leben enthalten.

Um unseren Lesern einen Begriff zu geben, bis in welche Einzelheiten die religiösen Vorschriften sich erstrecken, führen wir den Inhalt einzelner Abschnitte des Werkes des islamitischen „Kirchenvaters" Bucharis an: Glaube, Waschungen, Gebete, Begräbnis, Armensteuer, Wallfahrt, Fasten, Kauf und Verkauf, Miete, Leihen, Geldwesen, Gesellschaft, Testamente, Weltschöpfung, Prophetengeschichten, Beutezüge (!), Exegese des Korans, Ehescheidung, Ausgaben im Haushalt, Speisen, Behandlung eines Neugeborenen, Schlachten und Jagen, Getränke, Medizin, Niesen und Gähnen (!!), Schwüre, Erbrecht, Rechtskniffe usw. usw. ad infinitum. Schon daraus mag klar werden,

[1] Diese sechs „Kirchenväter" der Muhammedaner waren: Buchari † 870; Muslim † 875; Tirmidy † 892; Nasaï † 915; Abu Daiid † 888; Ibn Madscha † 886.

welche Starrheit in dem ganzen Aufbau herrscht und daß der einzelne diesem ganzen System hilflos gegenübersteht.

Der reine Glaube gründet sich auf dem Satz „la ilaha illalah muhammadun rasulalla", es gibt keinen Gott außer dem Gott, Muhammed ist der Bote Gottes.

Viel mehr weiß der gewöhnliche Muslim von der Glaubenslehre nicht und braucht auch nicht mehr zu wissen. Seiner Vorstellung ist Spielraum gelassen, nicht, weil die Glaubenslehre nicht verfeinert worden wäre, sondern weil seine Unbildung ein tieferes Eingehen nicht gestattet und weil der Glaube allein ihn gar nicht selig macht. Dazu ist nötig das Gebet, das Fasten, das Almosen und allerdings nicht in der Form einer conditio sine qua non die Wallfahrt nach Mekka. Der Islam hat die Anerkennung des einigen Gottes vom jüdischen Glauben in vollendeter Reinheit und Einfachheit übernommen.

Erst die arabische Scholastik hat ein gründlich kompliziertes System des Glaubens geschaffen. Die orthodoxe Lehre stellt sogar die über das reine Bekenntnis hinausgehende Anforderung an den Gläubigen: „Der Muslim hat die Pflicht zu wissen, was in bezug auf Gott und in bezug auf seine Propheten[1] notwendig, unmöglich und möglich ist."[2]

Diese Forderung wird nur von den Gebildetsten erfüllt und gerade unter diesen gibt es doch wieder viele, die dem scholastischen Ausbau der einfachen Bekenntnisformel zu einem System mit unphilosophischen Gottesbeweisen etwas skeptisch gegenüberstehen, wenngleich Immanuel Kants Kritik und seine scharfe Scheidung von Wissen und Glauben auch im gebildetsten Orient kaum einen Kenner hat.

Nach dem System der scholastischen Theologie des Islams hat Gott 41 Eigenschaften, 20 notwendige, 20 unmögliche und

[1] Darunter rechnet die Glaubenslehre der Muhammedaner unter anderem Noah, Abraham, Moses, Jesus.

[2] Nach Martin Hartmanns vorzüglichem Buche „Der Islam", Leipzig 1909.

eine mögliche. Uns interessiert nur eine der unmöglichen, nämlich die, daß Gott unmöglich zeitlichen Dingen (also auch dem Menschen) ähnlich ist. Hierin liegt eine deutliche Absage an den jüdischen Anthropomorphismus, welch letzterer sich in dem Satze kundgibt, daß Gott den Menschen zu seinem Ebenbilde geschaffen hat. Durch diesen Satz von der Unähnlichkeit Gottes mit dem Menschen ist es ausgeschlossen, bildliche Darstellungen von Gott zu fertigen. Die Moscheen enthalten keine Bilder. Natürlich ist es nicht gelungen, aus dem Volksbewußtsein alle anthropomorphistischen Vorstellungen von Gott fernzuhalten,[1] aber jedenfalls ist festzustellen, daß die Vergeistigung der Auffassung vom Wesen Gottes auf den Gottesdienst selbst in durchaus günstiger Weise eingewirkt hat. Das Gebet der Muhammedaner und der Gottesdienst in den Moscheen haben etwas ungemein Würdiges, Weihevolles und Ernstes an sich und die Auffassung des Islam von Gott steht durch diesen Satz allein der Forderung Christi: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten" wesentlich näher als die spätere christliche Auffassung, die Gott aussehen läßt wie einen Menschen und Abbildungen Gottes zu Kultuszwecken macht. Die Gefahr der Anbetung der Bilder liegt bei der Masse der ungebildeten Menschen immer vor, eine Gefahr, die die Juden schon vor Jahrtausenden erkannt haben, wenn sie Gott im Dekalog sprechen lassen: „Du sollst Dir keinerlei Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen." —

Nur in der Lehre vom Leben nach dem Tode ist der Muslim rein materialistisch. Koran Sure 36, 57 sagt: „Köstliche Früchte und alles, was sie nur wünschen, werden sie (= die Seligen) dort haben."

Der Muhammedaner glaubt, daß in der Todesstunde zwei Engel die Handlungen des Menschen aufschreiben, der zur

[1] Muhammed selbst hatte übrigens noch eine ausgesprochen anthropomorphistische Vorstellung von Gott, desgleichen die islamitische Tradition, die sich Gott als bartlosen Jüngling vorstellte.

rechten Seite die guten, der zur linken die bösen. Düster schildert die 50. Sure die Tätigkeit dieser Engel: „Wenn die zwei zusammentreffenden Engel dem Menschen begegnen, dann wird er kein Wort hervorbringen können und nur der Wächter neben ihm ist geschäftig, aufzuzeichnen." Schon bei Lebzeiten sind, wie die 83. Sure sagt, „Hüter" über den Menschen gesetzt, „edele, schreibende, welche wissen, was Ihr tut".

Ein gewisser Widerspruch bleibt bestehen zwischen der Lehre von der absoluten Vorherbestimmung aller Schicksale und mithin auch aller Taten des Menschen und seiner schließlichen persönlichen Verantwortlichkeit für eben diese Taten.

Eine merkwürdige Anschauung ist vielfach im Orient vertreten, daß nämlich der Todesengel, der nach der 22. Sure „euch fortnehmen wird", da er „mit euch betraut ist", es nicht wagt, an den Menschen heranzutreten, so lange ein Bau, den dieser Mensch unternommen hat, nicht ausgeführt ist. Nun kommt es aber doch vor, daß ein Mensch, während er ein Bauwerk ausführen läßt, stirbt. Ist das der Fall, dann bleibt die Ruine jahrelang stehen und endlose Beschwörungszeremonien und Opfer müssen die erzürnten Dämonen erst wieder besänftigen, die offenbar an dem Tode, den der Engel nicht verursacht haben kann, Schuld hatten.

Im allgemeinen aber führt der Tod den Muhammedaner zum Frieden. Gott ist gnädig und barmherzig. Schön und ergreifend ist das islamitische Grabgebet: „O Gott! Laß sterben im Glauben diejenigen unter uns, denen du Leben und Tod gegeben hast. Schenke uns Barmherzigkeit und Frieden."

Wirkliche Friedenshöfe sind auch die türkischen Begräbnisstätten. Oft ruhen die Toten in den Gärten der Häuser.[1] Büsche umwuchern die einfachen von steinernen Fez oder Tur-

[1] Wie die Ausgrabungen von Assur beweisen, bestand auch schon bei den alten Assyrern die Sitte, die Toten in den Gärten und sogar in den Kellern der Häuser zu beerdigen.

ban gekrönten Grabsteine, die die Form eines Brettes haben. Selbst in den kleinsten Friedhöfen stehen Zypressen, deren düstere Formen und Farben ein Symbol der Trauer sind. An vielen Grabsteinen sind kleine Mulden ausgemeißelt, die mit Wasser gefüllt werden, um die Singvögel zu tränken. Eine sympathische Sitte, die das Zartgefühl des Orientalen deutlich erkennen läßt.

Dem Friedhof fehlt das Moment des Grauens, obgleich die Toten viel näher an der Oberfläche der Erde liegen, als bei uns. Liebende treffen sich dort und plaudern, an die Grabsteine gelehnt.

Niemand bedauert die Toten. Gar mancher, den des Alltags Sorge drückt, beneidet sie, denn „sie haben das Erbarmen Allahs gefunden".

Ein großer Unterschied besteht zwischen den Friedhöfen der Osmanen und denen der Araber. Diese letzteren, namentlich aber die der Juden sind unwirtliche Stätten, voll Unordnung und von abstoßendem Äußeren.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu unserem engeren Thema zurück. Auch eine „mögliche" Eigenschaft Gottes, die das System enthält, ist für uns von Interesse und Bedeutung: Es ist möglich, daß Gott alle möglichen Dinge tut. Damit ist gesagt, daß er auch das Böse schaffen kann. Alle guten und alle bösen Dinge sind Schöpfungen Gottes. Diese Auffassung von dem Wesen der göttlichen Allmacht macht eine Hilfsfigur wie die des Teufels entbehrlich, die eines riesigen theologischen Apparates bedarf, um der Lächerlichkeit, in die sie durch das gesunde Volksempfinden von jeher versetzt wurde, mit knapper Not entzogen zu werden.

Der in wenig Strichen hier gezeichneten Glaubenslehre steht zur Seite die Lehre von den Kultuspflichten. Sie enthält eine Menge von peinlich genauen Bestimmungen, die hier natürlich keine Besprechung im einzelnen finden können. Wir wollen auch hier nur die Hauptpunkte berühren.

Die Kultuspflichten des Muhammedaners sind: Reinheit, Gebet, Fasten, Wallfahrt und Almosen.

Der Begriff Reinheit und Unreinheit ist dem Jüdischen entnommen. Es gibt eine Reihe von unreinen Tieren und Gegenständen. Bekannt ist das Schwein als unreines Tier. Weniger bekannt ist vielleicht der Hund in dieser Eigenschaft. Das Los des Hundes auf der Welt ist höchst merkwürdig. Er ist wohl ohne Zweifel das treueste Tier und trotzdem ist er selbst bei den Völkern, die ihn nicht als unrein bezeichnen, verachtet. Auch wir benützen „Hund" und „hündisch" als böse Schimpfworte und belohnen damit die in der Natur fast einzigartige Anhänglichkeit einer Kreatur an den großen Mörder alles Lebendigen. Als man in Konstantinopel die zu einer Stadtplage gewordenen Straßenhunde entfernen wollte, war man im Hinblick auf die kultischen Reinheitsvorschriften sehr in Verlegenheit. Man durfte die Hunde ja nicht anrühren. Man half sich damit, daß man sie mit großen Greifzangen packte, in Transportwagen verlud und auf eine unbewohnte kleine Insel des Marmarameeres schaffte, wo sie an Durst und Hunger elend zu Grunde gingen. Selbstverständlich gibt es in einem orthodoxen türkischen Hause keinen Schoßhund. Der Hund dient nur als Wächter, namentlich am Lande und bei Hirten.

Der Muhammedaner kann es nicht vermeiden, mit unreinen Dingen in Berührung zu kommen, denn schon die natürlichen körperlichen Verrichtungen besudeln ihn im Sinne der Vorschrift.[1]

Es gibt zwei Arten von Verunreinigung, die auf verschiedene Weise entstehen können.

Die leichte Verunreinigung, die z. B. schon entsteht, wenn ein Mann die Haut einer Frau berührt und umgekehrt, außer wenn

[1] Da Urin und Fäkalien nach der Vorschrift unrein sind und eine Berührung mit Unreinem mit allem Vorbedacht vermieden wird, besteht der Abort aus einem einfachen Loch im Boden, über das der Türke sich hokt, er uriniert kniend, um die Entfernung zur Erde möglichst zu verringern.

die beiden nach dem Gesetz sich nicht heiraten dürfen, wird beseitigt durch die Waschung von Händen und Armen bis zu Ellbogen, Gesicht und Füßen, sowie durch leichtes Reiben der Kopfhaut mit der nassen Hand. Bevor diese Waschung erfolgt, darf der Muslim weder sein Gebet verrichten, noch den Koran berühren.

Die schwere Verunreinigung, die im Falle des Todes eintritt, aber auch bei geschlechtlichem Verkehr,[1] Entbindung, Menstruation usw., kann nur durch das Vollbad wieder beseitigt werden. Der schwer Verunreinigte darf nicht nur nicht beten, sondern nicht einmal Koranstellen hersagen, und auch keine Moschee betreten.

Eine Bestimmung, die ihre Entstehung in der Wüste verrät, ist die, daß zur Waschung statt Wasser Sand verwendet werden darf, wenn Wasser nicht zur Stelle ist. Da nun aber im Wüstensand sehr häufig tote Heuschrecken, in einem Fluß möglicherweise tote Fische sich befinden, besagt die Vorschrift, daß jedes tote Tier unrein ist, mit Ausnahme der toten Fische und Heuschrecken. Diese Ausnahmen sind natürlich viel zu wenig, aber die Naturwissenschaft war, als diese Vorschrift entstand, noch nicht weit fortgeschritten und im Notfall ist eben alles, was tot herumschwimmt, ein Fisch und, was tot am Boden liegt und nicht näher definiert werden kann, eine Heuschrecke.

Der Wein ist unrein.[2] Im übrigen jedes Getränk, was berauscht. Trotzdem wird der Wein den Gläubigen im Himmel versprochen. Der Koran sagt in Sure 83 Vers 25 „Zu trinken bekommen sie (= die Seligen) von edlem versiegeltem Weine". Ich habe einen braven Muslim gekannt, der Schnaps trank. Auf meinen Vorhalt, daß er sich mit Unreinem in den Zustand der Hadat (leichte Verunreinigung) versetze, erwiderte er, theologisch schlagfertig: „Für mich ist der Schnaps kein berauschendes Ge-

[1] Mit ein Grund für die Beschneidung, der jeder Muslim unterworfen ist.

[2] Der Wein wird rein, wenn er ohne fremden Zusatz zu Essig wird.

tränk. Ich vertrage ihn ohne Rausch." Darauf schlürfte er mit besonderer Freude sein zweites Glas. Jedes Gesetz ist da, um umgangen zu werden. Und jemehr ein Gesetz, von generellen Bestimmungen absehend, in Einzelheiten sich verliert, desto zahlreicher werden die Möglichkeiten, es zu umgehen.

Das Gebet des Muslim unterscheidet sich von dem christlichen dadurch, daß es notwendig zu bestimmten Zeiten gesprochen werden muß.

Wichtige Verhandlungen, die ich mit Zivilbeamten hatte, wurden oft dadurch unterbrochen, daß, wenn der Muezzin[1] zum Gebete rief, die orthodoxen Herren aufstanden, jeder für sich im Sitzungszimmer ein kleines Tuch vor sich ausbreitete und damit seinen Platz zum Gotteshause machte und mit Front nach der Kibla[2] die Gebetsübungen verrichtete, während die anderen, nicht orthodoxen Herren weiter sprachen.

Es muß gebetet werden:

1. Zu der Zeit der scheinbaren Sonnenbewegung zwischen dem höchsten Punkt, den die Sonne am Tage erreicht und dem, wo der Schatten in seiner Größe gleich ist der Größe des schattenspendenden Gegenstandes. (Die Sonne darf also seit dem Durchschreiten des Zenithpunkts nicht mehr als 45° Bogenlänge zurückgelegt haben.) Dieses Gebet ist das Mittagsgebet.

2. Das Nachmittagsgebet zwischen dieser Schattenlänge und Sonnenuntergang. (Verschwinden der Sonne am Horizont.)

3. Das Gebet des Sonnenuntergangs zwischen dem Verschwinden der Sonne und dem Verschwinden der Abendröte bezw. Abenddämmerung.

4. Das Gebet des Abends zwischen Verschwinden der Abendröte und Entstehen der Morgendämmerung.

[1] Gebetsausrufer, der seine Tätigkeit von den Türmen (Minarehs) der Moscheen oder in den Gängen der Ministerien und großer Lokalitäten ausübt.

[2] Heiligtum in Mekka. In Konstantinopel ist die Richtung der Betenden also nicht Ost, wie etwa in Afrika, sondern Süd.

5. Das Gebet des Morgens zwischen der Morgendämmerung und dem Sonnenaufgang.

Letzteres ist im Sommer eine besonders harte Bedingung.

Die Gebete bestehen neben dem Murmeln von Gebetsformeln, wozu stets die erste Sure des Korans gehört, aus einer Reihe von Verbeugungen, Zubodenwerfen, Sitzen, Verbeugungen im Sitzen, die in Summe und fünfmal am Tage vollführt, eine anstrengende, der Gesundheit aber sehr wohltätige Gymnastik darstellen. Die Wirkungen dieser Gebetsgymnastik sind es denn auch, die erfrischenden Einfluß auf das körperliche Wohlbefinden des Betenden ausüben. Diese körperliche Erfrischung hat zweifellos auch psychische Folgen, ganz abgesehen von der psychischen direkten Wirkung der Gebetsvorstellung.

Der Schluß jedes Gebetes ist der salām[1] (türkisch selam): „Friede mit Euch und das Erbarmen Gottes."

Die Reihenfolge der einzelnen Verrichtungen des Gebets und alle möglichen Beschränkungen, Besonderheiten, Möglichkeiten usw. sind genau festgesetzt.

Der Muhammedaner faßt das Gebet auf als eine Erhebung der Seele zu Gott, indem er bestimmt vorgeschriebene Formeln spricht. Das persönliche Bitten, Danken oder gar „Ringen" mit Gott ist ihm unbekannt. Gott tut, was Gott will. Der Muhammedaner steht also weit über dem frommen neapolitanischen Briganten, der ein herzinniges Bittgebet zur Gottesmutter sendet, daß sie ihm bei einer Mordtat beistehen möge, und weit über Hunderttausenden anderer, weniger blutgieriger Christen, deren Gebete auf ganz eigenartige Handelsverträge mit ihrem Gott schließen lassen könnten.

Die dritte Kultpflicht ist das Fasten während des Tages im Monat Ramasan. Nur Hochbetagte, Kranke, Reisende,

[1] Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß der türkische Gruß, der aber nur dem Gläubigen geboten werden darf, nicht Sálem aleíkum, sondern Selâm aleikûm lautet, worauf die Antwort erfolgt: Aleikûm selâm.

Schwangere und Säugende sind davon befreit. Der Forderung gemäß, daß in diesem heiligen Monat keinerlei Substanz in den Körper durch irgendwelche Öffnung dringen darf, ist in dieser Zeit das Rauchen und das Blumenberiechen ebensowohl verboten wie der kleinste Schluck Wasser. Das ist, namentlich wenn Ramasan in den Hochsommer fällt,[1] für den Arbeitenden eine große Entbehrung. Das Fasten wird, wenigstens in der Öffentlichkeit, streng beobachtet. Wenn dann abends die Ramasankanonen gelöst werden, die das Ende der Fasten für diesen Tag ankündigen, greift alles zu Zigaretten, Lebensmitteln oder Getränken; denn es ist einerseits nach dem Gesetz verdienstlich, das Fasten nach der abgelaufenen Zeit rasch zu brechen, andererseits machen sich wütender Hunger und Durst nun doppelt bemerkbar. Um Einheitlichkeit in Beginn und Ende des einen Monat dauernden täglichen Fastens zu bringen, hat die kleinste Provinzstadt ihre Ramasankanonen, und da der Türke Lärm, Schießen, Trompetensignale und einen gewissen festlichen Radau liebt, so ertönen in den Ramasantagen ganze Salven als Zeichen für die Gläubigen. In den Nächten wird wiederholt gegessen, alles feiert und niemand geht in das Bett. Infolgedessen ist am nächsten Tage jeder rechte Muslim müde. Man schläft sich durch den Tag durch. Alle Geschäfte und der ganze Dienstbetrieb des Staates leiden durch diese Einrichtung. Beim Militär hat Enver Pascha mit gewohnter Energie für volle Aufrechterhaltung des Betriebes am Tage gesorgt, was früher nicht der Fall war.

Die letzten Tage des Ramasan sind die fastenfreien Bairamtage, vier an der Zahl, die größten Feiertage des muhammedanischen Jahres. Da werden Glückwünsche getauscht, die Kinder beschenkt, Besuche gemacht und alles ist eitel Freude und Festesstimmung.

[1] Da die arabischen Monate das Jahr nicht ausfüllen, wandert der Monat Ramasan mit dem Neumond von Jahr zu Jahr etwas nach rückwärts.

Die Wallfahrt nach Mekka ist, wie wir schon angedeutet haben, keine unbedingte Pflicht. Sie muß nur ausgeführt werden, wenn die physischen und wirtschaftlichen Verhältnisse des Muslim es erlauben und die Unsicherheit des Weges es nicht verbietet. In der Gegend von Mekka hausen räuberische Beduinen, die mit Vorliebe kleinere Pilgerzüge überfallen. Jedes Jahr geht eine große Karawane, die sogenannte heilige Karawane von Adrianopel und Konstantinopel an die Kultstätte. Sie bringt die Geschenke des Sultans und genießt militärische Leitung und Schutz. Ihr schließen sich die Pilger aus dem ganzen Reiche an. Wer in Mekka gewesen, darf seinem Namen das großes Ansehen genießende Wort Hadji[1] voransetzen. Der Besuch der heiligen Stätte von Mekka erfordert eine Reihe von Vorbereitungen und ein ganz besonderes Verhalten während der Reise sowie eine genau festgelegte sehr umständliche Zeremonie während des Besuches, die uns aber hier als doch zu außerhalb des türkischen Alltags gelegen nicht hinreichend interessieren, um uns mit ihrer Schilderung länger aufzuhalten.

Das Almosengeben endlich hat die bestimmte Form einer Armensteuer angenommen, das heißt einzelne Prozente der Gesamtsteuer werden an Arme gegeben. Außerdem aber gibt der Muslim reichlich an die zahllosen Armen des Landes. Das ist ein zweifellos schöner Zug an ihm. Besonders die Waisenkinder empfiehlt der Koran der Fürsorge der Gläubigen. Sind die Armen zu zahlreich und der Bestand an kleinem Geld erschöpft, so sagt der Muslim wohl auch zum Armen: „Gott wird dir geben."

Das ganze Leben des strenggläubigen Muslim ist also in Kultuspflichten eingerahmt und von ihnen durchsetzt. Sie nehmen so viel Zeit und so viel Aufmerksamkeit auf die zu beobachtenden

[1] Z. B. Hadji Omar. Ein kleiner Ort bei Adrianopel an der Straße der großen Karawane, „da wo die Mekkapilger Abschied nehmen", heißt dementsprechend „Hadschiler-ezan".

Regeln, Vorschriften und Verbote in Anspruch, daß sie den religiösen Forderungen des einfachen Menschen reichlich, ja überreichlich genügen. Sie töten damit freilich das religiöse Denken, aber vielleicht nicht zum Schaden des persönlichen Glücksempfindens der Einzelnen. Und das ist schließlich die Hauptsache. „Gefrorenen Fanatismus" hat man den Islam genannt. Doch nur mit recht beschränkter Berechtigung. Er hat ja allerdings ohne Eroberungstendenz viel von seiner Lebendigkeit eingebüßt und die Lehre vom Kismet, die einen bedingungslosen Fatalismus erzeugt, trägt das ihre zum „Gefrieren" bei.

Trotzdem wäre es ein grober Irrtum, wollte man glauben, daß das Christentum irgend welche werbende Kraft im Islam hätte. Christliche Bekehrungsversuche im Gebiet des Islams sind ganz zwecklos.

Der Grund ist jedem, der längere Zeit im Orient, und namentlich in Palästina gelebt hat, völlig klar. Das Christentum tritt hier in so jämmerlicher Form auf, daß es dem einfachsten Heiden schwer fallen muß, zu ihm überzutreten. Die heiligen Stätten des Christentums hallen von Weibergezeter und Pfaffengezänk. Auf Golgatha und in Bethlehem werden Schlachten zwischen Römisch- und Griechisch-Katholischen geschlagen. Blut befleckt die Punkte, wo angeblich der Heiland geboren und gestorben ist. Eine brutale Geschmacklosigkeit, ein kaum zu beschreibender Schmutz an den heiligsten Orten und ein ewiges, nie unterbrochenes Sichankläffen, Anschreien, Beschimpfen und Besudeln.

„Das ist eine Religion?! Danke sehr!" sagte mir ein vornehmer Muslim.

Die fortgesetzten Schimpfereien der Konfessionen aufeinander haben das Ansehen des Christentums im Orient schwer geschädigt.

In Bethlehem bewacht ein türkischer Soldat die Krippe Jesu. Ich fragte ihn, mich unwissend stellend, was er für eine Vor-

schrift habe, worauf er mir antwortete: „Diese Christen prügeln sich hier und weil das ein heiliger Ort ist, darf ich das nicht erlauben."

Ich kann nicht in Abrede stellen, daß mir das recht beschämend in die Ohren klang.

Wenn man ein Kirchenfest in der Grabeskirche mit einem Gottesdienst in einer Moschee vergleicht und sich dann fragen würde: „Wo ist Ernst? Wo ist Ehrfurcht? Wo ist Religion?", da würde niemand nur einen Augenblick mit der Antwort zögern. Das christliche Treiben in Jerusalem und Bethlehem jagt jedem, der sich auch nur äußerlich noch Christ nennt, die Schamröte in das Gesicht.

Die einzige Religion, die Aussicht hätte, im Orient einige Anhänger zu gewinnen, ist der Protestantismus in seiner allerfreiesten modernsten Form. Der vermag dem Muslim durch seine Würde und seine Einfachheit zu imponieren. Alle anderen Konfessionen sind ihm schon durch die gehässigen Äußerungen ihrer Intoleranz verdächtig geworden.

Ich habe schon erwähnt, daß der Islam weit toleranter ist als das Christentum. Verfolgungen wegen des Glaubens, auch rein geistige oder gesellschaftliche Boykottierung dessentwegen, kennt der Osmane nicht. Er hält sich an die Worte des Korans (2. Sure 275): „Es sei kein Zwang im Glauben." Wenn in früheren Zeiten und noch unter Abdul Hamid von Christenverfolgungen in der Türkei die Rede war, so waren das alles keine Verfolgungen, die ihre Motive in religiösem Haß oder Fanatismus hatten, sondern immer in politischen Fragen. Daß dabei, weil man sich über in christlichen Kreisen getroffene Maßnahmen aufregte, dann im Moment der Wut unschuldige Christen, weil sie eben „Ungläubige" waren, mit zu Grunde gegangen sind, ist eine ganz erklärliche Sache. Zweifellos gibt es Beduinen und auch einige Kurdenscharen, die in ihrer religiösen Auffassung um ein Jahrtausend zurück

sind und mit Vergnügen Christen töten. Wir sprechen aber hier nicht von Einzelerscheinungen, sondern von dem Verhalten der maßgebenden religiösen und politischen Kreise und der überwiegenden Mehrheit des Volkes.

Man ist bei der Beurteilung des Islams *als Religion* in Deutschland etwas zu sehr ins Schlepptau englischen Muckertums und englischer Religionsheuchelei geraten. Lessing hat in seinem Nathan die Forderungen an das religiöse Taktgefühl des gebildeten Menschen gestellt, von deren Erfüllung die Masse der Christen noch heute weit entfernt ist.

Das islamitische Recht allerdings, in Form von Privat- und Strafrecht, öffentlichem und Staatsrecht, *das* ist verknöchert und öffnet der Rechtlosigkeit Tor und Tür. Hier aber greift die jungtürkische Regierung schon ein. Neue Gesetzentwürfe sind schon von der Kammer gebilligt, andere sind in Vorbereitung. Hier ist der Widerstand der orthodoxen Kreise auch nicht so heftig, als wenn im Kultus und in der Glaubenslehre Änderungen verlangt würden.

Eine Darstellung moderner Rechtsverhältnisse in der Türkei wird besser erst in einigen Jahren geschrieben werden. Ihre Bekanntgabe an deutsche Leser wird schon deshalb notwendig werden, weil seit Ablösung der Kapitulationen die Fremden nicht mehr unter ihrer Konsulargerichtsbarkeit stehen, sondern vor dem türkischen Richter verhandelt werden und weil vermehrte Handelsbeziehungen, die ja von unserer Politik erhofft werden, eine genaue Kenntnis des türkischen Privat- und Handelsrechtes, namentlich für den deutschen Kaufmann, notwendig machen. Eine nur oberflächliche Kenntnis dieser Rechtsgebiete, der man nur allzu häufig bei Europäern im Orient begegnet, hat manchem schon großen Schaden gebracht.

5. Volks-Aberglaube

Wir konnten im vorigen Absatz schon feststellen, daß die Hadit nicht frei von legendären Elementen waren. Legende und Aberglaube umranken und durchdringen den Islam — ebenso wie die christliche Religion. Der Aberglaube behauptet sich in der Türkei in grober Form im Volke, in verfeinerter Form in den gebildeten Kreisen, ganz ebenso wie bei uns, als eine ganz selbständige Mystik, die Zusammenhänge über die ganze Erde erkennen läßt.

Wie sehr auch Religionen und Konfessionen, Sekten und Spaltungen auseinandergehen mögen, durch den Aberglauben werden sie wieder verbunden. Keine Religion der Erde ist mystisch genug, um dem dem Menschenherzen angehörenden Zug nach Mystik vollauf zu genügen. Nur ein hoher Bildungsgrad und ein allem Metaphysischen gegenüber kritisch, um nicht zu sagen skeptisch sich verhaltender erkenntnis-theoretischer Standpunkt können den Aberglauben ganz beseitigen. Die genannten Bedingungen beweisen an sich schon, daß diese Beseitigung bei vergleichsweise nur verschwindend wenig Menschen ganz gelingt.

Es ist unter gewissen Verhältnissen auch schwer, die Grenzen zwischen Glauben und Aberglauben zu bestimmen. Wer den überzeugten Spiritisten des Aberglaubens bezichtigen will, würde von diesem zur Antwort erhalten, daß der Spiritismus sich mit der christlichen Auferstehungslehre ganz gut vertrage und daß Christus ja auch den Aposteln und anderen Gläubigen „erschienen" sei. Religion und Aberglaube sind unendlich schwer zu trennen. Denn was dem einen eine wundertätige Reliquie ist, ist dem andern ein lächerliches Ammenmärchen, und was dieser vielleicht von einem sechsten Sinn und dem Überwinden von Raum- und Zeitschranken durch eine besondere Art von Wahrnehmung nicht nur fest glaubt, sondern auch mit Ver-

nunftgründen beweisen zu können überzeugt ist, erscheint jenem, wenn nicht als Teufelsspuk, so doch als eine abergläubische Verirrung. In der Tat hat ja auch gerade die Entwickelung unserer Kenntnisse von der Natur die Berechtigung des alten Wortes neu erwiesen:

„Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio."

Ohne Zweifel beruht namentlich der medizinische Aberglaube zum Teil auf einer sehr feinen Beobachtung der Natur und des der Suggestion unterworfenen menschlichen Willens. In einer Reihe von Krankheitsfällen *hilft* der Zauber und wenn es der lächerlichste wäre. Es kommt nur darauf an, daß der Kranke von der Wirkung schon vorher überzeugt ist und durch Autosuggestion sich selbst heilt, oder der ihn erschreckenden oder beruhigenden, tröstenden oder überzeugenden Fremdsuggestion, die sich des Zaubers nur als eines Eindringungsmittels in das Bewußtsein des Kranken bedient, unterliegt. Andererseits sind auch Krankheitserscheinungen am gesunden Körper durch „den Zauber" zweifellos hervorzurufen. Als Schulbeispiel hiefür kann die Stigmatisierung angeführt werden, die bekanntlich schon durch einfache Hypnose bei besonders gut beeinflußbaren Personen hervorgerufen worden ist.

Wenn wir bei der Betrachtung des Wunder- und Zauberglaubens bei den verschiedenen Menschen ganz nüchtern zu Werke gehen, so werden wir alle Symptome auf Fremdsuggestion und Autosuggestion zurückführen können. Die Engel- und alle sonstigen überirdischen Erscheinungen schrumpfen zu Halluzinationen des Gesichtes und Gehöres zusammen. Auch Massenhalluzinationen sind ebenso wie Massenhypnosen hervorzurufen.

Wir dürfen aber nie vergessen, welch vorgeschrittene wissenschaftliche Erkenntnis uns im Vergleich z. B. zu dem Volke des Orients zur Verfügung steht und dürfen nie hochmütig über das Volk uns erhaben dünken, sondern sollen uns in

unseren Gesellschafts- und Bildungsklassen umsehen, die, trotzdem ihnen die Ergebnisse der Wissenschaft zur Verfügung stehen, doch zum großen Teil noch im tiefsten Aberglauben stecken in allem, was Engel, Teufel, abgeschiedene Seelen, Reliquien, Wundergrotten, Dämonen, Gespenster usw. betrifft.

Noch zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ist es auch in Europa noch in vereinzelten Fällen vorgekommen, daß natürlich und nüchtern denkende Menschen im Namen der Kirche verbrannt wurden. Heute werden sie als fürchterliche Sünder nur verachtet. Und endlich schilt der eine Mystizismus den andern: „Du Heide". Und ein Aberglaube verlacht den anderen.

Nicht nur der Orientale bevölkert die Natur mit Dämonen. Der Dämonenglaube ist vielmehr so alt und so allgemein bei Christen, Juden und Islamiten, daß man ihn mit Recht „eine welthistorische Erscheinung" genannt hat.

Die Bibel ist angefüllt mit Belegen für den Dämonenglauben der Juden.[1] Selbst Christus glaubte wohl auch an das Vorhandensein böser Geister. Die christlichen Syrer verlegen den Wohnsitz dieser Geister unter die Erde und muten ihnen die Erzeugung von Erdbeben und die Bewachung ungeheurer Schätze zu. Besonders beliebt sind auch bei den Muhammedanern Tor- und Türschwellen als Dach der Geisterwohnungen. Außerdem hausen sie auch in der Form von Wasser- und Feuergeistern in Quellen, Höhlen, Zisternen, alten Mühlen, sowie an allen dunklen und einsamen Orten, selbst an solchen, wo man im allgemeinen glauben könnte, daß es einem Geist nicht gerade angenehm genug duften sollte. Eine Erinnerung an die Dryaden finden wir in den syrischen Baumgeistern.

Einem speziellen Dämon, dem sogenannten Bagdader

[1] Vgl. Hiob I. 6—22. — Hiob II. 1—7. — 1. Samuelis XXVIII. 3. — Tobias VI. 20. — Matthäus IV. 24 und VIII. 28—33. — Lucas VIII. 27 und IX. 42. — Marc. V. 2—18.

Imam[1] ist ein gewisser Humor im Auftreten nicht abzusprechen. Er erscheint in der Dämmerung als alter Mann — ganz Bagdad kennt ihn — mit weißem, langem Bart in dunkele Gewänder gehüllt, den großen Turban auf dem Kopf. Wenn ihm etwas im Hause nicht paßt, dann beginnt er gutmütig-grob herum zu spektakulieren, zerbricht Töpfe und Schüsseln und gebärdet sich gefährlicher als er ist. Denn obgleich es von ihm heißt, er habe noch nie etwas Gutes getan, so steht es doch wiederum auch fest, daß er noch keines Kindes Herz heraus-gebissen, noch keiner Frau das Blut aus dem Halse gesaugt hat, daß er also ein verhältnismäßig anständiger Geist ist. Man ist in Bagdad sehr liebenswürdig mit dem alten Herrn und hütet sich wohl, Änderungen im Hause vorzunehmen. Denn das liebt er nicht. Man baut ihm in fast jedem Hofe in der Mauer eine kleine Altarnische, die man durch einen Vorhang vor den Blicken der Neugierigen bewahrt.

Da jedermann aus den Erzählungen ganz genau weiß, wie der Imam aussieht, erscheint er natürlich allen in gleicher Gestalt, was als besonderer Beweis seiner Realität gilt.

Fast alle Krankheiten werden durch besondere Krankheits-dämonen hervorgerufen. Neben diesen aber gibt es, abgesehen von Einzelindividuen, wie den als Beispiel eben erwähnten Imam, noch einige Klassen von Dämonen, die allerhand Böses und Gutes tun. Da sind einmal die Ghulen Arabiens, weibliche Besessene, die nachts auf den Friedhöfen die Leichen jüngst Verstorbener essen, niemals aber in Häusern erscheinen. Die Dschinnen, die überall zu Hause sind, in der Luft, im Wasser, in der Erde und allerlei Gestalt annehmen können, nur nicht die des Ziegenbocks.[2] Sie sind teils gut, teils böse.

[1] Hoher Geistlicher.

[2] Der Ziegenbock genießt auch in Deutschland das größte Ansehen als Schutz von Tierställen gegen die durch Verhexung oder auch auf natürlichem Wege entstehenden Seuchen.

Der Koran erwähnt, daß Gott sie aus dem Feuer des Samum[1] schuf. Auch die Ifriten, gewaltige Kraftlümmel, sind im Koran besprochen. Darnach soll einer von ihnen dem König Salomo gesagt haben: „Ich bringe dir den Thron von Saba, bevor du dich von deinem Platz erhebst, denn siehe, wahrlich, ich bin stark und treu."

Die Ring- und Lampengeister Aladins aus 1001 Nacht sind solche Dschinnen und Ifriten gewesen, desgleichen jene wüsten Gesellen, die Salomo in versiegelten Kupferkrügen in das Meer versenkt hat.[2]

Viel schlimmer sind die Vampyre, an die heute der ganze Orient glaubt.[3] Ursprünglich auch Wüstendämone der Araber, sind es heute Verstorbene, die keine Ruhe finden und sich ihre Zeit damit vertreiben, das Blut Lebender zu saugen. Namentlich Kinder schmecken ihnen besonders gut. Wieviel Sorgen und helle Angst junger Mütter des Volkes sind mit jenen Schreckgestalten verbunden! Unendlich ist die Zahl der Mittel, die gegen die Dämonen und Vampyre angewendet werden. Wie in Mitteleuropa ist Eisen der beste Schutz. Die Dschinnen beispielsweise fürchten so sehr das Eisen, daß die bloße Aussprache des Wortes sie zu vertreiben imstande ist.

Von einem eigentümlichen Dämon müssen wir noch berichten, der die Verkörperung der Kismetidee in letzter Folgerung ist. Er sitzt in der Gebärmutter der Frau im Augenblick der Empfängnis, bestimmt das Geschlecht des Kindes und schreibt sein Schicksal bis zum Lebensende auf, noch ehe das Kind

[1] Wüstenwind, der durch Heranführen puderartigen außerordentlich heißen Sandes tötend auf alles Lebende wirkt.

[2] Alter überall verbreiteter Glaube, daß Geister, Dämonen und derartiges überirdisches Gesindel Siegel nicht erbrechen können.

[3] Davon zu unterscheiden die Werwölfe, an die man namentlich in Armenien glaubt. Das sind lebendige Menschen, namentlich lasterhafte Weiber, die sich zeitweise in Wölfe verwandeln und dann ihre eigenen sowie fremde Kinder fressen.

geboren ist. Das entspricht ganz der Anschauung des Koran, wo es in der 57. Sure heißt: „Kein Unheil geschieht auf Erden oder euch, das nicht in einem Buche der ewigen Ratschlüsse Allahs stünde, bevor wir es geschehen ließen."

Diese Anschauung in Verbindung mit der allgemeinen Idee des Fatalismus erzeugt einerseits eine große Teilnahmslosigkeit gegen Krankheiten und erschwert die ärztliche Tätigkeit, weil ja doch der Arzt gegen Allahs Willen nichts erreichen kann, andererseits hat aber diese unbedingte Hingabe an den Willen Gottes[1] es nicht vermocht, die Furcht vor Dämonen usw., die doch, wenn man logisch weiter denkt, das Kismet auch nicht ändern können, zu beseitigen. Hier ist eben, wie überall, der Aberglaube stärker als jeder Glaube und jedes logische Denken.

Allgemein verbreitet im Orient, wie fast auf der ganzen Welt, ist der Glaube an die Macht des bösen Blickes. Der Araber nennt ihn el aïn, „das Auge". Namentlich Kinder sind den Wirkungen des „Auges" besonders ausgesetzt und bedürfen peinlichen Schutzes. In Palästina ist es fast zur stereotypen Formel geworden, zu sagen: „Gott bewahre uns vor einem Bartlosen, der blaue Augen und auseinanderstehende Zähne hat."

Nicht nur Menschen ist der böse Blick zu eigen, sondern auch Abbildungen und besonders Photographenapparaten. Es gelang mir ganz gut, Beduinenfrauen zu photographieren, aber als ich ihre Kinder auch aufnehmen wollte, wurde mir freundlich, aber bestimmt entgegnet, daß ich selbst zwar keinerlei bösen Blick habe, daß man das aber von der „Maschine" nicht ohne weiteres auch glauben könne. Das Experiment mit den Kindern sei doch jedenfalls zu gefährlich. Ich ließ es dann auch natürlich bleiben, denn wenn so ein Balg in der nächsten Nacht Leib-

[1] „Unbedingte Hingabe" an den Willen Gottes ist die richtige Übersetzung von Islam.

weh bekommen hätte, wären mir alle „Mütter" auf dem Halse gewesen. Und die „Mütter" fürchtete selbst der Doktor Faust.

Die Mittel gegen el aïn sind im ganzen Orient ziemlich dieselben. In der Regel Amulette, die man sich um den Hals hängt. Diese bestehen meist aus einem gläsernen Knopf, in dessen gelber oder blauer Umrandung ein schwarzer Punkt auf weißer Fläche liegt. Andere Amulette bestehen aus Zettelchen mit heiligen Sprüchen, Münzen, Haarflechtereien, durchlöcherten Lazursteinen, gewundenen Drähten oder Knoten. Tiere, namentlich die wertvollen, also Pferde, Kamele und Zugbüffel schützt man durch blaue Glasperlen, die man ihnen in die Schweife und Mähnen knüpft.

Namentlich bei den Juden findet man als Schutzmittel die Hand, die man an die Häuser malt, oder an Kettchen um den Hals oder am Armreif trägt. Dem Muhammedaner gewährt besonderen Schutz ein Säckchen mit Staub vom Grabe des Propheten oder ein paar Tropfen Wasser vom heiligen Brunnen Zamzam in Mekka. Wie einst von den Römern, so wird noch heute von den Türken dem Knoblauch, einem orientalischen Allheilmittel und Lieblingsgemüse, auch gute Wirkung gegen den bösen Blick zugeschrieben. Die Kinder tragen Knoblauchknollen unter der Mütze oder in Säckchen genäht auf der Haut. Man merkt das schon von ferne und wenn der „böse Blick" fränkischen Geschmack haben sollte, weicht er allerdings solchen Kindern zweifellos aus.

Der „böse Blick" kann alles verursachen, vom leisesten Unbehagen bis zu schwerstem Siechtum und Tod. Der Glaube an seine Macht geht bis in die Schichten der Gesellschaft, deren Bildung ihn eigentlich unmöglich machen sollte. Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Glauben an Vorbedeutungen, glückliche oder unglückliche Tage und Zahlen. Uralt sind diese Arten von Aberglauben. Schon Moses sagt:[1] „Ihr sollt nicht

[1] 3. Moses XIX. 26 und 31.

auf Vogelgeschrei achten und Tage wählen." Heute noch ist dem Araber der Sonntag als Todestag des Propheten ein dies nefastus, der erste jeden Monats ein Glückstag. Der Osmane liebt den Montag zum Reisen und ein Montagskind ist ihm, was uns ein Sonntagskind ist. Muhammed selbst sagte: „Allah segnet den Donnerstag und den Sonnabend." Als besonders unglücklich gelten dem Osmanen der Dienstag und Mittwoch, ähnlich wie uns der Freitag. Wir stehen in Bezug auf diesen Aberglauben um keinen Schritt höher auf der Leiter zur Vernunft als die Orientalen. Man zähle nur einmal die Zahl der Hochzeiten in Deutschland am Freitag! Ich glaube, man wird gar keine oder nur ganz vereinzelte finden. Der Grund: blühendster Aberglaube.

Und wenn dem Orientalen die Zahl „zwei" eine Unglückszahl in dem Maße ist, daß der Jude sogar sagt, es sollen nicht zwei verwandte Familien[1] in einem Hause wohnen, oder der Osmane vier als heilige Grundzahl ansieht, der er, uraltem Glauben folgend, nur die Zahl sieben an Bedeutung gleich erachtet, so entspricht das etwa dem lächerlichen Aberglauben, den Christen mit der Zahl dreizehn treiben. Welche europäische Hausfrau wollte dreizehn Leute am Tische haben? Wie viel Gasthöfe gibt es, die ein Schlafzimmer Nr. 13 haben?

Daß Sonnen- und Mondfinsternisse auf die ungebildete Masse eines Naturvolks gewaltigen Eindruck machen und mit dem grausamen Wirken überirdischer Personen in Verbindung gebracht werden, kann nicht weiter wundernehmen. Zwar sagte Muhammed: „Sonne und Mond sind zwei Wunderwerke Gottes, die sich nicht verfinstern wegen des Todes von irgend jemand." Trotzdem aber glaubt man, daß der Mond in Zusammenhang mit den Schicksalen des Großveziers, die Sonne mit denen

[1] Oder sollte der Jude die so häufig vorkommende Streitsucht zwischen zwei verwandten Familien fürchten und sich von der räumlichen Trennung eine Beruhigung der Gemüter erwarten?

des Sultans steht, weil jener als Mond des Reiches sein Licht von diesem, der Sonne des Reiches, empfängt.

Ein Komet bedeutet Herrschertod und Reichsumwälzung.

Es ist im Orient wie bei uns. Trifft einmal aus Zufall eine Weissagung, eine Vorbedeutung ein, so merkt sich das die ganze Welt und selbst die Annalen der Geschichte nehmen das Faktum auf. Die hunderttausend Weissagungen und Vorbedeutungen aber, die nicht eintreffen, werden vergessen und mit ihnen das Gesetz der Wahrscheinlichkeit, das auf Weissagungen, Vorbedeutungen und sonstigen Mumpitz menschlichen Aberglaubens ebenso anzuwenden ist, wie auf die Lotterie, das Versicherungswesen und mathematische und physikalische Gebiete, in denen mit der Wahrscheinlichkeit als Faktor oder Koeffizient gerechnet wird.

Aber da kommt wieder der merkwürdige Hang des Menschen zur Mystik zum Vorschein, der in der Begründung des menschlichen Lebens auf das Natürliche eine Schädigung eben dieses Lebens sieht und mit diesem Hang — vielleicht als seine Ursache — kommt zum Vorschein die gewaltige Bewußtseinserhebung des Menschen über die Umwelt, der lieber seine enorme Entwickelung leugnet, als daß er das schmeichelnde Gefühl fallen ließe, der Aristokrat des Weltalls zu sein, um dessen Schicksale sich Sterne bewegen und Himmelslichter verfinstern.

Kein Sterben, kein Vergehen, nicht Verwesung und nicht Vernichtung kann dieses Gefühl beseitigen. Jede biologische Analogie, die den Menschen nur als eine Entwickelungsstufe bezeichnet, so klar, so naheliegend, so selbstverständlich sie sich gäbe, wird zum ketzerischen Irrtum, jeder Gedanke an natürliche Entwickelung wird religiöses Verbrechen. Und doch, mir scheint in dem namenlosen Hochmut des Menschen, der sich im Mittelpunkt der Welt glaubt, etwas ganz anderes zu liegen, als etwa der Beweis dafür, daß dies Gefühl

richtig ist, weil es so allgemein ist. (Eine oft zu hörende Meinung.)

Ich glaube vielmehr, daß dieses Bewußtsein einerseits eine Art geistige Schutzmaßregel gegen das jedem Lebewesen furchtbare Gefühl des Todes ist, das mit der Entwickelung des Intellekts gleichen Schritt haltend, aus einem instinktiven horror mortis, den das Tier auch hat, zu einem bewußten Gefühl wurde; andererseits entspricht dies Gefühl, im tiefsten Inneren ganz und gar nicht hochgemut, dem Anlehnungsbedürfnis an eine stärkere Macht. Es ist der sichtbar gewordene Schrecken über die Rapidität der Entwickelung des Menschengeschlechts, ein Zeugnis dafür, daß der Mensch trotz aller Eitelkeit, trotz allen Hochmutes, trotz aller Überhebung noch nicht genug Glauben an sich selbst hat.

Mag diese Ansicht falsch sein! Wir haben auf diesen Seiten so viel von Glauben und Aberglauben gesprochen, daß der Verfasser, getreu seiner Gewohnheit, in dem Bilde, das sich die Menschen von der Welt gestalten, nur die persönliche Reaktion auf irgend etwas objektiv nicht Erkennbares zu sehen, sich berechtigt fühlte, seinen Standpunkt festzulegen.

Die konservative Erhalterin des Aberglaubens ist überall auf der Welt die Frau. Der Mann sieht auf Großmuttergeschichten und Ammenmärchen lächelnd herab — wenigstens vor Zeugen —, insgeheim aber glaubt er sie doch und ist in der Praxis nur selten der Skeptiker, den seine männliche Eitelkeit in der Theorie ihn spielen heißt.

6. Die Frau des Orients[1]

Die Einwirkung der Frau auf den Mann im Orient ist viel größer und nachhaltiger, als das all denen erscheinen mag, die sich unter dem Begriffe Harem irgend welche — womöglich mit lüsternem Beiwerk vermengte — Wundervorstellungen machen, nach denen das arme Weib Kaufobjekt des Mannes und sein willenloses Werkzeug ist.

Diejenigen, die das türkische Frauenleben in dieser Weise betrachten, sind noch um einige Jahrhunderte zurück. Das war wohl damals der Fall, als der größte Teil der Harems aus der Kriegsbeute siegreicher Eroberungszüge bestand. Heute ist das ganze Haremsleben, wie schließlich bei uns auch die Frage der Hausstandsgründung, eine Angelegenheit des Geldes geworden. Wo kein Geld vorhanden ist, hört sich das Harem von selbst auf.

Der Koran sagt,[2] daß der Gläubige, der genügend Geld hat, für seine Kinder zu sorgen, bis zu vier Frauen nehmen darf; hat er nicht genug Geld, so soll er sich mit drei, zwei oder nur einer Frau begnügen oder nur mit Sklavinnen leben. In dieser Bestimmung liegt zweifellos soziales Verständnis.

Hören wir nun zunächst, welche Vorteile der Türke der Polygamie zuspricht und inwiefern er sie als naturgemäß und berechtigt ansieht.

Die Polygamie bietet ihm in erster Linie eine vergleichsweise höhere Sicherheit, Kinder zu bekommen. Die Gefahren der Unfruchtbarkeit sind bei vier Frauen zweifellos geringer, als bei nur einer; der Zuwachs der Bevölkerung, die Erhaltung

---

[1] Vergleiche hiezu mein ausführlich geschriebenes Buch „Türkische Frauen" bei Arthur Hertz Verlag, München.

[2] 4. Sure: „Fürchtet ihr, gegen Waisen nicht gerecht zu sein, so nehmt nach Gutdünken nur eine, zwei, drei, höchstens vier Frauen. Fürchtet ihr aber so noch nicht gerecht zu sein, so nehmt nur eine oder lebt mit Sklavinnen, die ihr erworben."

der Familie ist in dem ersten Fall gesicherter. Diesem sozialen Vorteil steht allerdings der Nachteil gegenüber, daß ein großes Harem am Vermögen des Mannes bis zum Bankerott zehren kann und schon in einer Reihe von Fällen gezehrt hat.[1] Wenn wir aber damit vergleichen, wieviel Männer in Mitteleuropa an den Weibern zu Grunde gegangen sind, so bleibt sich Orient und Okzident in dieser Hinsicht gleich. Lediglich die Form der Beziehungen ist verschieden. Es kommt dann im Einzelfall immer auf den Grad von Selbstzucht und Charakterstärke an, die das finanzielle Endergebnis beeinflussen.

Der Türke glaubt — und nicht ganz mit Unrecht —, daß durch die Polygamie auch moralische Vorteile errungen werden. Er glaubt vor allem, daß die Eintönigkeit und die schlechten Gewohnheiten der Einehe durch die Vielehe beseitigt werden. Der Verkehr des Mannes mit seinen Frauen wird ritterlicher, der der Frauen mit ihm durch die stete Konkurrenz liebenswürdiger und aufmerksamer. Endlich wird, wobei aber vor allem das junge Heiraten eine Rolle spielt, durch die sexuelle Abwechselung, die der Mann hat, und durch das viel seltenere „Sitzenbleiben" türkischer Mädchen einerseits die Prostitution stark herabgemindert, andererseits wird die sexuelle Unbefriedigtheit der unverheirateten Frauen, die an so vielen tollen Ideen schuld ist, beseitigt. Es gibt viel weniger alte Jungfern und verrückte Weiber in der Türkei als bei uns. Das hat ohne Zweifel einen Teil seiner Gründe darin, daß das türkische Mädchen mehr geheiratet wird, als das mitteleuropäische.

Wir wollen auch bei der Betrachtung dieser Verhältnisse jede Heuchelei von uns abwerfen und die Dinge ansehen, wie sie sind.

Von der Polygamie als unmoralisch zu sprechen ist unsinnig. Wir sollten uns doch recht davor hüten, *unsere* sexuelle Moral als *die Moral* schlechthin zu bezeichnen. Wir machen

[1] Die heidnischen Araber hatten 8—10 Frauen. Das zerrüttete das Hauswesen. Daher verminderte der Prophet das erlaubte Höchstmaß auf vier.

uns damit ein wenig lächerlich, denn unsere theoretische Moral deckt sich mit unserer praktischen doch herzlich wenig, und dann ist auch Moral, abgesehen von größten Grundgesetzen, eine Art Gewohnheitsrecht. Wenn andere Menschen eine andere Moral haben als wir, so brauchen sie doch deshalb nicht unmoralisch zu sein. Moral ist meines Erachtens ohne Bezugnahme auf das Motiv der Handlung oder Unterlassung gar nicht zu qualifizieren. Sie ist im Gegenteil nur *im* Motiv zu suchen. Wenn ein Staat Kinder braucht, die bekanntlich von der Frau geboren werden, so kann die Forderung, daß jedes weibliche Wesen dieser Aufgabe zugeführt wird, sogar eine staatspolitisch notwendige und damit momentan moralische Forderung werden.[1] Das war im Laufe der Geschichte auch schon in christlichen Staatswesen der Fall.

Ob die Polygamie *in* der Ehe oder *vor* und *neben* oder *anstatt* der Ehe moralischer ist (in letzteren Formen ist sie in Europa die Regel), wage ich nicht zu entscheiden; die erstere ist jedenfalls für die Kinder besser, sobald der Forderung — die auch die islamitische Frau stellen darf — Rechnung getragen wird, daß jede Frau einen gesonderten Haushalt hat.

Die Achtung vor der Mutter ist jedenfalls in der Türkei sehr groß und der Einfluß, den eine Mutter auch auf ihre erwachsenen Söhne hat, zum mindesten ebenso groß, wie in Europa. Die Achtung vor der Frau ist äußerlich größer als innerlich. Die türkische Frau genießt eine ähnlich geschützte Stellung wie die Amerikanerin. Ungezogenheiten gegen Damen, wie sie bei uns leider gang und gäbe sind, sind im Orient wie in Nordamerika einfach ausgeschlossen. Innerlich ist die Achtung geringer. Das zeigt sich schon an der alten, erst im Koran verbotenen arabischen Sitte, die neugeborenen Mädchen

[1] Christus hat sich *nie* gegen die Vielweiberei ausgesprochen, obgleich sie zu seiner Zeit auch bei den Juden üblich war. Wenn er etwas sehr Bedenkliches dahinter gefunden hätte, hätte er sicher sich geäußert.

zu töten. Schwachen Männern gegenüber ist in der Polygamie Weiberherrschaft ebenso möglich wie in der Einehe. Das hängt vom Manne ab, nicht von der Institution. Daß das Familienleben in der Vielehe schlechter sein soll, ist eine Fabel. Die einzige Schwierigkeit besteht darin, daß die Frau, sobald sie eine individuell stark differenzierte Persönlichkeit geworden ist, das geistige Leben ihres Mannes ganz allein mit ihm zu teilen wünscht und von diesem Motiv ausgehend, auch die alleinige körperliche Gemeinschaft als berechtigte Forderung aufstellen kann. So finden wir, daß auch in der Türkei sehr gebildete oder auch sehr modern sein wollende Frauen vor der Hochzeit die Bedingung stellen, während der Ehe die einzige Frau zu bleiben. Auf diese Bedingung geht der moderne Mann auch sehr häufig ein. Schon deshalb, weil eine Vielehe heute ein sehr teueres Ding ist, das sich nur wenige leisten können. Namentlich eine Vielehe in der „guten Gesellschaft". Aus diesem Grunde hauptsächlich bestehen heutzutage viel weniger Vielehen in der Türkei, als der deutsche Leser annimmt.

Es dürfte unseren Lesern bekannt sein, daß die Vielehe keine besondere türkische, sondern allgemein menschliche Einrichtung ist, von der sich außer dem Christentum[1] nur wenige Religionen und religiöse Gemeinschaften losgesagt haben. Die Türken sagen, daß in der Natur die Vielehe die Regel ist, und es ist klar, daß, wenn mehr Frauen als Männer leben, die strenge Einehe dem hierin sich kundgebenden Wunsch der Art (um mich biologisch auszudrücken), oder populär gesagt, dem Willen der Natur nicht entspricht. Denn es ist nicht einzusehen, daß die Natur Weiber, also Gebärerinnen schafft, damit sie mit fruchtlosem Schoße wieder vergehen, als bedauernswerte Opfer der Einehe, als richtige und meist sehr unfreiwillige Drohnen ihres Berufes.

[1] Wenigstens in der großen Masse seiner Konfessionen. In früheren Zeiten war das Christentum auch hierin sehr nachsichtig. Die Sekte der Mormonen hält auch heute noch bekanntlich an der Vielehe fest.

Die Vielehe kann auch Gott nicht unmoralisch erschienen sein, denn sie war in seinem auserwählten Volke üblich[1] und ist hier erst durch eine Verfügung des Rabbiners Gerson im achtzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt abgeschafft worden, während die arabischen und persischen Juden noch heute sich um den Rabbiner Gerson nicht kümmern und mehrere rechtmäßige Frauen haben können.

Auffallend ist das völlige Ausscheiden der türkischen Frau aus dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben. Das tritt schon rein äußerlich zu Tage durch ihre völlige Verschleierung. Von der der Kopfbedeckung unserer Nonnen ähnlichen Kragenhaube fällt ein schwarzer und nach dem Grade der Modernität der Trägerin — ich will nicht so boshaft sein und Schönheit sagen — dünnerer oder dichterer, oft ganz undurchsichtiger Schleier über das ganze Gesicht herab. Am Lande findet man auch bunte Tücher, die so vor das Gesicht gewickelt sind, daß nur eine winzige Öffnung für ein Auge frei bleibt, durch das die Frau zwar hinaussehen, ihr Gesicht von einem Außenstehenden aber nicht erkannt werden kann. Die Haare zu zeigen gilt allgemein als gegen die Schamhaftigkeit verstoßend, und eine Türkin würde sich fast lieber noch nackt sehen lassen, als mit entblößten Haaren.

Dieses sich Verhüllen ist uralte orientalisch-semitische Sitte. Moses erzählt uns,[2] wie Rebekka mit Isaak zusammentraf. Sie saß auf einem Kamele und als sie Isaak sah, stieg sie ab „und sprach zu dem Knechte: Wer ist der Mann, der uns entgegenkommt auf dem Felde? Der Knecht sprach: Das ist mein Herr. Da nahm sie den Schleier und verhüllete sich."

[1] Salomo hatte 700 Frauen und 300 Kebsweiber (1. Könige 11. 3), Rehabeam hatte 18 Frauen und 60 Kebsweiber. Abraham hatte auch einige Weiber (1. Mosis Kap. 25. 1 und 6). — Moses wendet sich (5. Buch Kap. 17. 17) nur gegen die Gewohnheit, zu viele Frauen zu nehmen.

[2] 1. Buch Mosis Kap. 24 V. 65.

Der Koran enthält übrigens keine direkte Vorschrift über die Verschleierung. Trotzdem ist es aufgeklärten Damen nahezu unmöglich, gegen diese Unsitte anzukämpfen. Der Konservatismus des türkischen Volkes, der in Änderung der Gewohnheiten stets einen Verrat an der Religion wittert und bei der eigentümlichen Durchdringung aller Verrichtungen des täglichen Lebens durch das religiöse Gesetz zu dieser Anschauung ja auch fast immer berechtigt ist, läßt keine Modeänderung zu. Wir dürfen nicht etwa annehmen, daß die „gewalttätigen" Männer die armen Frauen gegen deren Willen hinter dichte Schleier sperren. Die Frauen selbst würden sich — abgesehen von den Aufgeklärten — gegen eine Entschleierung wehren.[1]

Nach der strengen alten Sitte gehört die Frau in das Haus. Sie ist absolutes Eigentum des Mannes, der ihr gegenüber die Verpflichtung größter Zuvorkommenheit, Zärtlichkeit und ehelicher Liebesausübung hat.[2]

Das Harem deckt sich mit dem Begriff „unantastbares Heiligtum". Odalik, aus dem in Europa Odaliske wurde, heißt wörtlich und dem Sinne nach „Zimmer". Der Muhammedaner betrachtet das Weib als einen für Fremde abgeschlossenen Raum, als ein „Gemach der Lust". Sprachlich ganz ähnlich ist unsere deutsche Bezeichnung Gemahl, die aus Gemach'l = das kleine Gemach, das Zimmer entstanden ist.

Es gilt sogar als höchst unschicklich, von seinen Frauen zu anderen zu sprechen. Ein Türke, den ein unachtsamer Europäer nach dem Befinden seiner Frau fragte (ein grober Taktfehler), erwiderte sehr fein, gleichzeitig den Fragenden korrigierend: „Welche meinen Sie?" —

[1] Ein moderner Schleierverlaß gibt den Frauen große Freiheit, wird aber Zeit brauchen, um allgemein befolgt zu werden.

[2] Bei mehreren Frauen in einer Familie ist der eheliche Verkehr streng geregelt. Selbst der Prophet mußte diesem Rechte der Frau sich beugen.

Dieses zu starke Zurückdrängen der Frau hat seine großen Schattenseiten. Schon die Tatsache, daß der junge Mann nicht mit eigenen Augen werben, seine zukünftige Frau nie sehen, geschweige denn ihren Geist, ihr Gemüt usw. durch Gespräch kennen lernen kann, sondern daß er in jeder Hinsicht auf die Berichte der die Heirat vermittelnden Mutter oder Tante angewiesen ist, hat, wie mir eine Reihe von gebildeten jungen Türken versicherten, viele vom Heiraten überhaupt abgehalten oder sie veranlaßt, die sich frei bewegenden Griechinnen oder Europäerinnen zu heiraten — und das gerade in der besseren Gesellschaft. Das Risiko ist eben, namentlich, wo das Geld für mehrere Frauen fehlt, für den Mann zu groß.

Mit der streng durchgeführten Zurückgezogenheit der Frau[1] ist auch jede Gesellschaft im europäischen Sinne unmöglich. Das wird von geschmackvollen Gebildeten beiderlei Geschlechts bedauert. Die Frau hat ihre ausschließliche Frauengesellschaft im Haremlik,[2] der Mann seine Gesellschaft im Selamlik und außer dem Hause in den zahlreichen Cafés. Die Forderung der Orthodoxen, daß der Mann seine ganze Unterhaltung innerhalb der Familie finden soll, wird in der modernen Zeit, wenigstens in den Städten nicht mehr erfüllt. Das verhindert schon die eifrige Teilnahme an dem politischen Parteileben und die Beziehungen zu levantinischen und europäischen Kreisen, was alles vor Zeiten ganz unbekannt war.

[1] Die Frau ist auch auf der Straße und im öffentlichen Verkehr vom Manne getrennt. Jeder Eisenbahn- und Trambahnwagen hat seine mit schweren Vorhängen „luftdicht" verschlossene Frauenabteilung, einzelne Gärten sind den Frauen reserviert und auch bei den Einkäufen in den Geschäften separieren sich die weiblichen Käufer. Abgesehen davon, daß man eine Verschleierte auf der Straße nicht erkennt, gilt es als unschicklich, mit ihr zu sprechen.

[2] Haremlik = der Ort des Harems, die Frauengemächer, Selamlik = der Ort der Begrüßung, die Herrengemächer. In diese beiden Abteilungen teilt sich jedes türkische Haus.

Darunter leidet dann allerdings die Frau, deren Lebensbedingungen die gleichen geblieben sind, ganz beträchtlich. Namentlich vermag die Frau, die das Leben der Welt und in der Welt ja nicht kennt, die Erziehung der Knaben für eben diese Welt nicht befriedigend durchzuführen. Der Junge kommt schon frühzeitig aus den Händen der Mutter, viel frühzeitiger, als seine hilfs- und erziehungsbedürftige Natur es ratsam erscheinen läßt. Es ist eine Bewegung zu einer Art Befreiung der Frau im Gange (wir erwähnten schon den Schleiererlaß). Ob sie aber nennenswerte Erfolge haben wird, ist sehr fraglich. Namentlich wünschen die Frauen größere Bildung. Es gibt in der guten Gesellschaft eine Reihe sehr gebildeter Damen, aber das sind im Vergleich zur Masse des Volkes durchaus vereinzelte Erscheinungen. Im allgemeinen steht die Frau auf noch niedrigerer Bildungsstufe als der Mann. Früher wollte man die Frau möglichst wenig lernen lassen, man glaubte, sie sei ohne Bildung glücklicher. Ein Scherzwort, das vielleicht etwas Wahres an sich hat, lautet: „Die Frau soll nicht schreiben lernen, damit sie keine Liebesbriefe schreiben kann."

Die Unbildung der Frau hängt auch mit der Grundlage der Ehe zusammen, die im Orient, wenn nicht geschäftlicher, dann rein sexueller Natur ist. Eine Veredelung der Ehe ist die erste Voraussetzung einer höheren Bildung der Frau; eine solche erscheint aber wiederum nur mittelst Hebung des Gesamtbildungsstandes des türkischen Volkes möglich.

Im allgemeinen gilt in der Türkei bezüglich des Schicksals der Frau das allgemein gültige Gesetz, daß die Frau unter der Erschwerung der Lebensbedingungen, unter der Not des Daseins in allererster Linie leidet. Sie trägt den Alltag der Welt, überall auf Erden, nicht der Mann. Ein deutliches Beispiel geben die arabischen Beduinenfrauen. Der Beduine ist ein armer Teufel, der aber seine Armut durch

Nichtstun mit einer gewissen Vornehmheit erträgt. Die Beduinenfrau ist nichts anderes als seine Sklavin. Während der Mann die Ruhe seiner Tage höchstens durch Raub und Jagd unterbricht, holt sie das Wasser von fernen Zisternen, sammelt sie das dürre Steppengras, das dem Hauswesen oder besser gesagt, Zeltwesen als Feuerungsmaterial[1] dient, hütet sie die Herden, gerbt die Felle, näht Zelttücher und Gewandung, mahlt das Getreide und erzieht die Kinder.

Das Los der Frau wird bei den seßhaften Völkern besser. Wirklichen Lebensgenuß gewinnen aber auch hier erst einige wenige, wenn die Vermögensverhältnisse etwas sorgenlosere geworden sind. Das sind sie bei dem zufriedenen und ganz erstaunlich genügsamen Orientalen nun freilich auch schon bei außerordentlich wenig Geldbestand. Man ist ganz glücklich, wenn man nur *heute* zu essen hat. Für das Morgen wird Allah sorgen. Bei der großen Hilfsbereitschaft, die der Muhammedaner jedem Mitmenschen gegenüber an den Tag legt, ist es, glaube ich, einfach unmöglich im Orient, wie das anderswo vorkommt, buchstäblich zu verhungern.

Die harte Arbeit, das Klima und besonders die Frühreife der Frau — Mütter von 12—14 Jahren und Großmütter von 30 Jahren sind keine Seltenheit — haben ein auffallend rasches Altern zur Folge, namentlich bei Araberinnen, Syrierinnen und Kurdinnen der Volksklasse. Die Mädchen dieser Volksstämme sind oft auffallend schön, schlank und voll entwickelt. Mit 30 Jahren sind es häßliche alte Personen, in deren verhutzeltem Gesichte nur noch die brennenden Augen an die Tage der jugendlichen Schönheit erinnern.

[1] Im baumarmen türkischen Orient spielt die Frage des Feuerungsmaterials eine große Rolle. Man hilft sich im allgemeinen mit der sparsam brennenden Holzkohle (allgemein für Heizung des türkischen Kochherdes). Daneben dienen als Surrogate: in Syrien Olivenkerne, in Arabien und Mesopotamien Stroh, in Armenien getrockneter Kamelmist, der sorgfältig gesammelt wird.

Wir finden bei den orientalischen Frauen ganz besonders häufig reiche Behängung mit oft sehr wertvollem Schmuck. Schon Moltke bemerkt in seinen Briefen aus der Türkei — die nebenbei bemerkt jeder, der den Orient kennen lernen will, lesen sollte, da sie in vielem heute noch mit der Wirklichkeit übereinstimmen —, daß dieses Schmucktragen ein Zeichen nicht der Wohlhabenheit, sondern im Gegenteil der Armut ist. Es ist tatsächlich der sichtbar getragene Mangel an Mut und Kredit, sich im vollendeten Sinne seßhaft zu machen, eine Hütte zu kaufen, Grund und Boden zu erwerben. Es ist die primitivste Art der Kapitalsanlage. Sie hat ihren guten Grund in den allgemeinen Verhältnissen des Landes, in der Unsicherheit des Besitzes, in der Steuerüberlastung und in der Aussaugungstätigkeit verderbter Beamten. Auch hier wirkt die liberale Regierung der Jungtürken schon heute sehr günstig ein. Es muß nur überlegt werden, daß solche „Umwertung aller Werte" zwar im Moment gewollt, aber erst in langen Jahren durchgeführt werden kann.

Dies gilt für diesen besonderen Fall, wie für die ganze Stellung der Frau. Manche glauben, daß es noch ein Jahrhundert dauern werde, bis der türkischen Frau dieselben Freiheiten zu teil werden, wie der europäischen. Wer will da prophezeien? Die Lösung der türkischen Frauenfrage hängt wohl davon ab, ob im modernisierten Staats-, Wirtschafts- und Gesellschaftsleben, das die jungtürkische Regierung auf allen Linien eröffnet hat, die Frau in ihrer bisherigen Stellung nicht ein Hindernis bildet. Sollte das der Fall sein, so wird sie nach Maßgabe sonstigen Fortschritts zweifellos ihre Unfreiheit Stück für Stück abstreifen.

Schon heute sind Lehrerinnenseminare an der Arbeit, erhöhte Bildung zu verbreiten und einen Stamm von Lehrerinnen heranzubilden, die an den massenhaft entstehenden Volksschulen für Mädchen wirken sollen. Schon heute gibt es eine Reihe

von Damen, die schleierlos sich bewegen und wie Europäerinnen sich benehmen, die in ihrem Kreise aufklärend wirken und eine Gleichstellung der Frau mit dem Manne nicht etwa in Politik und äußerem Leben, aber doch wenigstens in Bildung und in gewissen Grenzen gesellschaftlicher Betätigung anstreben. Von den ersten Gesellschaftsklassen ausgehend, wird dann die Besserung in der Stellung der Frau auch im Volk weitere Fortschritte machen, zumal in der Türkei eine Verschwägerung innerhalb der verschiedenen Gesellschaftsschichten üblicher ist wie sonst irgendwo in Europa.

Zweites Buch

Zur neueren Geschichte der Türkei

1. Einleitung

Man kann sich in der Beherrschung der von Kultur und Beruf gestellten Aufgaben wohl eine äußerliche Gewandtheit aneignen, die über den Mangel inneren Verständnisses hinwegtäuscht und dieses selbst dann als unnötigen Ballast zu erkennen vermeint. Je schwieriger die technische Beherrschung des Materials wird, desto mehr Arbeit erfordert ihre Erlernung, desto mehr scheint diese technische Beherrschung dem Werte innerer Erkenntnis gleich zu kommen, ja diese zu übertreffen. Die praktische Verwertbarkeit tritt an Stelle des ideellen Wertes.

Die moderne Zeit liefert uns Hunderte von Beispielen. Da sind glänzende Virtuosen, denen die Kunst innerlich fern liegt, da sind Spezialisten ihres Berufes, die fabelhafteste Technik mit erstaunlicher Ungebildetheit, ja selbst beruflicher Ungebildetheit verbinden, da ist ein Publikum, dem Sensation, das heißt Steigerung des Geschehens ins Maßlose, wertvoller ist als klares Verständnis des Einfachen. Alles wird zum Feuerwerk, mit dem man zehntausend Quadratmeter grell beleuchten, aber nicht die kleinste Hütte wärmen kann! Blenden und nicht erwärmen! Handwerk und nicht Kunst! Fertigkeit und nicht Verstehen! Maschine und nicht Gedanke!

Unsere Kultur gerät damit in Gefahr, zu einer Sammlung praktischer Gebrauchsgegenstände zu werden, unsere geistige Arbeit zu einem geistigen Fabrikarbeiterdienst. Wir werden oberflächlich und ungebildet, wenn uns die äußerliche Beherrschung des Stofflichen keine Zeit mehr läßt, seinem inneren Wesen uns zu nähern. Wir verwenden und verwerten auf diese Weise meisterhaft, aber Neues können wir auf diesem Wege nie schaffen, nie einen Fortschritt machen. Alle Schaffenden, alle Wegweiser im Gebiete der Kultur sind Erkennende gewesen, Tief Denkende und das Wesen Erfassende!

Damit hat das Historische wieder seine Berechtigung gewonnen, die manche geneigt waren, ihm abzusprechen. Da vermutlich im Werden die Ursachen des Seins liegen und dieses Sein in Hinsicht auf eine Zukunft, die es verursacht, wiederum nichts anderes als eine Periode des Werdens zu sein scheint, so muß das Verständnis für die Gegenwart aus dem Verstehen der Vergangenheit geboren werden, ebenso wie die Bedingungen der Zukunft in der Gegenwart geschaffen werden. Wo könnte das mehr der Fall sein, als bei einem Volk, das mehr als irgend ein anderes Ding die Zeichen der Vergangenheit an sich trägt, dessen Gegenwart deutlich erkennbare Frucht der Vergangenheit ist und dessen Zukunft heute geboren wird?

Ohne historisches kein politisches, kein volkswirtschaftliches, kein kulturelles Verstehen!

Aus diesem Grunde schieben wir an dieser Stelle je ein Buch historischen und ethnologischen Inhalts ein. Es wird uns helfen, eine einigermaßen klare Vorstellung von türkischem Wesen zu gewinnen, indem es dieses Wesen, ähnlich wie es im Epos geschieht, nicht nur fertig dastehend *malt*, sondern in seiner Entstehung *schildert*. Auch in der Nationalitätenfrage der Türkei sind einige historische Hinweise gar nicht zu umgehen, denn die heute vorhandenen Gegensätze sind *historische Gegensätze* und ihr Ausgleich kann nur angebahnt werden auf Grund historischen Verstehens.

Motto:

„Wer es allen Menschen recht macht, der soll Sultan von Konstantinopel werden."

Naumann, Asia

2. Der Berliner Kongreß

Eine schlechte russische Heerführung hatte im Kriege 1877/78 über eine noch schlechtere türkische den Erfolg errungen. Daran konnte auch die meisterhafte Verteidigung Plewnas nichts ändern, weil auch hier dem tapferen türkischen General das operative Talent fehlte, das ihn nach der zweiten Schlacht von Plewna zur siegreichen und feldzugsentscheidenden Offensive gegen die zerzauste und verzettelte russische Armee hätte führen müssen.

Plewna ist eines der hervorragendsten Beispiele dafür, daß eine reine Defensive, sei sie noch so geschickt und stark, unweigerlich zum Tode führt, wenn sie den Augenblick verpaßt, wo sie einem erschöpften Angreifer gegenüber zur Offensive werden kann und muß.

Diese taktisch-strategische Regel gilt mutatis mutandis auch in der Politik. Die Politik des Erhaltenwollens, der absoluten Friedfertigkeit nach allen Seiten, des ängstlichen Vermeidens klarer Stellungnahme mit allen Konsequenzen einer solchen Stellungnahme — also das, was wir defensive Politik nennen wollen, mußte von jeher zum Zusammenbruch führen.

Oft hat in der Geschichte eine geniale Kriegführung das wieder gut gemacht, was eine unentschlossene Politik verdorben hatte, oft hat diese defensive Politik aber auch das Volk nach siegreichem Kriege um die Früchte seiner Blutsaat gebracht.

Wir Deutsche können unserem Schicksal nicht genug danken, daß unsere Politik in der Werdezeit des Reiches von einem Genius gemacht wurde, wie ihn Jahrhunderte nicht aufzuweisen hatten. Wir sehen in Otto von Bismarcks Politik stets den

großen offensiven Gedanken, der als Parade nur den Hieb kannte, der zwar keineswegs räuberisch in die Erscheinung trat, aber Angriffe und beabsichtigte Übervorteilungen nicht mit schwächlich zum Schutze erhobener Hand, sondern mit dem Schwerte der Macht abwies.

Otto von Bismarck verschaffte dem jungen Reiche Geltung in Europa. Sein Wort war knapp, aber der Wille, die Konsequenz des Wortes zu tragen, stand unerschütterlich in seinem starken Herzen.

Das Deutsche Reich war während des russisch-türkischen Krieges Zuschauer geblieben, aber ein aufmerksamer Zuschauer, der im rechten Augenblick durch sein Eingreifen die Lage klärte und dann durch die Energie der Geschäftsführung die eigene Kraft dem erstaunten Europa zeigte.

Als die russische Armee bis vor die Tore Konstantinopels herangerückt war, wurden die kriegerischen Operationen am 3. März 1878 durch den Präliminarfrieden von St. Stefano eingestellt. Abdul Hamid hatte sich an die menschlichen Gefühle des Zaren Alexander II. gewandt, um den mit den Waffen nicht mehr zu verhindernden Untergang Konstantinopels zu vermeiden. Es mag dahingestellt sein, ob diese menschlichen Gefühle den Zaren bewogen, seine nach den Kuppeln des heiligen Byzanz schon ausgestreckte Hand wieder zurückzuziehen oder ob er einer mehr geschäftlichen Überlegung folgte im Hinblick auf Deutschland, Österreich und England, die vermutlich Rußland nicht im Besitz Konstantinopels gelassen hätten. Da war denn doch die Großmut noch politisch verwertbarer, als der politische Rückzug aus einer militärisch genommenen Weltstadt solcher Bedeutung, wie sie Konstantinopel innewohnte.

Die Bedingungen des Präliminarfriedens von St. Stefano waren nahezu von Ignatieff diktiert worden. Sie konnten niemanden außer Rußland zufriedenstellen.

Bulgarien sollte den ganzen Ostbalkan bis Adrianopel bekommen, die Serben sollten ihre Eroberungen an Bulgarien abgeben, das selbst den Ochridasee in sein Gebiet einfügen durfte.

Warum diese Bevorzugung Bulgariens in Wirklichkeit keinen Segen für dieses Land bedeutet hätte, werden wir später noch besprechen.

Den Serben war als Ersatz Novibazar, den Montenegrinern Nordalbanien zugesagt.

Rumänien, dessen tüchtige Armee den von Rußland schon verlorenen Krieg hatte wieder gewinnen helfen, dem Rußland alles zu verdanken hatte, wurde in geradezu empörender Weise von Rußland behandelt. Man nahm ihm Bessarabien weg, nahm ihm die Donaumündungen, die türkisch waren und einen Nerv zukünftiger Entwickelung für Rumänien bedeuteten, auch weg und erkannte, damit Rumänien bei den Verhandlungen nicht etwa Schwierigkeiten mache, die Unabhängigkeit des „Freundes" einfach nicht an. Damit war Rumänien von den Verhandlungen ausgeschlossen und konnte sich mit der unfruchtbaren, gar keinen Vergleich mit Bessarabien ertragenden Dobrudscha trösten, die das „großmütige" Rußland herschenkte.

Die einsichtigen Rumänen haben bis heute nicht vergessen, wie ein Dank Rußlands aussieht und werden ihre Analogieschlüsse zu ziehen wissen für eine Überlegung, wie ein Dank des im Weltkriege siegreichen Rußlands aussehen würde. Wenn Rußland heute siegt, ist das Schicksal der Balkanstaaten entschieden. Sie werden dem größten Magen der Welt einverleibt, denn ihre bisherige Existenz ist nichts weiter, als das Ergebnis eines Kompromisses russischer Politik. In dem Moment, in dem Rußland keine Kompromisse mehr nötig hat, wird auch die Existenz der Balkanstaaten aufhören. —

Außer den genannten europäischen Erwerbungen und Veränderungen wurde in Asien Kars, Bajesid, Ardahan und Batum nebst 300 Millionen Rubel den Russen zugesprochen.

Sowohl Österreich als England erklärten sich mit diesem ausschließlich Rußland sättigenden Vertrage nicht einverstanden.

Die unglückliche Türkei hatte in diesem Augenblick ihr Vertrauen auf England gesetzt und schloß am 4. Juni mit ihm einen Geheimvertrag, der für das problematische Versprechen der Waffenhilfe gegen Rußland die Insel Cypern für England in Anspruch nahm. Das war ein starkes Stück englischer Perfidie. Denn vier Tage vorher hatte England mit Rußland schon eine Verabredung getroffen, die auf Grund des Krieges entstandenen Fragen der Gebietsabtretung auf einem europäischen Kongreß zur Diskussion zu stellen.

Die Türkei glich dem armen Manne, der, um sich vor einem Räuber zu schützen, mit seinen immer noch vollen Taschen sich in die Arme eines Diebes wirft.

Da lud Fürst Bismarck ein, den geplanten europäischen Kongreß in Berlin abzuhalten, und mit einem Schlage war aus dem zuschauenden Deutschland ein handelndes und mit deutlicher Energie handelndes Deutschland geworden. Am 13. Juni 1878 wurde der Kongreß eröffnet, der, wie man ihn mit Recht beschrieb, „eine große Verherrlichung von Deutschlands Macht und Bismarcks überlegenem Genie war".[1]

Die Türkei sandte, da trotz des Wohlwollens des Deutschen Reiches mit starken Gebietsverlusten zu rechnen war, keinen Muhammedaner als Bevollmächtigten zum Kongreß, sondern den geistvollen Griechen Karatheodori, der das Peinliche seiner Tätigkeit eher auf sich nehmen konnte. Ein Rechtgläubiger hätte keinerlei Verträge unterzeichnen können, durch die Teile des dem Khalifen gehörigen Landes an Ungläubige abgetreten wurden. Ganz ähnlich lagen die Verhältnisse nach dem Balkankriege 1913, wo die mißliche Mission einem Armenier, Gabriel Effendi Noradunghian, übertragen wurde.

[1] Wirth, Geschichte der Türken.

Dank dem energischen Auftreten der deutschen Politik wurden aber die Gebietsverluste der Türkei wesentlich geringer, als nach dem Präliminarfrieden zu erwarten war. Die Verhandlungen bedeuteten andrerseits ein gewaltiges Zurückdrängen der russischen Wünsche.

Die russische Vasallenschöpfung Bulgarien wurde auf weniger als die Hälfte ihres geplanten Umfanges verringert. Von der oberen Maritza ostwärts bis zum Schwarzen Meer wurde, mit Philippopel als Hauptstadt, eine türkische Statthalterschaft unter einem christlichen Gouverneur gebildet. Adrianopel und die Gebiete bis zum Ägäischen Meere blieben türkisch. Damit war die territoriale Verbindung Thraciens und Konstantinopels mit den westlichen europäischen Provinzen des türkischen Reiches gesichert.

Die Ansprüche Serbiens und Montenegros wurden erfüllt. Von den russischen Eroberungen in Asien kam das Gebiet von Bajesid wieder an die Türkei zurück.

Nur *scheinbar* hat Bulgarien durch den Berliner Kongreß gelitten. In Wirklichkeit hat es für Entwickelung seines nationalen Gedankens nur gewonnen. Denn nach dem Präliminarfrieden von St. Stefano wäre es ein zwar territorial großer, aber politisch unselbständiger Vasallenstaat des Zarenreiches geworden. Wollte doch Rußland während der zwei dem Frieden folgenden Jahre das neue Bulgarien selbst „organisieren". Wie das geendet hätte, wird jeder wissen, der solche „Organisationen" Rußlands etwas näher kennt.

Wer erinnert sich hier nicht des armen Persiens, in dessen Süden die Engländer, in dessen Norden die Russen „organisieren" und das dem Kranken gleicht, den seine beiden Haupterben dem Tode entgegenpflegen?

Als Vasallenstaat Rußlands wäre Bulgarien stets unter bevormundendem und erwürgendem Einfluß eines Riesenreiches gestanden und selbst eine beträchtliche Größe Bulgariens hätte

an diesem lähmenden Verhältnisse gar nichts ändern können. So aber war durch die Tatsache, daß Bulgarien *nicht* durch Rußlands Gnaden das geworden war, was es nun nach dem Kongreß darstellte, die *gesunde* politische Grundlage für nationale Entfaltung und Festigung, für politische *Eigenarbeit* gegeben.

Österreich wurde das Recht zugesprochen, Bosnien, die Herzegowina und Novibazar zu besetzen, erstere beiden Provinzen sogar dauernd zu verwalten.

Griechenland, das für das Gleichgewicht am Balkan besorgt war, erhielt eine Grenzverbesserung im Norden, die jedoch unfruchtbare Sonderverhandlungen mit der Pforte zur Folge hatte und in einem 1880 stattfindenden Nachkongreß dahin erweitert wurde, daß nunmehr Griechenland ganz Thessalien und die Südostecke von Epirus erhielt.

Der oben erwähnte Sondervertrag der Türkei mit England trug dem Osmanenreiche keinen Vorteil, sondern nur den Verlust von Cypern ein.

Verträge mit England pflegen für den Schwächeren meist in solcher Weise auszugehen.

Das ist eine Erfahrung, die auch Frankreich noch einmal machen wird. Mit den Lehren der Geschichte aber hat es die gleiche Bewandtnis für die Völker, wie mit den Lehren Erwachsener für die Kinder — man hört sie, man berauscht sich gelegentlich an ihnen, aber man befolgt sie nicht. Man will sie selbst am eigenen Leibe schmerzvoll wieder und wieder erfahren, um endlich klug zu werden.

So hat auch die Türkei, oft vor England gewarnt, immer wieder England *mehr* vertraut, als mit ruhiger Betrachtung und Erkenntnis historischer Erfahrung vereinbar gewesen wäre, und das trotz einer zweifellos geschickten Diplomatie und äußeren Politik, die der Türkei zur Verfügung standen.

3. Die Zeit nach dem Berliner Kongreß bis zur Abtretung Ostrumeliens an Bulgarien

Auch die Abmachungen des Berliner Kongresses trugen Konfliktsmomente in sich, die teilweise erst in der jüngsten Vergangenheit ihrer Lösung entgegenreiften. So bildete die strategisch höchst ungünstige Grenze Rumäniens gegen Bulgarien — die nur mit großen Schwierigkeiten zu überschreitende und im Feuer bulgarischer Festungen liegende Donau — einen Wall gegen alle militärische Wirkung Rumäniens in südlicher Richtung. Diese Frage wurde erst 1913 in einem Rumänien günstigen Sinne gelöst. Die Sperrung der Meerengen schloß Rußland in das Schwarze Meer als in einen Binnensee ein.

Weniger an der Kraft der Türkei als am Widerstande der Mittelmeergroßmächte und Englands scheiterten bis heute die 1884, 1891, 1902 und 1911 gemachten Versuche Rußlands, auf diplomatischem Wege die Freiheit des Verkehrs durch Bosporus und Dardanellen zu erreichen.

Stück für Stück bröckelte von der Türkei im Lauf der Jahre ab, bis der Balkankrieg die in gewissen Perioden immer wieder auftauchende große Frage „Wem soll Byzanz gehören?" von neuem aufwarf, — eine Frage, die zu beantworten das in Gruppen zerrissene Europa sich freilich ängstlich hüten mußte. Diese Schwäche Europas, die damals allgemeine Heiterkeit erregte, hatte einen ernsten inneren Grund. Es war schließlich doch nur der unheilbare Gegensatz der Mächtegruppen, der rettungslos zum Weltkrieg trieb. Man vermied in der Absicht, diesen Krieg zu vermeiden, ängstlich jedes ernstere Konfliktsmoment. Als der Verfasser dieses Buches auf den in Bälde kommenden Weltkrieg hinwies, wurde er von diplomatischen Fachleuten ausgelacht, so ähnlich wie der spectator Germanicus, der jahrelang darauf aufmerksam machte, daß wir mit Italiens Bündnistreue nie zu rechnen haben würden.

Im Sommer 1878 überschritten die Österreicher die Grenzen von Bosnien, im Oktober war der Kampf beendet und Bosnien und die Herzegowina in österreichischem Besitz. Der nationale Verteidiger Derwisch Hadschi Loja wurde mit einem Ehrensold, dessen Erwartung, wie einige, aber wohl mit Unrecht behaupten, schon auf die Kraft seiner Verteidigung gewirkt haben soll, abgefunden.

Die Russen hatten sich einstweilen, grollend über ihre politische Niederlage auf dem Berliner Kongreß, in Ostrumelien häuslich eingerichtet, sie blieben dort mit etwa 50000 Mann bis zum Februar 1879, in Bulgarien sogar bis zum August dieses Jahres. Ihre Politik, die sie geschickt ins Werk setzten, ging darauf hinaus, durch Einflüsse aller Art das in Bulgarien wiederzugewinnen, was ihnen der Berliner Kongreß formell versagt hatte. Die Wahl des Prinzen Alexander von Battenberg zum Fürsten von Bulgarien war der erste Erfolg dieser Politik.

Wie wenig im übrigen Bismarck der Dauerhaftigkeit dieses Thrones traute, bezeugt die Tatsache, daß er, als Alexander von Battenberg ihn fragte, ob er die Wahl annehmen solle, diesem lächelnd erwiderte: „Gehen Sie nur! Es ist immer angenehm, eine schöne Erinnerung gehabt zu haben." Die Folge sollte dieser Prophezeiung Bismarcks recht geben.

Einstweilen bröckelte, wie wir schon erwähnt haben, auch Thessalien Stück um Stück ab, als eine willkommene Beute Griechenlands.

Am 8. Juni 1881 setzte sich Frankreich, nachdem es sich des deutschen Desinteressements versichert hatte, in den Besitz des bis dahin türkischen Tunis. Tunis, dessen Bey seit 1871 keinen Tribut mehr zu zahlen hatte, stand in einem nur ganz lockeren Verhältnis zur türkischen Regierung. Nun fiel der Bey der Rivalität Frankreichs und Italiens zum Opfer. Trotz des Protestes der Pforte zwangen ihn die Franzosen zur Anerkennung des französischen Protektorates. Die Bereicherung

Frankreichs erweckte naturgemäß den heftigsten Hunger in England, das an Cypern noch nicht satt geworden war. Es benutzte Konflikte der ägyptischen Nationalpartei mit den Fremden und der allzu fremdenfreundlichen Regierung. Es kam am 11. Juni zu Fremdenmassakres in Alexandrien. Dies gab nach einigen Verhandlungen den Engländern erwünschten Anlaß, am 12. Juli 1882 Alexandrien zu beschießen. 4000 Engländer landeten und besetzten nach ihrem Sieg von Tel el Kebir (13. September) Kairo. Von dem Moment an ist Ägypten englisch geworden, denn die Suzeränität des Sultans hatte de facto wenig zu bedeuten. Sie war im höchsten Fall eine Beruhigung der ungebildeten Welt des Islams und ein schillerndes Deckmäntelchen englischer Heuchelei.

Am 18. September 1885 endlich fiel Ostrumelien an Bulgarien. Freilich wurde auch hier dem Sultan ein Schein von Oberhoheit gewahrt, der sich bis zum Jahre 1908 fortfristete. Die Türkei war bis zu gewissem Grade an diesem Verluste selbst schuld. War es schon im allgemeinen der Mangel an Persönlichkeiten, der diese ganze Periode türkischer Geschichte beeinflußte, so war besonders im Fall von Ostrumelien eine gewisse Ungeschicklichkeit in der Behandlung der Frage unverkennbar. Die Budgets des Gouvernements wurden in Konstantinopel nicht anerkannt, der geplante Handelsvertrag mit Bulgarien wurde nicht genehmigt. All das nahm sich in Bulgarien, wie in den von der Türkei wegstrebenden Kreisen Ostrumeliens, wie Schikane aus — wenn es auch vielleicht nur Mißtrauen war — und trieb zu einer definitiven Lösung unter starker politischer Verstimmung.

Plötzlich erfolgte ein Umschwung in den Anschauungen der Pforte. War es die Einsicht, daß Ostrumelien ein verlorener Posten sei oder war es eine Liebenswürdigkeit an die Mächte: als plötzlich am 18. September 1885 die unter Führung Stojanows entstandene nationalistische Bewegung in Bulgarien

zu einem Putsch in Ostrumelien führte, der den türkischen Gouverneur vertrieb und Alexander von Battenberg zum Landesherren ausrief, da begnügte sich der Sultan zur großen Zufriedenheit Europas mit einem formellen Protest. Und als dann Milan von Serbien, neidisch auf dies Gelingen, auch etwas haben wollte, an Bulgarien den Krieg erklärte und in kurzer Zeit entscheidend geschlagen wurde, da verstand sich die Pforte sogar dazu, den Fürsten von Bulgarien im Frühjahr 1896 zum Gouverneur von Ostrumelien zu machen. Das war ein schöner Name für eine trübe Sache; denn Ostrumelien war endgültig der Türkei entrissen.

Am 5. April wurden diese Vereinbarungen, die noch einiges Nachgeben Alexanders der Türkei gegenüber in bezug auf Verfassung und Besetzungen in Ostrumelien enthielten, in Konstantinopel von den Gesandten der Großmächte angenommen.

Man begann die neue Verwaltung Südbulgariens zu besprechen, da wurde Alexander am 20. August durch die Wellen einer von Rußland angezettelten Militärrevolte vom Throne gespült. Rußland hatte ihm seine Eigenmächtigkeit nicht verziehen. Er wurde zwar wenige Tage später wieder vom bulgarischen Volke zurückgerufen, konnte aber, trotzdem er Herr der Revolution wurde, nicht zu einer Versöhnung mit dem Zaren kommen und dankte am 7. September 1886 sozusagen freiwillig ab. Nun konnte er, wie Bismarck ihm vorausgesagt, sich an der „schönen Erinnerung" erfreuen.

Er fiel der Kluft, die sich auftat zwischen bulgarischen Nationalisten und russisch beeinflußten Panslavisten, zum Opfer. Für eine so schwierige Lage war er nicht Staatsmann genug. Erst dem klugen und ungemein geschickt vorgehenden Coburger Prinzen Ferdinand gelang es, zum Fürsten von Bulgarien gewählt und von seinem energischen Minister Stambulow unterstützt, sich *gegen* den Willen des Zaren zu behaupten und den sicheren Weg durch die Wirrnisse all

der Intrigen, Revolten, Machenschaften und Komplotte des Balkans zu finden.

Schon begann ein gewisser Schwächezustand Rußlands einzutreten, der allen Balkanstaaten vorteilhaft war und sie veranlaßte, ohne fragenden Blick auf Väterchen Zar ihrer nationalen Weiterentwickelung zu leben. Die politische Lage Europas ließ es Rußland nicht angezeigt erscheinen, die Balkanfrage noch einmal aufzurollen, die immer mehr zu einer europäischen Frage wurde.

Das Europa Napoleons III., das sich in Solidarität gefiel, war nicht mehr. Europa ging zum System der Allianzen — Dreikaiserbund, Dreibund, Zweibund — über. Es war für Rußland wichtiger, in dieser Allianzenfrage den richtigen Weg zu finden, als durch Starrköpfigkeit am Balkan „unangenehm aufzufallen", zumal es schon mit Bulgarien in nicht endenden Konflikten sich befand.

Diese Tatsache erleichterte auch die Lage der Türkei und gestaltete sie aus einer hoffnungslosen zu einer trotz aller Gebietsverluste wenigstens erträglichen. Allerdings wirkte an erster Stelle in der Türkei einer der größten Diplomaten Europas: Abdul Hamid.

Wir werden uns später eingehend mit dieser eigentümlichen Persönlichkeit befassen.

Viel ernster als die äußere Lage der Türkei war die im Innern geworden. Hier herrschte fortgesetzt ein Zustand von Gärung und Unzufriedenheit unter dem Teil der Bevölkerung, der noch beim türkischen Reich geblieben war, während die nächsten Nachbarn und Gesinnungsgenossen durch die Abtretungen unter christliche Regierungen gelangt waren.

Die Wünsche dieser Bevölkerungsteile gingen, durch Beamtenmißwirtschaft noch gehoben, dahin, in gleicher Weise aus dem Staatsverbande auszuscheiden oder zum mindesten durch einen größeren oder geringeren Grad von Autonomie sich Lebens-

verhältnisse zu schaffen, die denen der „Befreiten" einigermaßen gleichkämen.

Man konnte die Türken einer Masse vergleichen, die in rotierende Bewegung geraten, Teil um Teil durch die absprengende Wirkung zentrifugaler Kräfte verliert.

Zudem war die Finanzlage recht schlecht geworden. Die Gläubiger des Staates steckten die ganzen Einnahmen aus Salz, Tabak, Alkohol, Fischerei und Seidenindustrie, einen jährlichen Betrag von 1350000 englischen Pfund, in ihre Tasche und sind dabei wohl noch nicht ganz auf ihre Rechnung gekommen. — Der Mann am Bosporus war tatsächlich krank geworden.

4. Innere Wirren und griechischer Krieg

Ein geistreiches Paradoxon Treitschkes sagt: „Der gefährlichste Zeitpunkt für einen verfallenden Staat tritt immer dann ein, wenn seine Regierung versucht, sich zu bessern und damit selber die Kritik herausfordert. Das alte bourbonische Königtum fiel nicht in der Blüte seiner Sünden, sondern unter dem einzigen König, der wohlmeinend die alten Mißbräuche zu beseitigen strebte; das zweite Kaiserreich brach erst in seiner parlamentarischen Epoche zusammen. So sind auch für das Osmanenreich die schlimmsten Tage erst mit den Reformversuchen gekommen."

Treitschke schrieb diese Worte im Jahre 1876. Er hätte sie zur Zeit des Balkankrieges nur bestätigt gefunden. Die große Kritik an sich selbst, die mit der Entfernung Abdul Hamids ihren Höhepunkt erreichte, nachdem durch massenhafte Reformen und Reformversuche die inneren Wirren der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts aufgehalten und ausgeglichen werden sollten, hatte die Türkei an den Rand der Vernichtung gebracht.

Auch für die inneren Wirren war der Boden durch die Bestimmungen des Berliner Kongresses bereitet worden.

Einerseits wollten die Christen der noch im osmanischen Staatsverband verbliebenen Provinzen Anschluß an ihre frei gewordenen Religions- oder Volksgenossen, andererseits waren die in den abgetretenen Gebieten wohnenden Muhammedaner empört über „ihren Verkauf" an die Fremden.

Dies führte bei den letzteren teils zu massenhaften Rückwanderungen in die Türkei, deren volkswirtschaftliche Bedeutung uns noch an anderer Stelle beschäftigen wird, teils zu Kämpfen, Aufständen und Revolten, die sich in erster Linie gegen die eigene Regierung wandten und sie in die mißliche Lage versetzten, die Abtretung eigenen Gebietes gegen den

Willen der in diesem Gebiet Wohnenden mit Gewalt durchzudrücken.

Noch im Jahre 1878 kam es zu solchen Kämpfen der Albaner gegen die nach den Bestimmungen des Berliner Vertrages einrückenden Montenegriner. Die Aufregung verbreitete sich rasch in ganz Nordalbanien und den von Albanern bewohnten Teilen von Altserbien. Albanische Komitees bildeten sich und das Bandenwesen blühte. Der zur Durchführung des Vertrages und zur Aufrechterhaltung der Ordnung mit zu wenig Truppen anrückende türkische General Mehemed Ali wurde in Djakova, dem Zentrum des Aufstandes, belagert. Die zu Hilfe gesandten muhammedanisch-albanischen Bataillone wollten nicht gegen ihre Glaubensgenossen fechten und als Mehemed Ali von jeder Hilfe entblößt kapitulierte, wurde er getötet.

Ganz ähnliche Kämpfe entstanden im Süden von Albanien gegen die Griechen, die ihre Macht bis in die Gegend von Janina, Arta und Prevesa ausdehnen wollten. Diese Orte aber beabsichtigten die Albaner unter keinen Umständen abzugeben.

Im Februar 1879 vergrößerte sich das südalbanische Komitee zu einer weitverzweigten albanischen Liga. Der türkischen Regierung war die Bewegung anfänglich nicht unangenehm, weil sie die griechischen Mehrforderungen selbst nicht billigte, aber nicht Kraft genug besaß, die Angelegenheit selbst zu führen; doch allmählich begann die albanische Bewegung den Charakter jener Geister anzunehmen, die „man rief" und nun nicht mehr „los wird".

Schließlich traf die türkische Regierung unter dem Druck der europäischen Großmächte mit der griechischen eine Vereinbarung, die der Türkei 13400 qkm und 290000 Einwohner, darunter allerdings nur 25000 Muhammedaner, kostete.

In Albanien kam es aber nicht zur Ruhe.

Da sollte das unglückliche Land 1882 unter europäische Zucht kommen. Die Mächte wollten ein Statut entwerfen,

das die Einteilung des Landes und die Organisation seiner Regierung zum Inhalt hatte.

Abdul Hamid erkannte aber mit klarem Blick, daß in dieser Reform der erste Schritt zur Absprengung Albaniens von der Türkei geschehe, und wußte sie durch geschickte Gegenmaßnahmen zu verhindern. Wir werden noch oft von „Reformen" sprechen. Naumann schreibt in seinem Buch „Asia" sehr mit Recht: „Wenn abendländische Mächte die Türkei unter dem Schein der ehrenwerten Biederkeit plagen wollen, dann brauchen sie dieses Wort. Immer wenn der kranke Mann einen Arzt holt, verordnet dieser ‚Reformen'. Der Kranke fühlt aber, daß er diese Medizin nicht verträgt. Er sagt: ‚Jawohl, Herr Doktor!' schüttet aber die abendländischen Tropfen dann in den Bosporus." Die vornehmen Albaner wurden durch Ehren und Ämter mit den Interessen des Thrones und der Regierung eng verknüpft, eine albanische Leibwache des Sultans war das äußere Zeichen, in welch hohem Maße der Khalif sein Albanervolk liebte. Aber alle diese Geschicklichkeiten konnten den immer wieder auftauchenden Gedanken an Autonomie nicht dauernd niederhalten.

Schon in der albanischen Frage trat unverkennbar zu Tage, daß eine Reihe von Abmachungen des Berliner Kongresses Produkte „des grünen Tisches" waren, die sich, in die Praxis übersetzt, als unausführbar oder zum mindesten sehr unbeholfen erwiesen. Die Diplomatie der Großmächte hatte mit der Anpassung dieser Abmachungen an die Wirklichkeit eine Riesenarbeit, die sie, nebenbei bemerkt, mit wenig Talent durchführte.

Im Zusammenhang mit den auf dem Berliner Kongreß nicht erfüllten Wünschen derer, die von einem Großbulgarien träumten, steht die „makedonische Frage", die 1880 mit der Gründung des „Komitees für die Herstellung der Integrität des bulgarischen Staates" ihren Anfang nahm und erst

mit der Einnahme Adrianopels durch die Bulgaren im Jahre 1913 ihr wahres Ziel erreichte.

Die eine Richtung der großbulgarischen Wünsche ging auf Ostrumelien und erledigte sich in der schon besprochenen Weise, die andere Richtung aber zielte auf Einverleibung der makedonischen Bulgaren hin. Fürst Ferdinand war viel zu klug, sich mit Beteiligung an diesen letztgenannten Wünschen zu kompromittieren, bevor die Saat reif war. Er ließ die Angelegenheit, sogar gelegentlich abmahnend, in den Händen fanatischer Parteigänger.

Und so gelang es Bulgarien trotz allem, was an Peinlichem vorgefallen war, am Anfang der 90er Jahre sogar in ein außerordentlich freundschaftliches Verhältnis zur Türkei zu gelangen. Doch nun wurde die Agitation der „bulgarischen Irredenta", wie Sax[1] das Komitee sehr treffend bezeichnet, so heftig, daß daraus eine erneute Trübung auch des politischen Verhältnisses der beiden Staaten entstand. Die Verlegung des Zentrums der bulgarischen Agitation nach Sofia war der Auftakt diplomatischer Schwierigkeiten.

1895 überschritt eine Komiteebande seit langem zum ersten Male wieder türkischen Boden und kehrte „ruhmbekränzt" nach Hause zurück. Sie eröffnete den Reigen, der kein Ende mehr finden sollte bis zum großen Balkankriege.

Großen Einfluß auf die gegenseitigen Verstimmungen hatte auch die Kirchen- und Schulfrage. 1891 erreichte Stambulow dank des noch günstigen politischen Verhältnisses zur Türkei die Wiedererrichtung von zwei bulgarischen Bistümern in Ochrida und Üsküb in Makedonien. Im gleichen Jahre waren von der Pforte die kirchlichen und kulturellen Rechte des bulgarischen Exarchatus anerkannt worden. Bis zum Jahre 1900 vermehrte sich die Zahl der bulgarischen Schulen auf 868, die Zahl der

[1] Geschichte des Machtverfalls der Türkei.

Schüler auf 47000, während an die 2000 Kirchen und Klöster den geistlichen Bedürfnissen von 200000 auf türkischem Boden lebenden Bulgaren dienten.

Man konnte also mit vollem Rechte von einer „bulgarischen Frage" sprechen.

Die Entwickelung war in kultureller Hinsicht recht erfreulich, aber den Komiteemitgliedern noch zu langsam und außerdem wollten sie Hand in Hand mit dieser kulturellen auch die politische Lösung der Frage erreichen.

Das Mittel der Revolten und Bandenkämpfe bezweckte zunächst das alte Ziel aller mit Recht oder Unrecht handelnden Autonomie- oder Freiheitsanhänger in der Türkei: die Aufmerksamkeit Europas.

Für die Autonomie waren diese Völker aber noch nicht reif genug und wer wollte die Türkei zwingen, eine Art Selbstmord zu begehen und Teile ihres Reiches an die in Frage kommenden christlichen Staaten abzutreten?

So entstand Anarchie und Verwüstung aus einem ursprünglich gewiß idealen Gedanken, nur weil seine Ausführung sich über alle Grenzen setzte.

Die Banden richteten ihre Angriffe gegen alles, was ihnen in den Weg kam, und wurden wohl auch von allen, denen sie in den Weg kamen, angegriffen, so daß ein Kämpfen mit Türken, Serben, Griechen, Aromänen entstand, ein wüstes Gemenge von wilden Menschen, ein Zuschlagen von allen gegen alle, ein furchtbares Morden, Brennen und Sengen.

Daß die türkische Regierung über diese Zustände in ihrer Provinz Makedonien wenig erbaut war, kann ihr niemand verdenken. Sie ergriff Repressalien, die sich gegen bulgarische Zeitungen und Schulen richteten und sich darin äußerten, daß kein Bulgare als Beamter mehr geduldet wurde. Es ist auch anzunehmen und zu begreifen, daß die türkischen Exekutionskommandos nicht gerade freundlich vorgingen.

1902/03 brannten 215 bulgarische Dörfer und 25000 Bulgaren sollen (nach bulgarischer Quelle) getötet worden sein.

Auch die Mächte mischten sich wieder ein und Frankreich und Rußland erzwangen im Jahre 1903 auch hier Reformen, die die Türkei zusagte.

Die Wirkung auf die, für die all diese Liebesmühe aufgewendet war, war verblüffend: Bombenattentate in Salonik, Aufstände in Adrianopel und Monastir, schroffe Erklärungen der bulgarischen Regierung bewiesen, daß der Wunsch der türkischen Bulgaren nicht nach Reformen, das heißt in diesem Falle Versöhnung ging. Ihr Programm gewann nichts durch momentane Abschwächung des Agitationsstoffes.

Auch die Mächte wollten keine entscheidenden Schritte tun und selbst die Zusammenkunft des Kaisers von Österreich mit dem Zaren änderte wenig an der Lage.

Eine größere Beruhigung schaffte erst der Tod des revolutionären Führers Sarafow Ende 1907, dem eine Zusammenkunft des Königs von England und des Zaren in Reval folgte (1908), bei welcher Gelegenheit die internationale Überwachung der makedonischen Verwaltung ins Auge gefaßt wurde.

Noch war es gelungen, den türkisch-bulgarischen Krieg zu vermeiden, obwohl er nahe vor der Türe stand; die beiderseitige Spannung konnte aber jederzeit zu kriegerischen Verwickelungen führen und hat auch nach vier Jahren den Balkankrieg mit veranlaßt.

Die „griechische Frage" hingegen trieb wesentlich früher einer kriegerischen Lösung zu.

Die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien und die Tätigkeit der bulgarischen Komitadschis ließ in Athen die Befürchtung entstehen, daß allmählich ganz Makedonien dem Schicksal Ostrumeliens folgen werde, was als eine merkliche Störung des Gleichgewichts am Balkan betrachtet wurde.

Die Grenzstreitigkeiten in Epirus-Thessalien und der von Griechenland genährte Wunsch Kretas nach Loslösung vom türkischen Reich gaben andauernd Veranlassung zu Reibungen und diplomatischen Auseinandersetzungen.

1889 arteten die Streitigkeiten auf Kreta zum Aufstand aus. Die Türkei schritt ziemlich energisch ein und schaffte sich noch einmal volle Autorität auf der Insel. Aber schon 1890 spitzte ein Konflikt der Pforte mit dem griechischen Patriarchen wegen Schul-, Kirchen- und Rechtsangelegenheiten das Verhältnis mit Griechenland wieder zu. 1895 wurde auf Drängen der Mächte Karatheodori Gouverneur von Kreta, konnte sich aber nun wieder gegen die muhammedanischen Elemente nicht halten. Ihm folgte ein türkischer Gouverneur, unter dem volle Anarchie herrschte, dann auf Vorschlag Rußlands ein Bulgare Georg Berovic (1896). Aber auch unter ihm hörten die gegenseitigen Metzeleien, die sich nachgerade zu einer Lebensgewohnheit auf Kreta ausgebildet hatten, nicht auf.

Nun verlangten die kretensischen Griechen volle Autonomie.

1897 kam es wieder zu der Ermordung von Christen unter den Augen der fremden Konsuln. Die Stadt Kanea wurde ein Raub der Flammen. Die christlichen Revolutionäre proklamierten die Union mit Griechenland.

Griechenland reagierte prompt. Griechische Kriegsschiffe brachten Truppen und an ihrer Spitze den Kronprinzen nach Kreta. Es war beabsichtigt, die griechische Herrschaft auf der Insel aufzurichten, jedenfalls die Landung türkischer Truppen zu verhindern.

Endlich riß den Großmächten die Geduld. Die Häfen Kretas wurden durch eine internationale Flotte blockiert, Truppenkontingente der Mächte stiegen an Land. Es kam sogar zu leichten Scharmützeln mit den Griechen.

Am 18. März proklamierten die Mächte die Autonomie Kretas unter der Suzeränität der Pforte.

Griechenland und die Türkei mobilisierten. Beide zeigten wenig Lust, ihre Geschäfte von den Mächten besorgen zu lassen. Anfang April standen sich 75000 Türken und 50000 Griechen an der makedonisch-thessalischen Grenze gegenüber, und als reguläre griechische Truppen sich Grenzverletzungen zu Schulden kommen ließen, erklärte die Pforte am 18. April den Krieg.

Der Feldzug, der ausschließlich auf dem von den Mächten mit ihren Flotten nicht zu beeinflussenden Landkriegsschauplatz sich abspielte, endete nach wenigen Wochen schon mit einer völligen Niederlage der Griechen.

Aber erst nach langen Verhandlungen wurde am 18. September 1897 der Präliminarfriede geschlossen. Thessalien blieb bei Griechenland, nur eine kleine Grenzregulierung brachte den Kamm und die Pässe des Grenzgebirges in türkischen Besitz. Außerdem zahlte Griechenland vier Millionen türkische Pfund (ca. 73 Millionen Mark) und gab seine Ansprüche auf das autonome Kreta auf. Aber auch die Türkei wurde von den Mächten daran gehindert, Truppen auf Kreta zu landen.

Die französisch-russische Allianz, die in rücksichtslosester Weise den Türken die Früchte eines restlos siegreichen Krieges aus den Händen riß, errang noch einen weiteren Erfolg: der Kronprinz von Griechenland wurde Gouverneur von Kreta.

Der alte Großmeister deutscher Politik war nicht mehr am Ruder. Obwohl Deutschland und Österreich gegen die Kandidatur waren, ging sie durch und die daraufhin abfahrenden deutschen und österreichischen Kriegsschiffe überließen der siegreichen feindlichen Diplomatie das Feld.

Die inneren Wirren auf Kreta wurden durch die Ereignisse nicht verändert. Schon 1898 begannen neue Metzeleien. Englische Schiffe beschossen Kandia und die Franzosen zwangen die türkischen Truppen, die Insel zu verlassen.

Der Kronprinz blieb, als Gouverneur von der Pforte nicht anerkannt, nunmehr als Generalkommissar auf seinem Posten.

Die Türkei verlor alle Rechte auf die Insel.

Schon im Jahre 1906 wurde der Generalkommissar von den Mächten, die ihn geschaffen, wieder abberufen, weil er in seiner Politik ihren Wünschen nicht entsprach. Erst sein Nachfolger Alexander Zaimis, ein Grieche, konnte eine allgemeine Beruhigung der Stimmung herbeiführen.

Die Insel wurde von Tag zu Tag mehr griechisch. Eine revolutionäre Versammlung war eigentliche Trägerin der Macht. Man ging so weit, 1912 Vertreter nach Athen zu senden, um an den Arbeiten der griechischen Konstituierenden Versammlung teilzunehmen, die damals zur Revision der Verfassung tagte.

Den Leser mag es anfänglich gewundert haben, daß wir den Krieg mit Griechenland nicht im Kapitel der äußeren Politik, sondern hier bei Besprechung der inneren Wirren einfügten.

Die „griechische Frage" ist aber, wie man aus dem Gesagten schon ersehen mag, in erster Linie eine Frage der türkischen inneren Politik. Reibungen mit den osmanischen Griechen haben mit unfehlbarer Sicherheit ebensolche mit Großgriechenland zur Folge, das am Schicksal einiger Millionen seiner Landsleute nicht blind vorübergehen kann. Diese Reibungen werden dann wohl zu Fragen und Problemen der äußeren Politik, indem sie sich in ihrer Entwickelung von den ursprünglichen innerpolitischen Motiven entfernen, oder diese bewußt zum Anlaß nehmen, um daraus Machtfragen der äußeren Politik zu gestalten, die ihrer Natur nach, trotz dem damit verbundenen Risiko, einer gewaltsamen Lösung nur allzu leicht zudrängen.

So hat die Frage der kleinasiatischen Griechen noch im Juni 1913 fast einen zweiten Krieg der Türkei mit Griechenland herbeigeführt und so wird die griechische Frage auch in Zukunft eine Reibungsfläche zwischen Athen und der Regierung der Hohen Pforte bleiben.

Nur versöhnliche Stimmung auf beiden Seiten und eine ruhige Politik, die sich von selbstsüchtigen Anregungen des Vierverbandes freihält, wird ernste Zwischenfälle vermeiden können.

Griechenland scheint nach der Abdankung Venizelos' auf dem besten Wege zu solcher ruhigen und gemessenen Politik.[1]

Noch sind wir nicht am Ende des qualvollen Trubels innerer Erregungen, die den Staatskörper der Türkei durchtobten.

Auch die „armenische Frage", die schon in den sechziger Jahren zu Klagen, Tumulten und Metzeleien einerseits, zu praktisch nicht durchführbaren Privilegien und reformierenden Dekreten andererseits geführt hatte, erwachte dank den Bestimmungen des Berliner Kongresses zu neuem Leben.

Der Artikel 61 des Vertrages hatte den Schutz der in der Türkei lebenden Armenier gegen Kurden und Tscherkessen durch die türkische Regierung zum Gegenstand.[2]

Die Armenier selbst hofften wohl eine Regelung der Angelegenheit im Sinne von Ostrumelien und vergaßen dabei, daß das selbst beim besten Willen der türkischen Regierung nicht möglich war, da das armenische Volk fast zu gleichen Teilen dem türkischen, persischen und russischen Staat angehört.

Man ist versucht zu glauben, daß eine Autonomie des türkischen Armeniens in erster Linie auf Widerspruch von seiten Rußlands gestoßen wäre, dem in seinem Armenien mit einem etwaigen Erwachen freiheitlicher Gelüste gewiß am allerwenigsten gedient gewesen wäre. In der Tat befürchteten die Russen

[1] Geschrieben Ende Mai 1915.

[2] Auch während des Weltkrieges spielte die armenische Frage eine gewisse Rolle, insofern als törichterweise sich gewisse armenische Kreise dazu verleiten ließen, russisch-englische Interessen durch Spionage und Verschwörung zu unterstützen. Vgl. dazu meine Aufsätze in den „Münchner Neuesten Nachrichten" Nr. 314 vom 23. Juni 1915 und in der „Frankfurter Zeitung" Nr. 280/1915.

1895 den Ausbruch einer von den Engländern verursachten allgemeinen armenischen Revolution und traten nicht mehr für die Armenier ein.

Das Drängen der Armenier, besonders auch der im Ausland (England) lebenden, rief halbe Reformen hervor und Versicherungen der Pforte, daß „alles geschehen werde". Namentlich England erwärmte sich sehr für die Armenier, wie es sich für alles erwärmt, woraus es politischen Nutzen ziehen kann. Aber die englischen Vorschläge zur Besserung der Lage rechneten zu wenig mit den bestehenden Verhältnissen. Die Armenier selbst waren sich nicht durchwegs klar über den Weg, den sie zur Erreichung ihres Zieles einschlagen wollten. Teilweise wurden Komitees zur politischen Befreiung gebildet, teilweise hoffte man auf dem Wege der Verhandlungen zu einer erträglichen Zukunft zu gelangen.

Man wünschte, um der Ausbeutung durch türkische Beamte zu entgehen, christliche Beamte und kirchliche und kulturelle größere Freiheiten. Zudem bestand in türkischen, namentlich kurdischen Kreisen, ein erbitterter Haß, der seinen Ursprung in der Erkenntnis der geistigen Überlegenheit und eines ausgesprochenen, manchmal unangenehme Formen annehmenden Geschäftssinnes der Armenier hatte.

1890 begannen heftige Kämpfe der Christen und Muhammedaner in Erzerum, veranlaßt durch eine Denunziation des Inhalts, daß in der armenischen Kirche Waffen verborgen seien, und durch eine dieser Denunziation folgende Untersuchung der Kirche durch muhammedanische Beamte. Ein Fünkchen war es, das sich just auf einem Pulverfaß niederließ.

Die Erzerumer Krawalle riefen gleiche Krawalle in Konstantinopel hervor. Hier hatten die Rädelsführer wohl wieder die beliebte Absicht, Europas Menschlichkeitsgefühl zu erwecken, das sich in England so heuchlerisch mit politischem „die Nase hineinstecken" verband. Daher verfehlte die Absicht, Europa

zu interessieren, so selten ihren Zweck. Bei dieser Gelegenheit aber kam die türkische Regierung einer Verschwörung auf die Spur, deren Wurzeln bis nach Rußland sich erstreckten.

Der Türke ist mißtrauisch, die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts hat ihn so machen müssen. Wenn er Verdacht geschöpft hat, bleibt er in diesem, oft auch ohne Grund. Nirgendwo auf Erden gilt so wie dort der Satz: „Semper aliquid haeret."

1893 fanden wirkliche Kämpfe in Anatolien statt, wo man einem armenischen Komplott in Kaisarié und Mersivan auf die Spur gekommen war. Steuerverweigerungen der Armenier erbosten die türkischen Beamten, Mordritte kurdischer Baschybozuks[1] erbitterten die Armenier.

1894 kam der Aufstand im großen Stil im eigentlichen Armenien (Wilajet Bitlis) zum Ausbruche.[2] Der Anlaß war wiederum ganz geringfügig: Streitigkeiten wegen der Weideplätze eines nomadisierenden Kurdenstammes.

Im Jahre 1895 vereinigten sich zu großer Hoffnung der Armenier die Gesandten Englands, Frankreichs und Rußlands, um den armenischen Provinzen eine Art Reglement zu geben. Es wurden Reformvorschläge vorgelegt. Eine europäische Kontrolle sollte die Reformen überwachen, die namentlich in der Besetzung von fünfzig Prozent Beamtenstellen mit Christen bestanden. Der Sultan war in großer Verlegenheit, weil er befürchtete, mit diesem Zugeständnis die muhammedanischen Elemente der Bevölkerung, die selbst im eigentlichen Armenien den Christen der Zahl nach überlegen waren, zu verletzen.

[1] Baschy-bozuk wörtlich „sein Kopf ist zerbrochen = verrückt". Name der irregulären Kavallerie, der sich dann auf jeden nicht uniformierten Kriegsfreiwilligen ausgedehnt hat, scherzweise auch für einen Offizier gebraucht wird, der verbotenerweise in Zivil geht.

[2] Zum vorläufigen Verständnis sei mitgeteilt, daß die Armenier ähnlich wie die Juden in der ganzen Türkei zerstreut leben; ihre Masse wohnt im eigentlichen türkischen Armenien, ist aber auch da dem muhammedanischen Element zahlenmäßig unterlegen.

Die unentschlossenen Maßnahmen der Regierung riefen im September erneute Krawalle in Konstantinopel hervor. Die Armenier forderten nunmehr lärmend die Auflösung der irregulären Reiterei, die sich allmählich zu einer Landplage in Armenien entwickelt hatte, und die Durchführung der von den Großmächten vorgeschlagenen Reformen. Schon gerieten sie hiebei in Kampf mit der Polizei und auf beiden Seiten floß Blut. Einer erneuten Vorstellung der Mächte gab der Sultan endlich nach und erließ am 20. Oktober 1895 ein Reformdekret, das weitgehende Wünsche der Armenier und der Mächte erfüllte.

Aber bevor diese zu spät erlassene Verfügung wirksam werden konnte, erfolgten furchtbare Metzeleien im Osten und Südosten von Anatolien, wo an die 30000 Armenier hingeschlachtet wurden. Die türkischen Regierungsbehörden legten die Hände in den Schoß. Im Grunde genommen war ihnen dieser blutige Prozeß gar nicht unangenehm.

Die Nachrichten von diesen Mordtaten erweckten rasende Wut bei den in Konstantinopel lebenden Armeniern. Aber die Maßnahmen, die nun ein kleiner Teil von ihnen ergriff, waren politisch unklug. Am 26. August 1896 besetzte nämlich eine Anzahl Armenier das Gebäude der Ottomanischen Bank und warf Bomben auf die Straße, in der reger Verkehr herrschte. Anrückendes Militär wurde beschossen und konnte sich nicht entschließen, das Gebäude zu stürmen, denn die Besatzung versicherte, in diesem Fall die ganze Bank in die Luft sprengen zu wollen. So ließ man sich auf Unterhandlungen ein. Der armenischen Schar wurde freier Abzug auf ein englisches Schiff zugesichert. Sie erreichte dieses Schiff auch, aber nun nahm der empörte Sultan Abdul Hamid, der nicht umsonst den Beinamen „der Blutige" besaß, furchtbare Rache an der Masse der in Konstantinopel lebenden Armenier. 10000 von ihnen sind an diesem einen Tag von besonders hiezu gemieteten Kurden erschlagen worden. In die Häuser drang man ein,

aus den Pferdebahnen und Wagen wurden die Unglücklichen gerissen und mit hölzernen dicken Stäben, an deren vorderem Ende ein eiserner Knopf saß, zerschmettert.

Heute noch lebt das Entsetzen über jene Stunden in den christlichen Häusern der Stadt und Erzählungen, die schon im Begriffe sind, legendenhafte Form anzunehmen, erhalten sich in den Kinderstuben und beim abendlichen Plaudern.

Auf solche Weise bewies Abdul Hamid den Engländern das Unnütze ihrer Armenierprotektion.

Mit diesem Armeniermord in Konstantinopel flog die Losung durch Anatolien: „Der Armenier ist vogelfrei."

Adana, die Hauptstadt Ciliciens, wurde ein Raub der Flammen, alle Armenier fielen dem wütenden Morden zum Opfer. Jeder Mensch, der irgendwie in Verbindung mit Armeniern trat, war verdächtig und riskierte sein Leben. Mißgriffe der Regierung gegen Europäer veranlaßten sogar das Erscheinen zweier österreichischen Kriegsschiffe.

Nur der politisch kluge Kurdenchef Ibrahim Pascha, der im Südwesten von Kurdistan eine ziemlich unbeschränkte Herrschaft ausübte, schützte die in seiner Machtsphäre wohnenden Armenier und rettete so seinen Orten die heute noch deutlich erkennbare Wohlhabenheit.

Bis 1900 dauerten an einzelnen Stellen des Reiches die Armenierverfolgungen an. Ganz allmählich kam die „armenische Frage" in ein ruhigeres Fahrwasser. Die Armenier sind wohl auch der heutigen Regierung in vieler Hinsicht verdächtig[1] und das Volk haßt sie noch wie früher, aber doch haben zwei Faktoren günstig auf die Verhältnisse eingewirkt. Das ist erstens das ernste Bestreben der jungtürkischen Regierung, auch die Armenier mit den nationalen Zielen des Komitees „Einheit und Fortschritt", das die radikal-nationalistische Partei umschließt, zu verknüpfen und ihre Intelligenz und Bildung dem

[1] Vgl. Anm. 2 zu S. 104.

nationalen Zweck nutzbar zu machen, und zweitens der ehrliche Versuch einer stattlichen Anzahl hochgebildeter Armenier, am Wiederaufbau des osmanischen Vaterlandes mitzuwirken.

Je mehr beide Teile in diesem Bestreben, das ihre besten Elemente einander näher bringt, fortarbeiten, desto rascher wird eine durchgreifende Verständigung, von der wir die größten Vorteile für das türkische Reich erwarten, zustande kommen.

Die national empfindenden Armenier müssen allerdings mit schärfster Energie die Elemente aus ihren Kreisen entfernen, die auch heute noch einem ganz unzeitgemäßen Kosmopolitismus huldigen oder gar, dem englisch-russischen Gelde zugänglich, antinationale Propaganda treiben. Solche Leute sind vom türkischen, das heißt in diesem Falle vom Staatsstandpunkt aus betrachtet, nichts anderes als hochverräterische Verbrecher. Aus armenischen Kreisen heraus muß der Kampf gegen diese Elemente geführt werden. Erst dann ist die Möglichkeit gegeben, das so leicht erregbare Mißtrauen der türkischen Bevölkerung endgültig zu beseitigen und gleichzeitig damit den Grund für die unerquicklichen und dem Staatswohl so gefährlichen Reibungen aus der Welt zu schaffen.

Auf eine Trennung der Armenier von der Türkei, ebenso wie auf eine Trennung der kleinasiatischen Griechen folgt rettungslos der Untergang des Reiches.[1] Der Verlust dieser kleinasiatischen Volksteile ist gar nicht mit dem Verlust europäischer Provinzen zu vergleichen, die, ein kümmerlicher Rest aus großer Zeit, in ihrer organischen Zugehörigkeit zum Reich schon lange nicht mehr ernst zu nehmen waren. Sie waren ein Anachronismus auf der Karte des Balkans; sie kosteten dem Staat viel, ohne ihm etwas einzubringen, und zehrten an dem Kern des Osmanentums, an Anatolien, indem sie ihm Geld und Soldaten ohne Unterlaß entzogen.

[1] Die armenischen Verhältnisse sind im Weltkrieg noch viel verwickelter geworden. Das vaterlandslose Gebaren einer großen Zahl von Armeniern hat die türkische Regierung zu furchtbarer Strenge veranlaßt.

Die Armenier und die kleinasiatischen Griechen immer wieder aufzureizen, ist des heuchlerischen Albions kluge Politik. Damit halten sie die Türken schwach, bewahren sich ein scheinbares Recht, im Namen der Menschenliebe oder gar des Christentums ihren Geldbeutel zu füllen — eine Haupttätigkeit englischer Weltpolitik, und verhindern durch die Gegensätze, die sie wecken, am besten das Wiedererstarken einer nationalen Idee im Osmanentum. Wenn die Türken englische und amerikanische Missionäre, die unter den Armeniern wirken, am liebsten aufhängen würden, so ist das eine Regung, die voll zu verstehen ist.

Wenn unüberwachtes orientalisches Christentum in der Türkei entsteht, wird es unfehlbar politisch und schädigt dann, nicht durch den religiösen sondern durch den politischen Gegensatz, den türkischen Staatsgedanken.

Einem brodelnden Hexenkessel gleicht das osmanische Reich in den Jahren 1878—1905. Diplomatische Schwierigkeiten mit den Mächten, Flottendemonstrationen und geharnischte Noten, Reformvorschläge, hinter denen politische Einmischung Fremder sich kaum verbergen konnte, Streit und Krieg mit den Nachbarn, schreckliche Kämpfe im Innern und eine jammervolle, dauernde Finanznot[1] ließen ohne Unterlaß ihr Gift in diesen Kessel fließen, in dem alles zu zerschmelzen drohte: Armee und Beamtentum, Gesellschaft und Volk, Ehre und Ansehen. Alles! —

Und an der Spitze des Staates ein rätselhafter Mann, halb Narr und halb Genie. Wollen wir versuchen ihn zu verstehen, wir werden ihm trotzdem nicht verzeihen können, wie ihm auch heute noch kein Jungtürke, der es ernst mit seinem Lande meint, verzeihen kann, — Abdul Hamid.

[1] Vgl. Viertes Buch, 4. Kapitel.

5. Abdul Hamid

Sultan Abdul Asis war 1877 ermordet worden. Sein geisteskranker Nachfolger Murad regierte nur einige Wochen. Dann wurde er in den um diese Zeit tobenden Konstitutionskämpfen beiseite geschoben und mußte dem fünfunddreißigjährigen Abdul Hamid, dem Bruder des gemordeten Abdul Asis, Platz machen.

Die Hoffnung des Volkes begleitete den jungen Sultan. Er war ein schöner, ritterlicher Mann mit großen, schwarzen, melancholischen Augen. Manche wollten in seinem feingeschnittenen, von türkischem Vollbart umrahmten Gesichte armenische Züge entdecken. Seine Mutter soll Armenierin gewesen sein.

Nach den Bildern, die mir zur Verfügung standen, ist jedenfalls festzustellen, daß Abdul Hamid deutliche Rasseneigentümlichkeiten des Armeniers nicht an sich hat. Er erscheint vielmehr wie der richtige Türke — so wie wir ihn etwa aus typischen Bildern zu einem Vorstellungsbegriff uns konstruieren. Man sucht vergeblich auch nach grausamen Zügen in diesem Antlitz des Grausamsten seiner Zeit. Klug, scharfdenkend, kränklich, sinnlich — das mögen die Eigenschaften sein, die ein unbefangener Beobachter dem Träger dieses Hauptes gibt.

Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die politische Leitung des Staates in einem unglücklichen, das Land an den Rand des Verderbens führenden Kriege. Das mag nicht ohne tiefsten inneren Eindruck an ihm vorübergegangen sein. Vielleicht hatte er, als er kurz vor dem Präliminarfrieden sich in persönlicher Weise an die menschlichen Gefühle des Zaren wandte, noch einen schwärmerischen Glauben an die Menschheit, vielleicht spielte er, mit den reichlichen Requisiten seiner Diplomatenkunst, auch nur Komödie. Wer will das jemals entscheiden!?

Nur soviel steht fest, daß er jeden Glauben an die Menschheit bald verlor. Sie kam ihm dauernd in zu jämmerlichen Vertretern vor Augen.

Es hat wohl nur wenige diplomatische Genies wie Abdul Hamid gegeben. Er war all den europäischen Mittelmäßigkeiten, die an seinem Hofe wimmelten, weit überlegen. Nur dadurch und durch die steigende Konkurrenz der Großmächte erklärt es sich, daß er das zerrissene, geschwächte, hin- und hergezerrte Reich vor dem Untergange bewahren konnte. Unsagbar viel Geschicklichkeit war dazu nötig, nur „der kranke Mann" und nicht „der tote Mann" am Bosporus zu sein. Es fehlte ihm aber die moralische Größe, die zum Schaffen bleibender Werte doch wohl nicht entbehrt werden kann. Im Gebiete ethischen Empfindens können wir untrügerische Zeichen der Degeneration an diesem Herrscher feststellen, der viel zu hohe Kultur besaß, um seine Schlechtigkeiten etwa aus primitiven Instinkten heraus begehen zu können.

Und dabei war er allein. Seine Zeit hatte keinen großen türkischen Staatsmann noch General ihm helfend an die Seite setzen können. Es vertrug sich auch nicht mit dem rein despotischen Charakter seiner Regierung, daß menschliche Größe unter ihm, mit der ihr stets innewohnenden Tendenz neben ihm zu sein, hätte wachsen und gedeihen können. Je mehr ein unnahbarer Herrscher im freien Wort und in der sich bis zu gesundem Widerspruch steigernden Verantwortungsfreudigkeit der hohen Beamten eine Verletzung seiner Person oder gar den Geist der Unbotmäßigkeit wittert, desto mehr baut er um sich das tote Haus der Einsamkeit, das wohl von Hofschranzen bevölkert sein kann, aber darum nicht minder einsam ist.

In diesem toten Hause kann der Herrscher, wenn er wirklich ein Genie ist, alles schaffen, nur das eine nicht, was ihm als Verbindung mit seinem Volke am notwendigsten ist — die Liebe.

Und die fehlte auch Abdul Hamid. Seine Arbeitsleistung, seine staatsmännische Klugheit mußte von jedem bewundert werden; die absolute Immoralität der von ihm angewandten Mittel rief den Widerspruch aller derer hervor, die höheren moralischen Impulsen zugänglich waren und auch aller derer, die durch Abdul Hamid nichts profitieren konnten; seine Macht nährte eine Unzahl Anhänger, die von ihm abhängig waren und „in der Furcht des Herren" blind gehorchten — aber Liebe hat Abdul Hamid nie gesät und nie geerntet.

Mit den Frauen war er ein anderer. Da traten sympathische Züge seiner Persönlichkeit hervor. Da gab er mit offenem Herzen und da hat er wohl auch Glück gefunden.

Einer geliebten Frau zur Erinnerung baute er Yildiz-Kiösk, den Sternenpalast, der in hellen Mondscheinnächten wie ein Marmor gewordenes Märchen über Beschiktasch, einem Vororte Konstantinopels, leuchtet. Und als ihn im Balkankriege das deutsche Schiff „Loreley", dem allein er sich anvertrauen wollte, aus dem bedrohten Salonik nach Beylerbey, seinem neuen Palastgefängnis am Bosporus brachte, da war er im Kreise seiner wenigen Damen, die ihm belassen wurden, ein galanter, freundlicher, zuvorkommender alter Herr und ein glücklicher Vater seines jüngsten, damals siebenjährigen Sohnes.

Seine geistigen Interessen umspannten alle Gebiete, seine Memoiren, für den Orientkenner eines der interessantesten Bücher, sind — ganz abgesehen von ihren ausgesprochen tendenziösen Richtungen — der Beweis für einen durchaus selbständigen und durchaus klaren Geist.

Und doch war dieser Geist krank.

Mag es anfänglich nur eine latente Anlage gewesen sein — die Verhältnisse entwickelten allmählich die deutlichsten Symptome des Verfolgungswahnes.

Das Parlament, eine illustre Gesellschaft von Jasagern, wurde nach 1878 von Abdul Hamid nicht mehr einberufen.

Nach seiner Anschauung war das türkische Volk noch nicht reif für den Parlamentarismus, auch befürchtete er, daß durch das Parlament die öffentliche Kritik wachsen würde, und sah im Parlamentarismus erweiterte Möglichkeiten diplomatischer Einwirkung der Großmächte.

Hier lag wohl noch nichts Krankhaftes vor, denn diese Anschauungen waren vom Standpunkt des Großsultans und Khalifen alten Stils aus berechtigt.

Seine Stellung zum Gelde ist schon wesentlich bedenklicher. Er betrachtete zunächst, ganz folgerichtig mit seiner Auffassung über die Stellung des Sultans, die gesamten Staatseinkünfte als seine Privatrente, über die er wie Ludwig XV. verfügte, von der er der Regierungsmaschine das gab, was ihm notwendig erschien, von der er den kulturellen und sozialen Bedürfnissen des Landes „aus der Fülle seiner Gnade" spärliche Brosamen verabfolgte, die bei dem Zustand des Beamtentums meist den Weg zum Ziele nicht fanden, sondern auf diesem Wege sich in Nichts verwandelten.

Abdul Hamid schöpfte sehr viel Geld aus dem Lande, durch Konfiskation der Güter von reich und deshalb verdächtig gewordenen Untertanen, durch aussaugende Domänenverwaltung, durch Einbehaltung von Offizier- und Beamtengehältern zum Zwecke geschickter Diskontooperationen und durch übermäßige Anspannung der Steuerschraube.

Aber er verbrauchte noch mehr Geld, als ihm zufloß, und legte dem Land eine erdrückende Schuldenlast auf oder besser gesagt, er vergrößerte die erdrückende Schuldenlast des schon bankerott gewordenen Staates. Wir werden später aber auch sehen, daß er es verstand, dem Lande zu einem ganz unverständlich großen Kredit zu verhelfen.

Er war eigentlich nicht verschwenderisch im Sinne großer Potentaten.

Seine Reisekasse beanspruchte keinen Piaster, denn er ver-

ließ niemals sein Serail, außer am Freitag, wo er, in einem doppelten Zaun von Bajonetten eingeschlossen, in der Staatskarosse in die Moschee zum feiertägigen Gebete zu fahren pflegte, gefolgt von den zu Fuße eilenden Großen des Reiches und des Hofes, den Blicken seines Volkes nah, doch seinem Herzen unsagbar fern.

Große Bauten — außer jenem Yildiz-Kiösk — hat er nicht aufgeführt.

Aber sein Harem verschlang Millionen. Abdul Hamid war umgeben von Höflingen und Eunuchen, von Palastbeamten und von Würdenträgern, die zum Teil aus ganz niedrigem Stande durch Glück, Verwandtschaft oder eigene Schlauheit in die Gunst „des Herrn" gelangt waren und diese Gunst nun weidlich nutzten.

Sie wußten aus den täglichen Erfahrungen des Hoflebens, wie jene Gunst von heute morgen schon das Opfer einer Intrige, eines gehässigen Wortes, eines plötzlichen Verdachtes werden konnte. Da hieß es „carpe diem" und „Füll' den Beutel", solange die Sonne kaiserlicher Gnade noch scheint.

Es ist ganz unglaublich, welche Summen und Gegenstände im kaiserlichen Palaste gestohlen wurden.

Der Sultan ließ einmal einem Deutschen durch einen hohen Hofbeamten einen Beutel voll Gold überreichen — eine von ihm beliebte Art, seine Zufriedenheit auszudrücken. Als der Beutel in die Hände des Deutschen kam, war er halb leer. Bei der nächsten Audienz erzählte der freimütige Deutsche das dem Sultan. Der hohe Herr geriet zunächst in große Wut, dann aber lächelte er und sagte: „Sie sind immer noch nicht so bestohlen worden, wie ich das jeden Tag werde." Er ließ einen neuen Beutel Goldes kommen, gab ihn dem Deutschen und meinte liebenswürdig: „Die Hand des Padischah ist doch sicherer."

Mag an der Anekdote im Lauf der Jahre manches Rankenwerk gewachsen sein, ich möchte mit Adolf Harnack sagen, daß

die Möglichkeit ihrer Existenz für sich allein schon einer Anekdote historischen Wert gibt.

Abdul Hamid schenkte viel und reichlich. Es gibt manche, die allein durch seine Geschenke reich geworden sind. Aber diese Ausgaben bedeuteten fast nichts gegen die Unsummen, die der von ihm eingerichtete und mit fabelhafter Sicherheit betriebene Überwachungsdienst verschlungen hat. In dieser Hinsicht war wohl Vollendeteres auf Erden nicht zu sehen.

Abdul Hamid fühlte sich nie sicher. Und er begann mit seinem Gelde gegen dies Gefühl zu kämpfen. Er vergaß, daß er mit Geld zwar die äußeren, objektiven Anlässe zur Furcht beschränken konnte — eben durch peinlichste Überwachung, daß aber der eigentliche, innere Grund der Furcht in seinem kranken Geiste lag und sich Motive schaffte, wenn sie in Wirklichkeit nicht vorhanden waren. Ja noch mehr, die ununterbrochene Beschäftigung des Geistes mit der Abwehr wirklicher oder eingebildeter Angriffe, mit der Beseitigung gefährlicher oder gefährlich scheinender Personen, mit der Ausbildung eines raffinierten Schutzes des eigenen Ichs steigerte die krankhafte Anlage mit den Jahren zur vollendeten Manie.

Das Land litt unsäglich darunter. Niemand wußte, ob er nicht belauscht, beobachtet, überwacht war, ob nicht ein Wort, das er im Café, auf der Straße, im Freundeskreise, ja im verschwiegenen Raume des Harems sprach, in wenig Stunden im Yildiz-Kiösk zur Kenntnis des Großherrn gelangte, ob nicht in weiteren wenigen Stunden Tod oder Verbannung telegraphisch sich bei ihm ansagten.

Keiner traute dem andern. Berufsgemeinschaft, Freundschaft und Liebe schützten nicht vor den Ohren des Padischah, der alles hörte, alles erfuhr und alles strafte.

Diesen Zustand des kranken Sultans und des Landes machte sich eine ganze Anzahl von Schurken zunutze.

Abdul Hamid belohnte jede Nachricht mit Gold. Da fingen sie an Nachrichten zu erdichten. Einer machte sein Glück, weil er ein Bombenattentat entdeckte. Später erfuhr man, daß er die Bombe selbst gelegt hatte.

Abdul Hamid war viel zu klug, um nicht zu wissen, daß die Hälfte aller Nachrichten aus solchen Absichten herkam, aber es war ihm um die andere Hälfte der Nachrichten zu tun und er zahlte und belohnte im Sinne einer Versicherungsprämie. Und viele erreichte sein Zorn mit Recht, viele mit Unrecht. Die Gefängnisse von Tripolis, die Zitadellen von Fezzan, Akka, Rhodos, Diarbekir, Erzerum und Sinope können Gräßliches erzählen von zu ewigem lichtlosen Kerker Verurteilten, die endlich, als die Jungtürken die Freiheit brachten, mit weißen Haaren und blinden Augen an das Licht krochen und im zermürbten und jeder Hoffnung beraubten Geiste die Freiheit nicht mehr fassen, nicht mehr glauben konnten.

Noch gräßlichere Dinge flüstern die Gemächer der Paläste und die Wellen des Bosporus. Geschehnisse, die keine Geschichtsforschung aus dem Dunkel ihrer Scheußlichkeit ans Licht des Tages zu zerren vermag.

Nur wer ein wenig genauer in die Ära des politischen Verdachts unter Abdul Hamid hineingeblickt hat, kann ermessen, welcher Segen für das Land in der jungtürkischen Bewegung lag, kann den Jubel begreifen, der dem Rufe „Freiheit" entgegenflog.

Mag das jungtürkische Regime anfänglich manchen Irrtum begangen haben, welche Regierung ist von Irrtum frei? Mag es vieles im Drange seines Ungestüms überstürzt haben; welches Kind der Revolution wäre langsam und bedächtig gewesen? Aber das ist heute schon erreicht, daß der freie Mann in der Türkei wieder atmen, daß er gelegentlich seine abweichende politische Anschauung wieder äußern kann, ohne Tod und Verderben hinter sich zu fühlen. Daraus allein schon ergibt sich

eine allmählich zunehmende Anteilnahme der Allgemeinheit an den Lebensfragen des Staates, an der Zukunft und Entwickelung des Volkes.

Es gibt heute schon eine Reihe von Verständigen, die in der Kritik das Motiv des ehrlichen Interesses an der Sache erkennen.

Unvergeßlich ist mir Mahmud Schewket Pascha, der, als ich in einem Vortrag bei ihm — er hatte soeben mit Enver Bey die wieder auflebende Reaktion unter Nazim Pascha gestürzt — über irgend etwas scharfe Kritik fällen mußte, mich freundlich ermunterte mit den Worten: „Sprechen Sie sich rücksichtslos aus, lieber Major. Die Zeiten sind hoffentlich auf immer vorbei, in denen wir von unseren deutschen Freunden nur gelobt werden wollten. Wir wollen lernen und arbeiten."

Die Dardanellenverteidigung zeigt, wohin ehrliches Lernenwollen führt.

Abdul Hamid hörte nie Kritik. Sie erstarb an der Schwelle des Serails, sie war verdächtig, denn sie roch nach Freiheit. Abdul Hamid ist, wie auch mancher europäische Herrscher, daran zu Grunde gegangen, daß er nie Leute um sich hatte, die offen, frei, ja selbst ein bißchen grob, das sagten, was sie meinten. Ein grenzenloser Byzantinismus hatte sich im neuen Byzanz breitgemacht.

Die „Byzantiner", die unter anderen Verhältnissen den Herrscher selbstbewußt und alles besser wissend machen, weil sie durch ewige Schmeichelei die Erkenntnis seiner eigenen Begrenzung verwischen, erreichten bei Abdul Hamid nur eine Vertiefung seines verfolgungswahnsinnigen Wesens. Er war viel zu klug, was in der Geschichte der Herrscher nicht allzu häufig vorkommt, um die Byzantiner und ihr jämmerliches Wesen nicht zu durchschauen und zu erkennen, aber so sehr er in ihnen den übelsten Auswurf der Menschheit erkannte, so sehr bedurfte er ihrer gekauften oder auch empfundenen

Treue zum Schutz gegen seine Träume, Beängstigungen, Nöte und Wahnvorstellungen.

Hier fühlte er sich verhältnismäßig sicher, wenn sein Vertrauter aus den versiegelten Speiseschüsseln vorkostete, hier täuschte sich der in all seinem Verbrechertum arme Mann ein Stückchen Menschenliebe vor — und dem verkaufte er sich, sein Leben, sein Schicksal.

Er glaubte durch völlige Unterdrückung der Presse und des Schrifttums, durch Ausnützung der Bestie im Menschen, durch Umwandlung eines ganzen Volkes in Denunzianten den Kampf mit dem aufnehmen zu können, was ihm, seinem System, seiner ganzen historischen Auffassung allmählich als das feindliche Prinzip erschien — mit dem Gedanken der Freiheit. Und in dieser Berechnung irrte er sich. Da versagte seine große Kunst des Erdrosselns, da täuschte sich zum ersten Male die sonst immer richtige Beurteilung menschlicher Schwäche, die dem großen Menschenkenner und Menschenverächter eigen war.

Wenn aber einem Volke die Freiheit notwendig wird, dann ringt sie sich durch und wenn tausend Tyrannen sie bedrohen. Sie keimt im engsten Kreise der Freundschaft und sproßt in kleinen durch Eide und Sichkennen verketteten Verbindungen. Sie überlebt den Verrat von Hunderten solcher Verbindungen, scheint gestorben zu sein, glimmt aber fort und bildet neue Verbindungen, Gesellschaften, Verbände, springt über auf die entzündbaren Bestände der Massen, erhitzt auch das spröde unverbrennliche Material, so daß es glüht, und mit einem Male steht die öffentliche Meinung, das ganze Volk in Flammen.

Wie ein Unwetter fährt die Flamme der Freiheit über das Land, wie ein Sturm, der alles zu Boden rast und die Flügeltüren der Paläste aufreißt, daß der Chor der Schranzen erschreckt den Herren allein läßt.

Nun steht der Khalif der Revolution gegenüber. Der Sohn des frühen Mittelalters sieht in das Gesicht der Tochter von heute.

Er ist alt und allein und um die Freiheit scharen sich die energischen Elemente. Er hat auf einmal Persönlichkeiten gegen sich. Und diesen Persönlichkeiten erliegt er. Der kritische Punkt jeder Revolution liegt in der Frage nach leitenden Persönlichkeiten. Ohne diese versiegt die berechtigtste Revolution, wie die in Rußland, mit ihnen erst gelingt die Geburt der Freiheit.

Abdul Hamid war alt und finster geworden, ehe er den letzten großen Kampf seines Lebens zu bestehen hatte.

Er klammerte sich an die Wertschätzung der ausländischen Presse und scheute kein Geld, Lobartikel über sich zu lancieren, Schmähartikel zu unterdrücken.

Er fürchtete seine eigene Familie und sperrte ihre Mitglieder in goldene Gefängnisse, er verdarb ihre Jugend, indem er sie mit Weibern und Alkohol vergiftete, ihnen alles gewährte, nur keine Arbeit und keine Freiheit.[1]

Und endlich legte sich die Angst vor dem Unvermeidlichen wie eine Schlange um seinen Hals — die Angst vor dem Tode, vor dem natürlichen, allen Menschen bevorstehenden Ende. Wutanfälle traten auf, Blut floß und die Zeit nannte ihn „den gekrönten Massenmörder", „den Roten", „den Blutigen". Die Schatten seiner Opfer erfüllten seine schlaflosen Nächte, die Gespenster der Erschlagenen überschritten bleich und furchtbar die Schwellen des Serails und drangen in entsetzlichem Zuge in die stillen Räume der kaiserlichen Harems.

Nirgends war Ruhe zu finden, nirgends Friede. Nur neue Bluttaten und Grausamkeiten ließen für Augenblicke alles vergessen.

Da war die Zeit gekommen, wo ein wütender Narr auf dem Throne saß und der Ruf in Makedonien erschallte: „Das Vaterland ist in Gefahr. Auf, laßt uns die Fahne der Freiheit entfalten!"

[1] Nach den Äußerungen des Prinzen Abdul Medjid.

6. Die Zeit der Revolution

Schon im Anfang der siebziger Jahre macht sich die Tätigkeit der Jungtürken bemerkbar und zwar, ganz charakteristisch für die innerpolitische Lage der Türkei, durch Agitation in entfernten Provinzen und im Ausland.

Das Programm lag für die Opposition theoretisch auf der Hand. Es mußte in einem despotisch regierten, unter der Mißwirtschaft seiner Beamten leidenden Lande die durch Verfassung garantierte Freiheit sein.

Diese sachliche Forderung mußte dem despotischen Inhaber der Macht als persönlicher Angriff erscheinen und jede Forderung der Neuerer, der jungen Türken oder Jungtürken, wie sie genannt wurden, mußte heftigste allgemeine Reaktion derer hervorrufen, die das alte despotische Regime aus Überzeugung oder des persönlichen Vorteils wegen für besser hielten, ebenso die spezielle persönliche Reaktion des Sultans als obersten Vertreters einer gegensätzlichen Idee und als eines Menschen, der hiebei um seine Existenz kämpft.

In Kairo, Paris und Genf erschien die Presse[1] der Jungtürken, fast vierzig Jahre bevor die Idee, die sie ins Leben rief, zur Tat wurde. Sie predigte die Annahme westeuropäischer Kultur und Staatseinrichtung und gestand ganz offen, daß man derlei Errungenschaft bedürfe, um den Kampf gegen westlichen Einfluß mit nicht gar zu unzureichenden Mitteln führen zu müssen.

Es war also — etwa nach dem Vorbilde Japans — das Erwachen der nationalen Idee bei gleichzeitiger Erkenntnis der allgemeinen Rückständigkeit des eigenen Landes. Die Lage gab dem theoretisierenden Politiker Veranlassung zu glänzenden Abhandlungen; der Gedanke, vom Fremden ein Messer zu ent-

[1] Die Namen dieser ältesten Propagandaschriften des Jungtürkentums waren Mizan, Meschweret, Osmanly, Terekke.

lehnen, um ihn dann mit dem Entlehnten zu erstechen, entbehrte nicht raffinierten Reizes. Nur vergaßen die Theoretiker, daß die Anpassung fremder Kultur und Einrichtungen an und für sich nicht allzu rasch vor sich geht und vor allem des auf das gleiche Ziel gerichteten Willens der Regierung und zum mindesten einer starken und alle Intelligenzen vereinigenden Minorität des Volkes bedarf, um eine lebendige Schöpfung zu werden.

Und eben diese Regierung war der prinzipielle Feind des neuen Programms.

Daraus mußte sich ein Gegensatz zwischen Jungtürkentum und Regierung entwickeln, der schließlich das allgemein gehaltene Programm zu der Losung verdichtete: „Weg mit der Regierung."

Aus der revolutionierenden Theorie mußte die revolutionierende Tat sich formen.

Die Bewegung gewann in dem letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts viele Anhänger im Lande selbst, namentlich viele Offiziere. Durch diese wirkte sie auf die militärische Jugend ein und gewann einen Stamm von begeisterungsfähigen Menschen gerade in dem Stand, der als ultima ratio der Regierung das Bestehende zu schützen gehabt hätte.

Diese frühzeitige Einwirkung auf die Armee ist von größter Bedeutung für die viel später zur Ausführung gelangte Idee der Jungtürken geworden.

Abdul Hamid glaubte lange Zeit nicht an die Lebensfähigkeit der neuen Ideen; er hielt die Passivität der Masse für größer, als sie war. Aber trotzdem verfolgte er die Jungtürken mit voller Kraft. Unzählige Märtyrer ihrer Überzeugung fielen dem „geheimen Kriegsgericht" zum Opfer. Ein ganzes Schiff mit verdächtigen Kriegsschülern soll auf einer für diesen Zweck unternommenen Reise versenkt worden sein. Als 1897 ein Regen von Verbannungen, Todesstrafen und Kerkerhaft auf

die Jungtürken niedergeprasselt war, folgte eine große Flucht dieser in das Ausland. Die Jahre 1899 und 1900 zeitigten ähnliche Massenverurteilungen.

Trotzdem gelang es nicht, die Glut zu löschen. Aber erst im Jahre 1908 ward diese Glut zur Flamme. Es ist erstaunlich, wie lange die Idee Idee blieb, ehe sie zur Tat wurde. Es ist schwer, die eigentliche Veranlassung zur Revolution aufzudecken, und als ehrlicher Historiker muß ich gestehen, daß, was ich mit Dr. Wirth gemeinsam als Veranlassung annehme, nicht mehr als eine einigermaßen begründete Vermutung ist.

Es waren Fragen der äußeren Politik, die den Anstoß gaben. Österreich wollte seine bosnischen Bahnen mit Salonik verbinden und der Kaiser von Rußland besprach mit dem König von England die Autonomie Makedoniens.[1] Endlich intrigierte das englische Balkankomitee unter der Leitung Noel Buxtons (der mit seinem Bruder zusammen auch bei Beginn des Weltkrieges eine gleicherweise lächerliche wie verdächtige Tätigkeit am Balkan entfaltete) in Bulgarien und Serbien, um die beiden Regierungen zum Vorschieben ihrer Machtsphäre nach Süden zu veranlassen.

Wie weit Abdul Hamid in diesen akuten oder demnächst akut werdenden Fragen zum Schaden des Reiches nachgiebig sich verhalten würde, wußte man nicht. Daß aber eine weitreichende Nachgiebigkeit sehr wahrscheinlich war, das befürchteten die Jungtürken.

Dem mußte vorgebeugt werden. Unter der Devise „Das Vaterland ist in Gefahr" konnte man auf die Massen rechnen.

Vielleicht aber war, was Wirth nicht erwähnt, der letzte Anstoß für den Zeitpunkt des Losschlagens der, daß Enver Bey mit einer Reihe von Gesinnungsgenossen von der Regierung

[1] Vgl. S. 100.

aus Salonik nach Konstantinopel zu einer Untersuchung berufen wurde. Die Regierung hatte damit die Möglichkeit, sich der Seelen der Revolution mit einem Schlage zu bemächtigen. Enver Bey und seine Freunde folgten dem Rufe *nicht*, mußten aber diesen berechtigten Ungehorsam nun schleunigst mit dem Losschlagen beantworten, um nicht ihre Freiheit oder ihr Leben zu verlieren. Denn ihre Absage war einem klaren Bekenntnis der Zugehörigkeit zur Opposition gleichzuachten.

Wir geben im folgenden nur einige feststehende Anhaltspunkte und Daten. Eine erschöpfende Darstellung zu schreiben, wie die Revolution vor sich ging, ist heute noch ein Ding der Unmöglichkeit. Es fehlen einwandfreie Quellen. Die türkischen Darstellungen weichen ganz beträchtlich voneinander ab, die große Feindschaft, die sich nach dem Sturze Abdul Hamids zwischen dem Revolutionskomitee „Terakky we ittihad"[1] und der Offizierspartei auftat, verwischte das Bild wesentlich, die Führerschaft wechselte und mit ihr naturgemäß die Ansichten über das Allerwichtigste: über die Motive und den *inneren* Werdegang.

Es hätte für unsere Leser wenig Erfreuliches, wollten wir ihnen die Summe der verschiedenen Ansichten vorführen und am Ende ein ehrliches, aber wenig tröstliches ignoramus darunter setzen.

Die ganze Frage ist für historische Darstellung noch zu jung, sie ist noch nicht in das kühle Alter historischer Vergangenheit getreten, das sich vom Publikum ohne Scheu, ohne dabei rot, ärgerlich oder eitel zu werden, betrachten läßt. Die Frage ist noch Gegenwart, denn die dieser Frage Leben und Farbe gaben, leben selbst noch. Die letzten Konsequenzen der Revolution, die durch die Unterbrechung durch Balkankrieg und Weltkrieg nicht reifen konnten, liegen sogar noch in der Zukunft.

[1] In Europa bekannt unter dem französischen Namen „Union et progrès".

Zwischen den gewesenen Motiven und den werdenden Konsequenzen steht aber ein Stückchen Tatsächliches, mit dem an sich nicht viel anzufangen ist, weil „jedes Geschehnis", herausgerissen aus seinen psychologischen Verbindungen mit Vergangenheit und nächster Zukunft, als unbegründetes und unwirksames Faktum absolut genommen gleichgültig ist.

Wir beschränken uns daher auf wenige Angaben, die wenigstens symptomatische Eigenschaften besitzen.

Die unsern Lesern schon genannte Vereinigung Terakky we ittihad schloß alle die zusammen, die gegen das Regime Abdul Hamids unter dem Wahlspruch vorgehen wollten: „Entweder die Freiheit oder den Tod, entweder die Verfassung oder den Tod."

Die Beys Sabri, Niazi und Enver trafen rasch militärische Vorbereitungen in Makedonien und Albanien, wo sie in Garnison standen.

Sabri formierte die Milizen von Ochrida, Niazi die von Monastir und Resnia, Enver die christlichen Banden von Menlik, Demir Hissar u. a.

Auf den Feldern von Kossowo wurde am 9. Juli 1908 die Revolution mit einer gewissen Feierlichkeit eröffnet. In Konstantinopel herrschte neben großer Bestürzung doch zunächst der Plan, mit erdrückender Übermacht die Unbotmäßigen zu bekämpfen. Man wollte mit 200000 Mann anatolischer Truppen vorgehen. Das war nun ganz unmöglich, diese Truppenmasse hätte Monate zu ihrer Versammlung gebraucht und ihr Offizierkorps war zu starken Teilen schon nicht mehr zweifellos regierungstreu.

Zudem hatten sich die Revolutionäre schon des ganzen III. Armeekorps von Salonik versichert gehabt.

Aus den großen Ideen der Regierung wurde eine ganz schwächliche Maßregel. Man beauftragte zuerst Schemsi Pascha mit wenig Truppen mit der Exekution. Er fiel einem Attentat

zum Opfer. Dann wurde Osman Pascha mit drei Bataillonen gegen die Aufständigen gesandt. Der besah sich die Verhältnisse und zog vor, die Politik „Tut mir nichts, ich tue euch auch nichts" zu befolgen. Er sperrte sich in ein Haus ein. Seine Truppen, die gegen die Kameraden nicht fechten wollten, streckten die Waffen.

Am 12. Juli schon wurde die Freiheit in Salonik verkündet.

In dem Berichte eines gewissen Faik,[1] den Theodor Menzel für das „Orientalische Archiv" übersetzt hat, heißt es:

„Die Nachrichten, die von dem Generalinspektor der drei Provinzen, der die Verwaltung des Wilajets Salonichi unter sich hatte, und von den Wilajets Monastir und Kossowo und von den Mutessariflik von Seres und Drama abgingen, wurden den Höflingen zu wissen gegeben. Der Ministerrat, der sah, daß es kein anderes Mittel gebe, als auf die von den Patrioten abgesandten Telegramme hin sich einverstanden zu erklären und sich zu fügen, gab dem Padischah die Sache mit ihren anfänglichen Gründen kund und erlangte sofort seine Zustimmung."

Said Pascha übernahm die Regierung in Konstantinopel, um die neue Verfassung am 24. Juli auszurufen. Am 6. August schon folgte ihm Kiamil, der bis in die Tage des Bürgerkrieges Großvesier blieb.

Die erste Kammer bestand aus 107 osmanischen Türken, 45 Arabern, 27 Griechen, 22 Albanern, 10 Armeniern, 5 Bul-

[1] Ich stehe persönlich dem Berichte Faiks sehr skeptisch gegenüber. Faik war ein Anhänger Abdul Hamids und will den Glauben erwecken, daß nur die Schar der Ratgeber Abdul Hamids an dem wenig energischen Vorgehen der Regierung schuld gewesen sei. Der Großvesier Ferid Pascha sagte allerdings zu Dr. Wirth persönlich, er habe seit zwei Monaten um den Ausbruch der Revolution gewußt. Verhindert hat er sie jedenfalls nicht.

garen, 4 Serben, 3 Juden, 2 Kurden, 1 Rumänen, 1 Druſen,[1] 1 Maroniten.[2]

Die Revolutionspartei hatte mit unzweifelhaftem Geſchicke ein vorläufiges Ziel erreicht. Doch Abdul Hamid war nur überrumpelt, nicht überwunden. Nun rüſtete er ſich zum letzten Widerſtand.

Zwei Mißerfolge in der äußeren Politik ſchwächten, wenn auch nur vorübergehend, das Vertrauen in die neue Regierung.

Öſterreich, das den Wirren in der Türkei ganz naturgemäß anfänglich mißtrauiſch gegenüberſtand, erklärte am 6. Oktober die Annexion von Bosnien und der Herzegowina. Es überließ der Pforte Novibazar und zahlte 54 Millionen und 200000 Kronen für die ſäkulariſierten Wakufgüter[3] in den annektierten Gebieten.

Die Pforte erwiderte zunächſt mit Proteſt und dem Boykott öſterreichiſcher Waren. Aber man ſah bald ein, daß es auch für die Türkei vorteilhafter ſei, wenn Öſterreich dieſen Machtzuwachs erhielt und nicht Serbien. Dazu kam, daß Öſterreich, für das die Annexion eine unabweisbare Preſtigenotwendigkeit geworden war, bereitwillig eine Zollerhöhung und Freiheit der Handelspolitik der Türkei zugeſtand und ein großes Entgegenkommen in der Frage der Kapitulationen[4] zeigte.

---

[1] Druſen, eine dem Iſlam entſprungene Religionsſekte, die chriſtliche und zoroaſtriſche Religionselemente mit aufgenommen hat. Sie wohnen hauptſächlich in Syrien und im Haurangebirge. Ihre Zahl beträgt etwa 100000.

[2] Maroniten bilden mit rund 200000 Köpfen einen ſtarken Beſtandteil der Bevölkerung Syriens. Sie ſind eine durch Johannes Maro im 5. Jahrhundert abgezweigte chriſtliche Sekte, die allmählich wieder in die römiſch-katholiſche Kirche zurückgekehrt iſt. Der Patriarch wohnt im Kloſter Kanobin, wird in Rom beſtätigt und hat Biſchöfe in Aleppo, Baalbeck, Dſchebeli, Tripolis, Ehden, Damaskus, Beyrut, Tyrus und Cypern unter ſich.

[3] Wakufgüter (vgl. auch Seite 216).

[4] Unter Kapitulationen verſteht man Staatsverträge, wonach die Türkei z. B. die fremden Poſteinrichtungen, die eigene Konſulargerichtsbarkeit der Ausländer, Steuerfreiheit dieſer Ausländer uſw. dulden mußte.

So war die Wolke rasch wieder verflogen und die Verhältnisse, die die beiden Staaten ganz von selbst inniger Freundschaft zutreiben mußten, schon in Rücksicht auf den gemeinsamen Feind Rußland, wurden wieder freundlich, ja sogar herzlich.

Am gleichen Tage, an dem Österreich die Herzegowina und Bosnien annektierte, erklärte Fürst Ferdinand von Bulgarien das freie Zarentum der Bulgaren. Der Schlag war empfindlicher für Rußland als für die Türkei. Daß Ostrumelien nie mehr an die Türkei zurückfallen würde, war jedem Einsichtigen klar. Die Tat des Koburgers war aber das deutliche Signal an Rußland, daß Bulgarien nunmehr allein zu marschieren in der Lage sei. Jeder Protektionsgedanke, der noch zur Zeit des Battenbergers eine Rolle spielte, war damit erledigt. Es war die Erklärung eines von Rußland freien Bulgariens.

Rußland steckte noch schnell in seine Taschen, was aus seinem zusammenbrechenden Balkanluftschloß zu retten war. Es bemächtigte sich der 100 Millionen, die Bulgarien als Entschädigung an die Türkei zu zahlen hatte, und ließ der hohen Pforte nicht ohne Ironie vermelden, diese möge den Betrag von der Restsumme, die sie vom russisch-türkischen Kriege her Rußland schulde, als abgezogen betrachten. Eine kleine Burleske der Weltgeschichte!

Im Innern des Reiches wirkte Abdul Hamid für die Wiederaufrichtung der absoluten Herrschaft weiter, bis er endlich, Mitte April 1909, hoffen durfte, durch einen gewaltigen Staatsstreich die Zügel der Regierung noch einmal an sich zu reißen und die Herrschaft der Jungtürken für immer zu vernichten.

Bei dieser Gelegenheit wäre wohl auch Konstantinopel von allen Fremden „gesäubert" worden. Aber Mahmud Schewket Pascha kam dem Sultan zuvor. Am Nachmittag des 16. April 1909 rückte er über Schischli und Pankaldi, also von Nord-

westen her, in Pera ein. Wütende Kämpfe begannen an der Taximkaserne, die an der Grenze von Pera liegt. Aber die Jungtürken gewannen die Herrschaft über die Stadt. Abdul Hamid wurde abgesetzt und eingesperrt, Mehmed V. Reschad bestieg den Thron.

Ein ungemein gütiger, freundlicher Herrscher ist mit ihm Khalif geworden, zum Segen des Landes, das nach so schweren Zeiten des Segens wohl bedurfte.

Aber zunächst war das redliche Bestreben der Regierung, dem Lande Frieden zu geben, noch nicht erfüllbar.

Bürgerkriege und namentlich ein furchtbarer reaktionärer Aufstand in Albanien erschütterten das Land auf das heftigste und nahmen ihm viele Tausende von Soldaten, deren die Armee, als der Balkankrieg ausbrach, schmerzlich entbehrte.

Dazu kam der Überfall, den sich Italien erlaubte, als es plötzlich ohne jeden Grund Tripolis angriff. Schon damals konnte man sich Gedanken machen über das wenig Vornehme der italienischen Politik, und wenn Enver Pascha Ende August 1915 das Gebaren Italiens damals als eine „Ohrfeige an die Türkei" bezeichnete, so ist damit an Charakteristik genug geschehen.

Die Blamage, die der tripolitanische Feldzug der italienischen Armee brachte, ist noch allen deutlich in der Erinnerung. Daß schließlich das Land erobert wurde, nachdem man es annektiert hatte in einem Augenblick, in dem man einige Quadratkilometer Küste knapp sein Eigen nannte, ist kein militärisches Kunststück gewesen, denn es standen — abgesehen von ungeübten und mäßig bewaffneten Eingeborenenscharen in der Stärke von 15—18000 Mann — knapp 4000 Türken zur Verteidigung zur Verfügung. Um diese 4000 Türken zu schlagen, wurde fast ganz Italien in Bewegung gesetzt, die Kriegsflotte schoß ihre Rohre zuschanden und man konnte sich nicht genug tun, die Schwierigkeit dieses Unternehmens zu übertreiben, um den anders nicht zu erreichenden Lorbeer, immer noch spärlich genug, einzuheimsen.

Auch England zeigte sich von seiner gewohnten Seite. Denn sehr bald nach Eröffnung des Krieges steckte es den vortrefflichen Hafen Solun an der Ostgrenze Tripolitaniens in seine nie genug gefüllten Taschen und beging damit die übliche Gemeinheit des zum Schaden zweier Streitenden sich freuenden Dritten.

Am Tage, wo der Krieg mit Italien beendet war, loderte der große Balkankrieg auf, der die Türkei niederwarf und bis hart an den Untergang brachte.

Die Vorgeschichte des Balkankrieges ist in unseren historischen Betrachtungen gegeben worden. Er war eine geschichtliche Notwendigkeit, eine einfache Folge aus der allmählichen politischen Entwickelung der Balkanstaaten. Deren Erstarken bildete zwar eine augenfällige Erscheinung am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts, ihre Macht aber war doch noch nicht so weit entwickelt, daß es ein einzelner dieser Staaten hätte wagen können, mit der Türkei „anzubinden". Die Diplomatie mußte hier helfen und ein Bündnis der in ihren Interessen stark divergierenden Staaten zustande bringen. Die einigende Idee war die Aussicht auf Gewinn aus dem feindlichen Land. Aber es zeigte sich, daß der Balkanbund doch zu sehr Kunstprodukt war. In dem Augenblick, wo der Gewinn größer wurde, als man ursprünglich erhofft hatte, traten die nur künstlich in den Hintergrund geschobenen Gegensätze zwischen den Balkanstaaten so kraftvoll und zwingend zutage, daß die eben noch gemeinsam Handelnden übereinander herfielen und Bulgarien, das zweifellos militärisch am meisten geleistet hatte, zu Boden geworfen wurde.

Wir können aus dieser Bundesgeschichte wohl die Lehre ziehen, daß Bündnisse der historischen Entwickelung bedürfen und einer Grundlage, die nicht nur materieller Art ist. Sonst scheitert ein solches Bündnis zu leicht an dem jedem Staat innewohnenden Egoismus.

Der Balkankrieg selbst fällt noch in die Zeit der Revolution, denn noch war die Herrschaft der Jungtürken nicht über jeden

Angriff der Gegenpartei hinaus erstarkt. Während des Krieges, der im Zeichen der Reaktion begann, fiel Nazim Pascha, der den Jungtürken feindliche Kriegsminister, einer Revolverkugel zum Opfer, Mahmud Schewket Pascha folgte ihm im Ministerium und leider auch in seinem Los. Er wurde auf der Straße ermordet. Da aber riß den Jungtürken die Geduld. Sie räumten gründlich auf, und Enver Pascha, der Mann der eisernen Energie, befestigte in der Armee, wie Talaat Bey in der Verwaltung, das einheitliche politische Programm. Wer sich ihm nicht fügte, mußte auf den Staatsdienst verzichten. Das war radikal, aber das einzig Richtige. Nur dieser Strenge ist die Entwickelung zu verdanken, die das türkische Staatswesen in der zwischen dem Ende des Balkankrieges und dem Beginn des Weltkrieges liegenden kurzen Zeit genommen hat. Ohne diese Entwickelung, namentlich auch in militärischer Hinsicht, wären die glorreichen Tage der Dardanellenverteidigung nicht denkbar.

Wir haben schon erwähnt, daß es uns nicht angängig erscheint, die neueste türkische Geschichte heute schon zu schreiben. Es ist für unsere Leser auch gar nicht notwendig. Denn die Schwierigkeiten, unter denen die Türkei leidet, sind in der Hamidischen Zeit begründet. Was nach Sultan Hamids Absetzung folgt, ist „Gegenwart".[1]

[1] Diejenigen Leser, die sich für den Balkankrieg in militärischer Hinsicht interessieren, seien auf die beste Veröffentlichung dieser Art hingewiesen, auf die Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften des Großen Generalstabes Heft 50, erschienen 1914 bei Mittler & Sohn in Berlin.

7. Ausblicke

Der Balkankrieg hat die Frage, wem Konstantinopel gehören solle, noch einmal aufgerollt, als im März 1913 die schweren bulgarischen Geschütze von Adrianopel an die Tschataldschastellung gebracht wurden und in Europa mit dem Durchbrechen der türkischen Front gerechnet wurde. Und wieder bildet sie heute Stoff der englisch-französisch-russischen Besprechungen.

Es ist eine alte Frage, die nur die Form wiederholt gewechselt hat. Ihre wesentliche Eigenschaft als „orientalische Frage" hat sie stets beibehalten. Sie ist der Ausdruck für das politische Interesse Europas am Bosporus.

Dieses Interesse konzentrierte sich auf die Nachfolge in Konstantinopel. Schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert trat in Europa die Frage auf, ob es nicht möglich wäre, das osmanische Reich nach Asien hinüber zu drängen. Die Beantwortung seitens der Türken war derart, daß man im siebzehnten Jahrhundert mit knapper Not die Tore Wiens vor ihnen schützte. Von einem Vertreiben der Türken aus Europa war keine Rede mehr. Peter der Große erst träumt wieder von ihrer Verjagung und nach dem russisch-türkischen Frieden von 1774 beschäftigt man sich in Petersburg mit dem Gedanken, die russische Herrschaft bis Konstantinopel auszudehnen. Katharina II. verwandelt diesen Gedanken schon 1780 in einen ziemlich scharf umrissenen Plan. Aber andere Interessen lagen zunächst näher, und als Alexander I. den Gedanken wieder aufnahm, schallte ihm das unzweideutige „jamais" Napoleons entgegen. Wieder und wieder versuchte Rußland seinen Lieblingsgedanken zur Tat zu machen, so als 1827 die türkische Flotte in der Seeschlacht von Navarin ihren Feinden erlag, und später bei den Präliminarverhandlungen von St. Stefano.

Die russische Politik weist auf Besitznahme Konstantinopels hin, nicht nur in theoretischer Wertschätzung des Wortes Napoleons: „Constantinople c'est l'empire du monde", sondern aus zwingenden praktischen Gründen. Das panslavistische Prinzip Rußlands mußte höchstes Interesse an den Balkanslaven haben — wir sahen das ja auch an seinem Einspringen für Serbien. Nicht Mitgefühl mit diesem Lande, sondern die programmatische Idee, daß in serbischer Niederlage russische Niederlage liegt, hat Rußland bewogen, an die Seite der Mörder zu treten. Jeder Streit der Türkei mit Balkanvölkern wie mit eigenen Untertanen slavischer Rasse oder christlicher Religion wurde ein Streit mit Rußland, eben aus der Idee dieses panslavistischen Prinzips heraus. Dabei spielte die Kirche ihre große Rolle mit: es mußte die Zaren als Päpste des Ostens locken, durch weltliche Beherrschung von Konstantinopel ganz von selbst die Suprematie über die Christen des Orients zu erringen.

Daneben sind es politisch-militärische Fragen, die den Besitz des Bosporus für Rußland höchst erstrebenswert machten. In Persien stets von englischen Interessen eingeengt, konnte bei kriegerischer Verwickelung mit England Rußlands Flotte nicht aus dem Binnensee des Schwarzen Meeres herauskommen. Englische Transporte durch den Suezkanal nach Südpersien konnten russischerseits nicht gestört werden. Die zeitweilige Gemeinschaftlichkeit der Interessen Englands und Rußlands, aus gemeinschaftlichem Haß gegen Deutschland entstanden, verwischt nur für den Augenblick diese großen Gegensätze, die nach dem Frieden von neuem wieder auftreten werden.

So wird Rußland stets der Erbfeind der Türkei bleiben und das Bündnis Deutschland-Österreich-Türkei ist schon im Hinblick auf die Frage „Konstantinopel" das denkbar natürlichste, für die Türkei außerdem auch das sicherste. Denn die Integrität der Türkei ist bei der Art von Interessen, die wir im Gegensatze zu England und Frankreich haben, allein

durch dieses Bündnis garantiert. Frankreich liebäugelte stets mit einer Kolonie Syrien und England nimmt alles, gleichgültig wo und auf welche Weise. Es hat als die Erde umspannendes Kolonialreich überall Interessen und überall Wünsche. Mit ihm sich zu verbünden, ist Selbstvernichtung. Vielleicht erfährt das Frankreich noch einmal.

Die Türken waren lange im Schlepptau Englands, aber sie erkannten doch auch die Gefahren, die in dieser Abhängigkeit lagen. Zeitlich seit dem Berliner Kongreß oder sachlich genommen seit der immer gewaltiger sich entwickelnden Macht des Deutschen Reiches gewinnen wir langsam, aber sicher erhöhten Einfluß in der Türkei. Der Weltkrieg, der das deutschtürkische Bündnis schuf, hat Deutschland in jeder Hinsicht und für eine ganze Zukunft mit dem Orient verbunden.

Es kann nicht Aufgabe dieses Buches sein, ein deutschtürkisches politisches Programm zu entwickeln. Es mag an dieser Stelle auf die vielen in letzter Zeit in Deutschland erschienenen Schriften hingewiesen werden, die sich mit deutscher Orientpolitik beschäftigen. Für uns, in diesem Buche, handelt es sich, wie schon im Vorwort bemerkt, um nichts anderes als um Förderung des deutschen Verständnisses für das türkische Volk.

Schon findet ein geistiger Austausch unter den beiden Völkern statt, indem deutsche Hochschulprofessoren nach Konstantinopel berufen sind und man damit umgeht, türkische Sprache an deutschen Schulen zu lehren. Eine rege Anteilnahme türkischer Studenten an unserem deutschen Mittel- und Hochschulunterricht wird reichste Früchte für die Türkei tragen.

Dagegen bin ich nicht der Anschauung, daß Heiraten deutscher Mädchen nach der Türkei von besonderem Vorteil für beide Länder sein würden. Wir haben schon in einem knappen Abriß über die türkische Frau gesprochen. In der

heutigen Türkei ist das System des Familienlebens und des Lebens der Frau in der Öffentlichkeit noch zu starr, um durch deutsche Einmischung eine Förderung erfahren zu können. Meiner Ansicht nach dürfte es besser sein, die Entwickelung der Frauenemanzipation in der Türkei noch mindestens ein Jahrzehnt abzuwarten. Ohne Zweifel haben dort die maßgebenden Persönlichkeiten die vernünftigsten Gedanken über diese Angelegenheit, aber wir weisen in diesem Buche wiederholt darauf hin, daß solche Gedanken Zeit brauchen, um sich in die Tat umzusetzen. Es liegt gerade in den Gewohnheiten der Ehe, Familie und Öffentlichkeit ein starkes Trägheitsmoment, das erst von der Gesellschaft selbst überwunden werden muß. Die einzelne Frau steht diesem Trägheitsmoment hilflos gegenüber. Sie kann nicht als Pionierin gedacht werden; sie assimiliert sich vielmehr selbst in kurzer Zeit und das vermutlich unter den Leiden, die solche Assimilationsvorgänge zu begleiten pflegen.

Um ein Gleichnis anzuführen: Ein Mann will an dem Platze seines Karpfenteiches im nächsten Jahre ein Weizenfeld haben. Das Experiment ist sehr einfach. Er muß nur erst den Teich ablassen und der Boden wird gute Frucht tragen. Wie aber, wenn er in das Wasser seinen Weizen sät?

Die Folgen deutsch-türkischer Freundschaft werden sich zuerst auf wirtschaftlichem Gebiete fühlbar machen. Die Grundlagen der sich schon seit einer Reihe von Jahren entwickelnden Interessengemeinschaft finden meine Leser in dem Buche „Volkswirtschaftliches" ausgeführt.

Ganz unabhängig davon aber muß die Türkei ihr Staatsproblem ausbilden, um für alle Reformen und Entwickelungen den verbindenden und vereinenden Hintergrund zu finden. Die Frage des Staatsproblems verursachte bis in die jüngste Zeit ein Aufeinanderprallen gegensätzlicher Meinungen innerhalb der Türkei.

Man kann diese Verhältnisse, die in der Konkurrenz zweier sich widersprechender Grundanschauungen liegen, nicht besser charakterisieren als mit den Worten Heinrich Beckers:[1]

„Man hat das türkische Parlament und den Streit des Komitees oft scharf kritisiert, aber konnte sich diese gewaltige Entscheidung ohne Kämpfe vollziehen? Die Ideale des Khalifenstaates und die der französischen Revolution sind nun einmal nicht ohne Kompromiß zu vereinigen. Zunächst siegte die liberale europäisch-neutrale Form; man stellte die Christen in das türkische Heer ein, das ihnen vordem verschlossen war. Die Utopisten in der ganzen Welt jubelten. Es war keine Revolution, sondern eine Evolution gewesen. So sollte auch die Staatsform sich von selbst entwickeln. Die gewiegten Politiker des alten Regimes regierten weiter, die Jungtürken übernahmen zunächst nicht die faktische, ausübende Gewalt. Die Ideen sollten sich durchsetzen. Hier lag der Grundfehler der Rechnung. Die Macht ist und bleibt das ausschlaggebende Moment aller historischen Entwickelung und nicht die Idee. ..... Das Heer als Träger der Revolution mußte die Staatsgewalt ergreifen oder alles war verloren. Der Notwendigkeit, den Geist des Heeres auf der Höhe zu halten, mußten alle importierten Wünsche der Theoretiker geopfert werden. So wurde in der Not der Zeit unter Aufrechterhaltung der Verfassung auf den alten Staatscharakter des Islamstaates zurückgegriffen."

Als Resultat der Entwickelung bezeichnet Becker den zentralistischen Islamstaat, aber nicht als Staat des alten Khalifats, sondern als modernen Verfassungsstaat mit dem Khalifen an der Spitze und mit panislamischer Tendenz. „Die christlichen Bürger leben frei und gleichberechtigt in der Türkei, die Staatsreligion aber ist der Islam. Es liegt nahe, an den

[1] Vgl. den Abschnitt „Die Türkei" in dem Sammelwerk „Deutschland und der Weltkrieg", Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, 1915.

religiösen Staatscharakter der christlichen Verfassungsstaaten Österreich und Rußland zu erinnern."

Aber auch der Gedanke des Islam kann mit diesem modernen Staatsgedanken nicht ohne jeden Kompromiß verschmolzen werden. Die Türkei bedarf über kurz oder lang auch einer religiösen Reform, um die islamische Religion, die ja, wie wir gesehen haben, das ganze Leben der einzelnen Staatsmitglieder viel mehr und viel zwingender beeinflußt als irgendeine andere Religion, mit dem modernen Programm des Staates in Einklang setzen zu können. Das wird eine der schwierigsten Aufgaben der Zukunft sein.

Selbstverständlich hat hier der Staat mit seinen Forderungen das Vorrecht; aber diese Forderungen müssen in einer Form zur Geltung kommen, die es ihnen erlaubt, sich ohne große Konflikte durchzusetzen.

Solange die Türkei für sich stand und im Zustand des ewigen Kampfes sich befand, konnte sie ihr Interesse naturgemäß nicht mit so viel Kraft der inneren Entwickelung zuwenden. Sie hatte alle Kräfte nötig, um sich im äußeren Gleichgewicht einigermaßen aufrecht zu halten. Dieses Suchen nach dem äußeren Gleichgewicht, dieses Kämpfen um die bloße Existenz im Rate der europäischen Nationen ist mit dem Tage dauernden Bündnisses mit Deutschland-Österreich ein überwundener Standpunkt. Die Existenz ist gesichert, die Stellung nach außen hat durch das Bündnis einen riesigen Zuwachs an Kraft gewonnen. Nun kann eine Zeit ernster und dabei friedlicher Entwickelung im Inneren beginnen, in der die Türkei namentlich auch die wirtschaftliche Höhe gewinnt, deren sie als Kontrahent einer so bedeutsamen Interessengemeinschaft bedarf.

Drittes Buch

Völkische Verhältnisse im türkischen Reiche

1. Osmanen

Wenn Feldmarschall v. d. Goltz — ich glaube im Jahre 1897 — geschrieben hat, die Türkei möge ihre europäischen wie afrikanischen Provinzen selbst aufgeben und „auf die eigentliche Hochburg ihrer nationalen Daseinskraft, auf Anatolien samt Mesopotamien und Syrien sich zurückziehen", so fällt uns an diesem Rate zuerst allerdings auf, daß er sich praktisch gar nicht durchführen läßt. Kein Staat von einigem Ansehen, am allerwenigsten aber das auf Prestige besonders angewiesene Khalifat kann seine Provinzen an den Meistbietenden versteigern. Auch dann nicht, wenn diese Provinzen eine volkswirtschaftliche Last, eine politische Reibungsfläche unangenehmster Art bedeuten. Es muß um sie, wenn Fremde sie begehren, sogar gefochten werden. Auch in der heutigen Zeit materiellster Politik kann es in dieser Beziehung Kriege um das internationale Ansehen und um die Staatsehre geben. Niemand hätte es verstehen können, wenn die Türkei 1897 Kreta, 1912 ihre europäischen Provinzen ihren Feinden ohne Schwertstreich überlassen hätte — aus an sich noch so richtigen theoretischen Erwägungen heraus.

Es mußte um Reste einer einstmaligen Eroberung gekämpft werden, selbst wenn sie diese Kämpfe nicht mehr wert waren. Es war dem Osmanentum selbst zur Zeit seiner größten expansiven Kraft nicht möglich gewesen, seine Eroberungen gewissermaßen in sich aufzusaugen. Es schaffte unterworfene, aber nicht vom nationalen Standpunkt aus gewonnene Gebiete. Es konnte „die Heimat" nicht vergrößern.

Der dem Ausspruch v. d. Goltz Paschas zu Grunde liegende Gedanke aber ist gleichwohl ganz richtig. Die politische Zukunft des Sultanats liegt nicht in der territorialen Ausdehnung äußerlicher Regierungsgewalt, sondern in dem Zusammenschluß

asiatischer Staatsbestandteile zu einer mit innerlicher Kraft begabten osmanisch-nationalen Idee.

Wie schwer diese Aufgabe gerade für das Osmanentum ist, wird aus dem folgenden zu ersehen sein. Wenn irgendwo historische Entwickelung, die ihre Wurzeln in die fernsten Fernen grauen Altertums ausstreckt, moderne Bestrebungen noch beeinflußt, so ist das bei der Frage der nationalen Wiedergeburt der Türkei der Fall.

Wir müssen einen weiten Weg zurücklegen und unsere Leser bitten, uns aus der aktuellen Gegenwart in eine sehr inaktuelle, aber darum nicht minder bedeutsame Vergangenheit zu folgen — bis zu den Anfängen des Türkenvolkes. Bei dieser Gelegenheit werden wir auch über den Begriff Türken und Osmanen die Klarheit gewinnen, die heute noch nicht so allgemein verbreitet ist, daß unser Beginnen „Eulen nach Athen tragen" genannt werden könnte.

Im Interesse der leichten Lesbarkeit unseres Buches vermeiden wir, auf wissenschaftliche Streite in Ethnologie, vergleichende Sprachwissenschaft und Geschichte der Urzeiten einzugehen, und bringen nur die Ergebnisse exakter Forschung, die in den Hauptgesichtspunkten eine gewisse Übereinstimmung zeigen.

Zunächst die Feststellung: Das, was wir heute mit dem Namen Türken bezeichnen, ist ein kleiner und durch jahrtausendlange Vermischung mit einer Unzahl von Nationen fast aller rein türkischen Elemente beraubter Zweig des großen türkischen Stammes.

Schon der Typus des Osmanen zeigt den außerordentlich hohen Grad der Vermischung.

Der reine Türkentypus hat sich nur in dem Zweig des Urvolkes erhalten, der von den Wellen der Weltgeschichte am wenigsten berührt wurde. Das sind die Kirgisen, heute noch wie vor Jahrtausenden Steppen bewohnende Nomaden, mit den gleichen Sitten und Gebräuchen, Speisen und Getränken

wie in grauer Urzeit. Da wenig Möglichkeit bestand, stammesfremde Frauen zu heiraten, sind sie durchaus die Alten geblieben.

Dieser uralte Türkentypus, den wir in der Türkei nur bei ganz wenigen Individuen und auch da wohl mehr infolge des der Natur eigenen atavistischen Rückschlags in uralte Arteigenschaften, als wegen Reinheit des Blutes vollendet finden, weist einen gedrungenen, kurzen Körperbau auf, mit breiten, starken Knochen. In einem großen Kopf brachyzephaler Form stehen dunkle kleine Augen mongolischen Schnitts. Unter einer niederen Stirn ragt eine platte Nase nur wenig vor. Der Bartwuchs ist gering(!), die Haarfarbe schwarz bis braun, die Hautfarbe gelblich bis gelb.

Der Mongole unterscheidet sich von diesem Typus nur dadurch, daß er noch ausgeprägter erscheint, so daß wir etwa vor die soeben gebrauchten Eigenschaftsworte nur ein „sehr" einfügen müßten, um den Vollblutmongolen zu zeichnen.

Der moderne Osmane ist durch die Tatsache, daß der Koran dem Gläubigen keine Rassengrenze bei der Wahl seiner Frauen setzt, weit von diesem Originaltypus entfernt. Vom Beginn des Erscheinens der — damals wohl kirgisenartigen — Osmanen in Kleinasien hat eine dauernde Vermischung mit armenischen, arabischen, griechischen, jüdischen, südslavischen Frauen, in gewissen Grenzen mit Frauen aller Nationen (man denke daran, daß die Osmanen bis vor den Toren Wiens standen) stattgefunden. Dies erklärt die Tatsache, daß wir heute mehr schöne, mandelförmige, jüdische Augen im türkischen Orient sehen als mongolische, daß wir eine Reihe schlanker, hochgewachsener, arische Abstammung verratender Osmanen treffen oder Menschen mit der charakteristischen großen Nase der Griechen, und daß endlich der starke Vollbart sich sogar zur osmanischen Eigenart ausgebildet hat, obwohl er mit „türkischer Eigenart" ethnologisch gar nichts zu tun hat.

Die Osmanen haben als Menschenschlag durch diese Vermischung zweifellos gewonnen. Um so interessanter sind die schon erwähnten Atavismen, die uns den reinen Urtypus wieder vorführen und uns den reizvollen Beweis liefern, daß im biologischen Entwickelungsprinzip stark retardierende und konservative Momente geheimnisvolle Sehnsucht nach Urzuständen verraten.

Unsere Leser wissen, daß bei jeder Züchtung spezifisch ausgezeichneter Tierrassen die ursprüngliche Art sich der Geschicklichkeit des Züchters beugt und daß es gelingt, ganz schematisch gesagt, aus roten Tiereltern schließlich eine ganz gelbe Rasse zu entwickeln. Unter vielen gelben Urenkeln aber erscheint plötzlich ein rotes Tier, das dem, der die Entwickelungsgeschichte vergessen hat, nun rassenfremd vorkommt, während es allein doch in stolzem Atavismus die alte Rasse verkörpert.

So sind diese mongolischen Typen, die uns heute in der Türkei als etwas Fremdartiges auffallen, die letzten sichtbaren Widerstände ältester Rasse gegen Typusveränderung durch Rassenvermischung.

In jedem Handatlas finden wir die Gebiete, in denen das Urvolk wahrscheinlich gewohnt hat. Es sind die weiten Landstriche im Quellgebiet und Oberlauf der Angara, des Jenissei, Ob und Irtisch, also etwa begrenzt von 80° und 100° ö. L. v. Gr. und 45° und 55° n. Br.

Von hier haben in frühester Zeit — eine Bestimmung der Jahreszahlen ist ganz unmöglich — zwei große Wanderungen stattgefunden.

Ein Stamm ist nach Verdrängung blauäugiger und blonder Nachbarn, wie chinesische Quellen das angeben, also vermutlich der Finnen, in nordwestlicher Richtung bis über Tobol vorgedrungen und hat sich dann bis zur Wolga verbreitet.

Ein zweiter Stamm ist in zwei Abteilungen gewandert. Die eine Abteilung drang in südöstlicher Richtung über das

Gebirge des Tianschan und die heutige Stadt Urmutschi nach der Lobwüste, die andere Abteilung ging in südwestlicher Richtung gegen die Nordufer des Aralsees, des Kaspischen und Schwarzen Meeres vor.

Die alte türkisch-mongolische Tradition geht in noch weit tiefere Vergangenheit zurück. Die Übersicht des traditionellen Stammbaums, der Personennamen enthält, ist wegen der Zusammenhänge, die er ahnen läßt, so interessant, daß wir ihn umstehend vor Augen führen. Wir müssen uns vorstellen, daß die Söhne Japhets etwa identisch sind mit den Fürsten wandernder Nomadenstämme, die, entsprechend den in der Tradition verschwindenden Zeitunterschieden der Wanderungen, in ihrem Erdendasein durch Jahrhunderte voneinander getrennt zu denken sind.

Die Anmerkungen zu unserer Tafel weisen auf einige Gedanken hin, deren kritische Ausführung, so reizvoll sie wäre, uns zu weit führen würde.

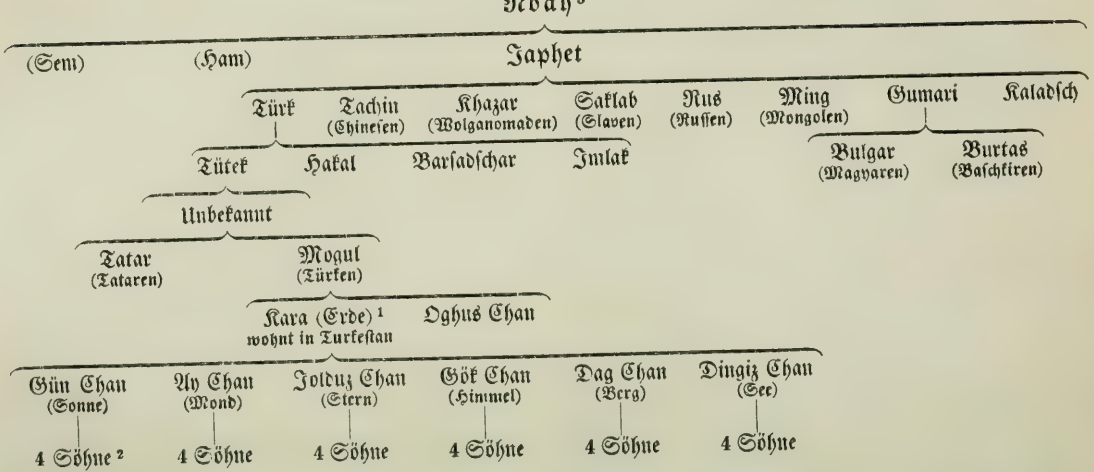
Zum Vergleiche mit dieser uralten Tradition lassen wir dann auf der nächstfolgenden Seite den wissenschaftlichen Stammbaum des Türkenvolkes folgen, der uns gelegentlich einer Besprechung der türkischen Sprache noch von Nutzen sein wird.

Wir haben in diesem Stammbaum auch schon die einzelnen Zweige des Türkenvolkes berücksichtigt und hoffen damit Hinreichendes für den Unterschied der Begriffe Osmanen und Türken gesagt zu haben. Von besonderem Interesse erscheint die verwandtschaftliche Beziehung zwischen der ungarischen, osmanischen und japanischen Sprache.

Die sechzehn Zweige des türkischen Sprachastes verteilen sich auf die der Tabelle angefügten fünf großen türkischen Volksgruppen.

Für die Urzeiten des türkischen Volkes fehlen uns, wie schon erwähnt, alle historischen Angaben; das älteste Zeugnis der Geschichte stammt aus dem Jahre 568 nach Christus, wo

Stammbaum der Türken nach der mongolischen Tradition

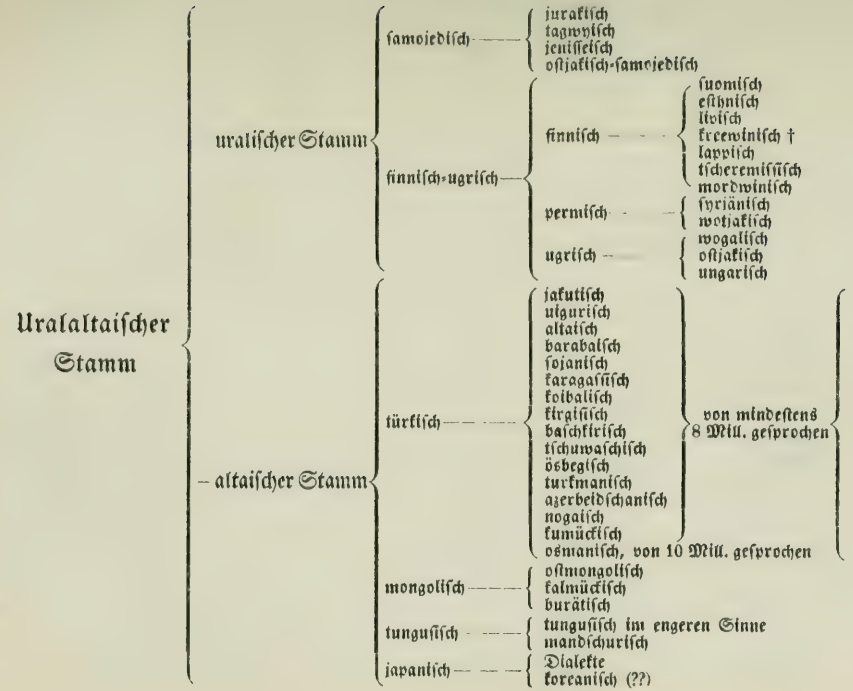


[1] Hier scheint eine verlorene Mythologie der türkischen Nomaden einzusetzen, die sich vielleicht der schon bestehenden Urtradition der Mongolen einfügte. Vgl. die Namen der Söhne Karas.

[2] Die vierundzwanzig Söhne sind Chefs von vierundzwanzig Nomadenstämmen. Interessant ist, daß sie bereits Siegel und zur Familie gehörige Lieblingsvögel (spätere Wappentiere?) hatten.

[3] Die Übereinstimmung der Bibel mit der uraltaischen Schöpfungsgeschichte, die offenbar über Babylon nach Israel gekommen ist, wirkt überraschend. Jedenfalls beweist sie die Nichtoriginalität der jüdischen Weltschöpfungslegende.

Sprachenstammbaum



ein Gesandter des Kaisers Justinian zu den Türken gesandt wird. Die Orientierung dieses Diplomaten über das Volk, bei dem er zu Besuche war, läßt jedenfalls viel zu wünschen übrig. Nach seinem sehr unklaren Reisebericht scheinen sich die Hauptstämme damals in der Gegend von Ostturkestan und Transoxanien als Nomaden aufgehalten zu haben. Erst die arabischen Quellen werden genauer und verwertbarer, allerdings auch phantasievoller.

Danach steht fest, daß vom fünften Jahrhundert nach Christi Geburt bis zum Auftreten der Mongolen in Westasien unter „Türken" die Nomaden zu verstehen sind, die in den Pontusländern, an der Donau, im Kaukasus, in Syrien, Transoxanien und im Iran um diese Zeit lebten. Die Sprachforschung und die Untersuchung der türkischen Altertümer hat diese arabischen Angaben bestätigt. Jene Aufenthaltsgebiete hatten die Türken aber schon seit ungezählten Jahrhunderten inne.

Die gleiche Art der Untersuchung hat zu den für jeden Deutschen interessanten Ergebnissen geführt, daß Skythen und Saken, Parther und „Nomaden" des Altertums wahrscheinlich, die Hunnen zweifellos Türken waren. Spuren der Sprache lassen das auch für die Avaren, Bulgaren und Khazaren vermuten. Nur bei den Alanen und Roxalanen ist der Nachweis bisher nicht möglich gewesen.

Wenn wir in unserm Geiste all die Kämpfe, die Züge, die politischen Wirkungen an uns vorüberziehen lassen, die diese Völkerschaften im alten Hellas, im kaiserlichen Rom, im jungen deutschen Werden hervorgerufen haben, so werden wir ohne weiteres verstehen, wie es kam, daß dieses echte Soldatenvolk der osmanischen Türken auch der arabischen Glaubensidee auf ihrem Wege durch Osteuropa das Schwert des Eroberers leihen konnte.

Es wird uns aber auch ein anderer Zusammenhang noch klar werden.

Das alte osmanische Türkentum bestand in einem besonders weit nach Westen vorgeschobenen nomadisierenden Teil des Gesamtstammes. Reine Nomaden sind nicht in der Lage, Staaten zu bilden. Ihre Führer sind kriegslustige Heerführer, die, wenn es keinen gemeinsamen Feind zu bekämpfen gibt, untereinander streiten und die, „über ihrer Mütze nur die Sterne", mit Verachtung auf den seßhaften Ackerbauer blicken, der „in seinen Zelten" bleibt. Der heutige Beduine noch verachtet seinen seßhaft gewordenen Bruder, den Fellachen.

Um 1225 nach Christus war der kleine nomadisierende Zweig des Türkenvolkes bis nach Kleinasien gekommen. Es mögen ein paar tausend Menschen gewesen sein. Um diese Zeit kämpfte der Seldschukenkaiser Ala-Eddin gegen Byzanz. Die türkischen Mannen verhelfen dem Seldschuken zum Siege, der in der Nähe der „alten Stadt", Eskischehir, ausgefochten wurde. Ertogrul, der Sohn des Nomadenhäuptlings, wird mit der Gegend beschenkt. So tüchtiges Kriegsvolk mag Ala-Eddin als Vorposten gegen Byzanz behagt haben. Allmählich dehnt sich der Stamm, immer mehr seßhaft werdend, bis gegen Brussa aus. Der Sohn Ertogruls, Osman, gibt den Namenlosen die Bezeichnung Osmanli, die Osmanen.

Das war die Geburt des Osmanentums. Kriegerisch, doch bescheiden, ohne Rang und Zeremoniell! Die Osmanen hätten in wenig Jahren vom Erdboden verschwinden können, wie sie gekommen waren, trotz der kraftvollen Ursprünglichkeit ihres Wesens, das ihnen von vornherein über die Rumpelkammer alter Kulturen, in die sie hineinstießen, ein mächtiges Übergewicht gab.

Die Seldschukenherrschaft aber sinkt, die der Osmanen steigt. Wer wagt die Frage zu erheben: „Warum?"

Die Osmanen greifen nach Europa hinüber, nehmen die Hauptstadt der östlichen Welt, Byzanz, und fangen allen Ernstes an, Europa zu erobern.

Sie werden die eigentlichen Verteidiger des Islams und kämpfen nicht nur gegen politische Feinde, sondern werden, wie Vambéry sagt, zum „personifizierten Widerstand gegen christliche Weltanschauung", bis sie zurückgedämmt von der Kraft organisierter Staaten, territorial begrenzt, das zusammenhalten müssen, was ihre beispiellose Kraft gewonnen, bis sie dem Wesen nach allzu fremde Gebiete eines nach dem anderen verlieren und vom Lauf der Geschichte auf eigene nationale Entwickelung hingewiesen werden.

Die fehlte dem Eroberervolk. Der Tropfen Nomadenblut ließ sich nicht ausscheiden. Dazu kam die innige Aufnahme des Islams, der jeder nationalen Regung feindlich gegenüberstehen mußte. Was war dem Islam Osmanentum? Das Reich war ein Gottesreich und der Muhammedaner Indiens oder Afrikas stand dem orthodox-islamischen Osmanen viel näher als der christliche Osmane!

Daraus erklärt sich einerseits die gewaltige politisch-militärische Macht des Islam, andererseits die Unmöglichkeit der Osmanen, aus den Scharen ihrer unterworfenen Völker eine Nation zu machen ohne Änderung der fremden Religion.

Diese Schwierigkeiten erkannten die arabischen Muhammedaner sehr klar, als sie die Bekehrung zum Islam mit Feuer und Schwert auf ihre Fahnen schrieben. Nur so konnten sie hoffen, durch das gemeinsame Band der Religion die fehlenden Verbindungen zu ersetzen, die sich aus dem Begriff Nation für andere Staatsgebilde von selbst ergeben.

Damit ist auch das innerste Motiv dafür gegeben, daß die Religion in einem islamitischen Staat nie bloß Privatsache sein kann. Erst klarste und machtvollste Entwickelung der nationalen Idee in einem Staate kann der Religion als Mittel staatlicher Einordnungstendenz entbehren und die Wahl und Ausübung der Religion dem Einzelnen frei überlassen.

So sehen wir, vor dem Balkankriege noch deutlicher als

heute, den türkischen Staat nicht etwa als einen Nationalstaat wie Deutschland oder einen dynastischen Staat wie Österreich, sondern als einen Staat, in dem eine Minorität von Eroberern eine Majorität von Unterworfenen regiert.

Folgende Zusammenstellung läßt dies deutlich erkennen. Es lebten vor dem Balkankriege:

A. In der europäischen Türkei ungefähr:

Türken		2500000
Griechen	1500000	
Albaner	1000000	
Bulgaren	700000	
Serben	700000	
Juden	190000	
Armenier	150000	
Kutzuwalachen	100000	
Summe der fremdnationalen Elemente		4340000
Gesamtsumme		6840000

Das ergibt für Europa ein Verhältnis der Osmanen zu den Nichtosmanen wie 1:1,74.

B. In der asiatischen Türkei:

Türken		7500000
Syrer und Araber	5000000	
Kurden	1250000	
Armenier	1100000	
Griechen	1000000	
Juden	300000	
Drusen und Maroniten	400000	
Summe der nicht osmanischen Elemente		10000000
Gesamtsumme		17500000

Hier ergibt sich ein Verhältnis der Osmanen zu den Nichtosmanen von 1:1,3. Das ist an sich schon wesentlich günstiger als in den europäischen Provinzen.

Das Verhältnis in der Gesamttürkei beläuft sich demnach vor dem Balkankrieg auf: 1:1,36.

Betrachten wir nun die Verhältnisse nach dem Balkankrieg, so zählen wir:

A. In der europäischen Türkei:

Osmanen	1200000
Nichtosmanische Elemente	700000

B. In der asiatischen Türkei:

Osmanen[1]	7500000
Nichtosmanische Elemente	10000000

Das Gesamtverhältnis zwischen Osmanen zu Nichtosmanen im Reiche beträgt nunmehr

1:1,23.

Die Türkei hat also durch den Balkankrieg an Land verloren, an Einheitlichkeit in Bezug auf die Frage nach dem nationalen Zusammenschluß ganz wesentlich gewonnen.

Dazu kommt, daß wir in Asien noch die Kurden und Syrier-Araber zu den fremdnationalen Elementen gerechnet haben. Eine Einfügung der Kurden in den national-osmanischen Zukunftsstaat ist ohne weiteres möglich. Die Kurden sind heute schon als Sunniten begeisterte Islamiten und liefern dem osmanischen Staate gute Soldaten. Wir können sie, ohne zu optimistisch zu sein, was wir immer vermeiden wollen, heute schon den Osmanen zurechnen. Wir haben dann in Anatolien

8750000 Osmanen und Kurden
und 8750000 nichtosmanische Elemente,

was ein Verhältnis der Osmanen zu den Nichtosmanen von

1:1

ergibt, wodurch das Gesamtverhältnis sich wesentlich zugunsten der Osmanen und damit zugunsten der Ottomanisierungsmög-

[1] Um ja nicht zu hohe Resultate zu erhalten, habe ich die Einwanderung (Muhadschirs) unberücksichtigt gelassen.

lichkeit der Türkei verschiebt. Die arabische Frage ist, wenn auch schwieriger, so doch, wie wir später sehen werden, wohl im Sinne der Einheit der Nation zu lösen.

Die Besserung der Verhältniszahlen allein schafft aber noch keine Nation. Die Ottomanisierung des Reiches muß nach einem bestimmten Programm und mit größter politischer Geschicklichkeit durchgeführt werden.

Damit unsere Leser die Frage selbst beurteilen können, wollen wir den Gedanken erst am Ende dieses Buchabschnitts behandeln und zunächst einen Blick auf einzelne der fremdnationalen Elemente der Türkei werfen.

2. Die Armenier

Eine streng wissenschaftliche Abgrenzung des Landes Armenien würde uns sehr viel Worte kosten, ohne recht viel positiven Gewinn zu bringen. Es ist zudem der südlichste Teil von Türkisch-Westarmenien, der Armenische Taurus, so wenig erforscht, die Landkarten dieser Gegend sind so grundfalsch, daß wir hier nicht ohne Beibringung eines großen wissenschaftlichen Apparates Behauptungen aufstellen oder widerlegen könnten.

In wenigen Jahren werden wir aber durch die photogrammetrischen Aufnahmen des trefflichen Dr. Pietschmann vom Wiener Museum, der mir durch Gemeinsamkeit naturwissenschaftlicher und geographischer Interessen ein lieber Freund wurde, gründlich orientiert sein.

Dr. Pietschmann gehört zu jenen unerschrockenen Forschern, die mit wenigen Landeseinwohnern allein durch die wildesten kulturlosen Gegenden dringen, wochenlang verschollen bleiben und uns dann mit der größten Bescheidenheit Ergebnisse vorlegen, die manche anderen mit dem Posaunenton der Eitelkeit in die Welt geschmettert hätten. Augenblicklich leistet er wohl in der Türkei vaterländischen Dienst. Ich möchte den liebenswürdigen Gelehrten, der sich besonders um die Erforschung Südarmeniens so große Verdienste erworben hat, in dankbarer Erinnerung in diesem Buche nicht übergehen.

Für unsere Zwecke genügt die Feststellung, daß das türkische Armenien östlich von der russischen, südöstlich von der persischen Grenze, im Süden vom Südhang der zahlreichen Ketten,[1] die den Armenischen Taurus bilden, und im Westen etwa von der Wasserscheide des Euphrat gegen die westlicher gelegenen Flüsse

[1] Geologisch interessant ist die Tatsache, daß das Gebiet Gesamtarmeniens etwa zusammenfällt mit einer riesigen Decke jungeruptiven Gesteins, die sich über jenen Winkel Vorderasiens ausgegossen hat.

eingeschlossen wird. Im Norden liegt Pontus und Lasistan zwischen Armenien und dem Meere, die geographische Grenze läuft in dem der Küste parallelen Tal des bei Batum mündenden Djoroch.

Im Nordosten benachbart, dehnt sich Russisch-Armenien, etwa den vierten Teil Gesamtarmeniens darstellend, bis über die Linie Karabagh—Göktscha-See—Alexandropol—Achalzich aus, während Persisch-Armenien, gleichfalls etwa ein Viertel der Gesamtgröße umfassend, im allgemeinen zusammenfällt mit dem Stück Nordpersiens, das nördlich des 38. Breitengrades liegt.

Wir beschäftigen uns im folgenden nur mit Türkisch-Armenien.

Wer Armenien betritt, dem fällt das auf, was der russische Minister des Äußeren Lobanow im Jahre 1895 sagte: „Les Arméniens, en somme, sont répandus dans tout le pays, ou plutôt dans tout le monde entier; mais il n'existe pas, à vrai dire, un coin, que l'on puisse appeler Arménie."

Im Norden sind Lasen und Griechen vorherrschend, in Zentralarmenien ist ein unentwirrbares Gemisch aller nur denkbaren Volksstämme vorhanden, im Süden überwiegen die Kurden, im Westen die Anatolier.

Man hat nie die Empfindung, in Armenien zu sein.

Tatsächlich haben die Armenier auch in ihrer Heimat nicht die zahlenmäßige Majorität. In Erzerum leben unter 50000 Einwohnern nur etwa 12000 Armenier.

Ein kräftiger Zweig Armeniertums ist in Cilicien vorhanden. Hier ist der armenische Bauer fleißig, tüchtig und wirtschaftlich fortschrittlich gesinnt. Im eigentlichen Armenien kommt er nicht recht auf einen „grünen Zweig".

Türkisch-Armenien, bestehend aus den Wilajets Erzerum, Charput, Bitlis, Diarbekir und Wan, bedeckt eine Bodenfläche von 186500 qkm (ist also ungefähr zehnmal so groß als das Königreich Württemberg) und hat bei einer Dichte von etwa 13 auf den qkm rund nur zweieinhalb Millionen Einwohner.

Wildes Bergland wechselt mit fruchtbaren Ebenen, die von reichlichem Wasser durchströmt sind. Gerste, Hanf, Weizen, Kartoffeln, Bohnen, Mais werden mit großem Vorteil gepflanzt. Trotz primitivster Ackerwirtschaft trägt die Saat fünfzehn- bis zwanzigfache Ernte.

Noch fehlt es aber an billigen Transportmöglichkeiten. Keine Eisenbahn durchzieht das Land, die Wege, die in den Tälern leidlich sind, werden in den Pässen schwierig. Man kann streng genommen nur von einer Chaussee Trapezunt—Erzerum und von zwei Handelsstraßen Erzerum—Wan—Täbris und Palu—Wan—Täbris sprechen. Sonst gibt es nur „Wege". Ein eisiger Winter lastet monatelang auf dem holzarmen Lande. Kahl stehen die Berge, furchtbare Stürme fegen über die Kuppen.

Die Schwierigkeiten der Transporte und die Mißwirtschaft der Abdul Hamidischen Beamten führten dahin, daß von dem sicher ein Fünftel des Gesamtareals betragenden anbaufähigen Boden kaum ein Zehntel bebaut ist, das ist also zwei Prozent des Gesamtterritoriums.

In den armenischen Bergdörfern herrscht große Armut. Die Bauart der Häuser, in die Berglehne hineingeschoben mit flachem Dach über dem einzigen, nur durch eine halbhohe Lehm- oder Strohwand vom Stall getrennten Wohn-, Eß- und Schlafraum der Familie, deutet schon auf das Schutzbedürfnis dieser Menschen hin. Über dem Dach des einen Hauses beginnt der Flur des höher liegenden nächsten. Auf kleinem Raum zusammengedrängt, Haus an Haus, grau in grau, fensterlos, von nächster Entfernung aus noch kaum zu erkennen, sind diese Dörfer Abbilder der Armut und des Elends.

Die Kirchen oder besser gesagt Kapellen dieser Orte sind häufig unterirdisch, um gegen Plünderung und Raub geschützt zu sein.

Wenn die jungtürkische Regierung ihr liberales Programm auf guten Straßen und möglichst bald auf einer Bahn in dieses Land trägt, wird sie große Erfolge erzielen.

In diesen weltentlegenen Gegenden läuft das Rad der Geschichte nicht so schnell wie in den Mittelpunkten der Welt. Hier im finstersten Armenien lebt man noch immer in der Furcht Abdul Hamids. Die Umwandlung von solcher Angst in Vertrauen, von Starrsinn in Loyalität geht nicht von heute auf morgen vor sich, sie will ihre Weile haben. Sie erfordert auch Geduld bei jenen Idealisten, die ihr Land, ihre Beamten und alle Einrichtungen in ihrem aufrichtigen und patriotischen Wunsch rasch ändern wollen.

Das Gesetz der Trägheit zeigt sich sehr deutlich in Staaten, die für eine neue Zukunft bereitet werden sollen.

Und vielleicht sind Widerstände für eben diese Neuorientierung sehr heilsam. Im Kampfe mit ihnen erweist sich manche theoretisch prächtige Idee als praktisch zu schwach und führt die Organisatoren von selbst auf den richtigen Weg.

Soviel die jungtürkische Regierung auch helfend eingreift, die Schäden des alten Regimes sind zu groß gewesen. Armenien war lange Zeit, wie Grothe[1] sehr richtig bemerkt, „türkisch Sibirien". Türkische Beamte wurden dorthin strafversetzt, gerade dorthin, wo besonderes politisches und verwaltungstechnisches Geschick notwendig war, um ein durchaus gesundes und im bäuerlichen Teil seiner Bevölkerung harmloses Volkstum den Interessen des osmanischen Reiches zu erhalten oder wiederzugewinnen. Wo es galt durch Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Ehrlichkeit gegenüber den eigenen Untertanen den Kampf gegen die fortgesetzte intrigante Wühlarbeit russischer und englischer Agenten siegreich zu bestehen! Das Armeniertum ist eine staatliche und völkische Ruine aus ältester Zeit.

[1] Hugo Grothe, Auf türkischer Erde. Reisebilder und Studien. Berlin 1903. Ein Buch, das feine Beobachtung der Verhältnisse aufweist, wie sie unter Abdul Hamid bestanden. Die Lage hat sich heute allerdings in mancher Hinsicht verändert, was dem wissenschaftlichen und literarischen Wert des Buches jedoch keinerlei Abbruch tut.

Aus grauester Vergangenheit wird uns die Kunde regen Verkehrs der Armenier mit Babylon. Es waren hethitische Bergstämme, die wohl keine politische Einheit bildeten. Erst um 1000 vor Christi Geburt wird sich ein armenisches Königreich gebildet haben, als dessen Namen uns Urarthu überliefert ist. Vielleicht haben Kämpfe mit indogermanischen wandernden Stämmen, etwa den Kimmeriern, den politischen Zusammenschluß notwendig gemacht.

Jedenfalls finden sich im armenischen Volke indogermanische, hethitische und relativ autochthone Elemente, letztere unbekannten Ursprungs.

Im Anfang des sechsten Jahrhunderts vor Christus unterwarfen sich die Meder das Gebiet. Unter den Persern, die sie in der Herrschaft ablösten, war für Armenien eine Zeit nationaler Entwickelung gekommen.

Als dann die Seleukiden gegen die Parther fochten, war die Möglichkeit großen Aufschwungs für die Armenier gegeben, aber infolge politischer Fehler, namentlich auch im Verkehr mit Rom, gingen diese Zeiten ungenützt vorüber.

Mit Beginn des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt vereinigte das Christentum, das die Armenier annahmen, wieder mehr die auseinander gefallenen Feudalstaaten. Im Jahre 651 drangen die Wellen des Islams bis in die wilden Berglande Armeniens, konnten aber nur geringe Teile des Volkes von der christlichen Religion ablösen.

Nun begann die über ein Jahrtausend währende Leidenszeit Armeniens. Mongolen, Seldschuken, Kurden, Türken durchfluteten die armenischen Gebiete, ließen sich teilweise dort nieder und zehrten von der Kraft und dem Wohlstand des Landes.

Aber die Armenier glichen dem Weidenbaume, der sich im wildesten Sturme bis zu Boden beugt und deshalb nicht entwurzelt wird wie die starke Eiche, die hart und unnachgiebig sich dem Sturm entgegenstellt.

Dieser weibliche Zug im Armeniertum hat diesem die Existenz gerettet. Er hat aber auch eine Zerstreuung der Volksgenossen zur Folge gehabt, wie sie ähnlich nur bei den Juden sich findet.

Der Typus des Armeniers ist unverkennbar. Im allgemeinen kleiner Körperbau, aber grobknochig. Ganz auffallend sind die großen Füße und breiten Gelenke der meist häßlichen Mädchen und Frauen. Die Nase ist sehr oft eingesattelt, der Körper der Männer stark behaart, die Augen sind bei beiden Geschlechtern meist groß, langbewimpert und von starken Brauen überschattet. Häufig findet man jenen feuchten Glanz in ihnen, der sie besonders anziehend macht.

Die Sprache der Armenier gehört zum großen indogermanischen Sprachstamm.

Indogermanischer Stamm
- indoiranischer Zweig
- armenischer Zweig
- griechischer Zweig
- albanischer Zweig
- italischer Zweig
- keltischer Zweig
- germanischer Zweig
- baltisch-slawischer Zweig.

Die Armenier besitzen eine alte Schriftsprache (das „Grabar"), die hauptsächlich als Kirchensprache Verwendung findet, wogegen als Umgangssprache das seit dem fünfzehnten Jahrhundert übliche Neuarmenisch gebraucht wird.

Die Sprache ist schwer, namentlich wegen ihrer unzähligen Lautverschiedenheiten. Wohl darum ist der Armenier weitaus der sprachgewandteste und musikalischste Mensch des Orients. Gebildete und halbgebildete Armenier, die englisch, französisch, türkisch, kurdisch, griechisch, dazu noch persisch oder arabisch, deutsch oder russisch fließend sprechen, sind ganz normale Erscheinungen. Wenn im Orient jemand 7—9 Sprachen beherrscht, dann kann man 100 gegen 1 wetten, daß der Betreffende Armenier ist.

Eine verhältnismäßig reiche ältere (Kirchenarmenisch) und neue Literatur hat sich entwickelt, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Das Volkslied ist durchaus reizvoll in der Ursprünglichkeit des Empfindens und dem Sinn für Vokalschönheit.

Die Tagesliteratur wird durch eine Reihe sehr gut redigierter und viel Bildungsstoff enthaltender Zeitungen vermittelt. Der Bildungsdrang des jungen Armeniers aus guter Familie oder auch aus emporstrebenden einfacheren Kreisen ist ganz erstaunlich.

Leider werden diese jungen Leute sowohl durch die französische und englische Kultur, die sie auf ihren Studienreisen gierig in sich aufnehmen, als auch von den politischen Hetzern dieser Völker ungünstig beeinflußt. Vielleicht würde die türkische Regierung Vorteile daraus ziehen, wenn sie diesen jungen Armeniern Erleichterungen für Studien in Deutschland und Erschwerungen für das Studium in Frankreich und England bereiten würde. In Deutschland würde ihnen politikfreie Kultur dargeboten werden können.

Groß ist das musikalische Verständnis der Armenier. Herrliche Frauenstimmen und eine meisterhafte Beherrschung des a capella-Gesanges zeichnet die Musik der Armenier aus.

Stundenlang kann man den schwermütigen, die ganze historisch begründete Melancholie des Volkes wiedergebenden Weisen lauschen. Ein hochbegabter Geistlicher, Pater Gomidas, beschäftigt sich in Konstantinopel mit ihrer Sammlung und Harmonisierung. Manch hochinteressantes Musikgespräch mit ihm, der selbst ein eigenartiger Komponist ist, ist mir erinnerlich, namentlich über Rhythmus, der im Orient, man kann wohl sagen, Orgien feiert. Verzweifelt war ich oft, wenn ich orientalische Kompositionen im $^{7}/_{8}$- oder $^{11}/_{8}$-Takte spielen sollte und mein deutsches symmetrisch entwickeltes Rhythmusgefühl sich gegen solche wilde Asymmetrie empörte. Man gewöhnt sich aber auch daran.

Ein armenisches Vokalkonzert in Deutschland würde von der Masse abgelehnt, von den musikalischen Menschen mit Entzücken angehört werden.

Wir müssen es uns des Raumes wegen leider versagen, näher in die reizvollen Fragen armenischer Musik einzugehen, die, namentlich was geistliche Lieder und Choräle betrifft, wohl auf ältester griechischer Musik aufbaut.

Die Urteile über den Charakter des Armeniers sind einander völlig widersprechend.

Paul Rohrbach sagt: „Die armenische Nation ist das politisch begabteste, arbeitsamste und energischeste unter den christlichen Völkern des Orients."

Andere halten die Armenier für ein nichtsnutziges, intrigantes, beutelschneiderisches, betrügerisches, habgieriges, unmoralisches Gesindel. Sie sollen ihre Weiber und unreifen Töchter verkaufen und ihre eigenen Familienmitglieder bestehlen. Konstantinopel sei von ihnen verpestet. Auch in den Dörfern trieben sie nur Wucher. Die unierten Armenier werden hierbei noch besser beurteilt als die orthodoxen.

Ich möchte hier auf Grund mehrjähriger Erfahrung meiner persönlichen Anschauung Raum geben.

Der Armenier als Charakter stellt keinen einheitlichen Typus dar, ebensowenig wie der Jude.

Betrachten wir zunächst den gebildeten und den halbgebildeten, aber wegen seines Reichtums in den oberen Kreisen der internationalen Gesellschaft des Orients verkehrenden Armenier, so erkennen wir in diesen beiden Repräsentanten schon solche Gegensätze, daß man sie kaum in einem Satz zusammen nennen möchte. Ich habe unter den gebildeten Armeniern prachtvolle Menschen gesehen. Ihre Leistungen als Ärzte sind hervorragend. Das armenische Krankenhaus in Konstantinopel (Pankaldi) kann sich trotz seiner Einfachheit und Kleinheit, was Modernität der Behandlung, Sauberkeit und Aufmerksamkeit der

Ärzte und Schwestern anlangt, mit jedem europäischen Krankenhause messen. Dabei nehmen die Leute nicht mehr Honorar an, als für ihr bescheidenes Leben wirklich nötig ist. Auch ausgezeichnete Chirurgen und Spezialisten weist die armenische Ärzteschar auf.

Bedeutende armenische Gelehrte, Künstler und Beamte sind zu nennen. Ich erinnere hier an den hervorragenden ehemaligen Postminister Oskian Efendi, der vom jungtürkischen Regime zu einer Zeit an die Spitze des Postwesens gesetzt wurde, wo man glaubte, daß durch Ablösung der ausländischen Posten ein grenzenloses Tohuwabohu entstehen würde. Mit fester Hand hat er zugegriffen und trotz der unsagbaren Schwierigkeiten, die durch das Sprachengewirr und durch die Ungeschicklichkeit vieler seiner Unterbeamten verursacht wurden, hat er es dahin gebracht, daß man dem türkischen Telegraphendienst das Prädikat „sehr gut", dem Postdienst mindestens „gut" einräumen muß.

Bei all den vielen vornehmen und gebildeten Armeniern habe ich die oben erwähnten schlechten Eigenschaften nie entdecken können. Auch das Familienleben in diesen Kreisen ist über allen Zweifel erhaben.

Jene Armenier allerdings, die nur reich sind und im gesellschaftlichen Gebiet des Levantinertums, von dem wir schon gesprochen haben, sich bewegen, sind durchaus unsympathischer Natur. Bei ihnen hat sich ein im Volke weit verbreiteter Erwerbssinn unangenehm ausgebreitet. Sie sind skrupellos berechnend und bemessen den Wert des Menschen nach der Masse der seidenen Kleider, die die aufgedonnerte Ehegattin durch den Schmutz der Perastraße schleift.

Wollen wir aber auch über diese Armenier nicht allzu stolz das Haupt erheben. Sie gleichen jenen auch in Europa vorhandenen Emporkömmlingen, die brillantengeschmückt in den ersten Rängen der Theater sich langweilen, deren Frauen in

protzigen Toiletten nicht Schönheitssinn, sondern das ausgegebene Geld zeigen wollen. Nur sind unsere Parvenüs harmloser als jene levantinischen Armenier.

Der armenische Kaufmann genießt weitreichendes Mißtrauen. Je tiefer man in das Volk heruntersteigt, desto kleinlicher wird der Erwerbssinn, der moralische Tiefstand durch die Not freilich auch eher entschuldbar.

Der armenische Kleinhändler, Börsenjobber, Kommissionär hat zweifellos nichts an sich, was dem germanischen Empfinden sympathisch wäre. Im notgedrungenen Verkehr mit diesen Leuten und mit armenischen Wirten, Kutschern und Dragomanen wird der Türke wie der Fremde übervorteilt, betrogen und hintergangen. Das ist mit einer der Hauptgründe des Hasses, unter dem der Armenier zu leiden hat und der sich dann auf isolierte armenische Ansiedelungen und auf die Leute in Armenien selbst erstreckt, obwohl er da weit weniger Grund zur Betätigung hat.

Der in der Diaspora lebende Armenier, der seinen höheren Intellekt gegenüber dem Türken und Kurden skrupellos zur Geltung bringt und dadurch wohlhabend wird, während seine Opfer verarmen — das ist der Typus, der Haß erzeugt und Haß verdient.

Es ist eine allgemeine Erscheinung, daß der Geldgeber in rein agrarischen Gebieten leicht zum Wucherer wird, jedenfalls das Odium des Wuchers, auch wenn er persönlich frei davon ist, auf sich und seinesgleichen lädt.

Dazu kommt, daß der Armenier häufig die dem Volke verhaßte Tätigkeit eines Steuerpächters ausübt und natürlich ohne jede Rücksicht zu *seinem* Vorteil ausübt.

Über die innerpolitische „armenische Frage" haben wir im historischen Teil dieses Buches schon hinreichend berichtet. Wir wollen nur kurz feststellen, daß die in Armenien wohnenden Armenier mehr als ihnen lieb ist durch die außertürkischen

Armenierkomitees in Paris und namentlich in London leiden. Die Armenier sind zu politischen Puppen Englands geworden. Mit welchen Mitteln das „edle England" arbeitete, geht daraus hervor, daß man einmal, um einen armenischen Aufstand zu erregen, den unwissenden Bauern erzählte, eine englische Armee würde in Luftschiffen angefahren kommen, um die Armenier zu befreien, nur müßten diese natürlich zuerst einmal mit Revolten anfangen.

Das nennt sich christliche Politik im Orient.

Die historische Feindschaft des Armeniers und Kurden endlich rührt einfach von der Verschiedenartigkeit der Lebensweise bei enger Nachbarschaft her. Der Kurdennomade treibt seine Herden in die vom Bauernarmenier mit großer Mühe angepflanzten Gebiete. Grund genug für Jahrhunderte währende Streitigkeiten.

3. Die Juden

Die Juden spielen in der Türkei eine verhältnismäßig große Rolle. Nicht insofern als sie aufdringlich wirken, sondern indem sie in der Handelswelt schaffendes Kapital besitzen, als Handwerksleute, von den Muhammedanern kaum unterschieden, ihren Lebensunterhalt gewinnen und bei der Befreiung aus dem Joche Abdul Hamids ganz auf der Seite der jungtürkischen Partei standen. Juden und zum Muhammedanismus übergetretene Juden spanischer Herkunft (dönme) haben als Beamte und Politiker dem neuen Regime tatkräftig geholfen und sind auch heute noch treue Mitarbeiter an der Staatsmaschine.[1] Die liberale Grundstimmung moderntürkischen Denkens legt ihrer Tätigkeit keine Schranken auf.

Von jeher war die Türkei eine Zuflucht der Juden und von jeher hat sie dem christlichen Europa Unterricht in Würde und Toleranz in bezug auf die Judenfrage gegeben. Trotzdem kann man nicht von einer verjudeten Türkei sprechen. Die Juden des Orients haben fast nie politische Intrigen veranstaltet, ja selbst im Zionismus ist der Ruf „Los vom Padischah!", der der sonstigen Tendenz dieser Bewegung ziemlich nahe gelegen hätte, nie erklungen. Ihre politische Vernunft, die sich weise darauf beschränkte, erträgliche Verhältnisse für die Einzelgemeinden zu schaffen, und politisch-territoriale Vereinigung mit politisch-nationaler Freiheit im großen und ganzen als eine nicht erfüllbare Phantasie von der Hand wies, hat ihnen die Sympathie der Muhammedaner erworben.

Dazu kommt, daß Muhammed, ganz in jüdischer Umgebung groß geworden, seine religiösen Ideen, namentlich den reinen Monotheismus, aus dem Judentume nahm und schon aus praktischen Gründen die Gegensätze der islamitischen zur jüdischen

[1] Djavid Bey, der frühere türkische Finanzminister, war ein dönme.

Religion auf ein Mindestmaß verringerte. Folgende Koranstellen zeigen die freundliche Anlehnung des Islam an das Judentum. Sure 45. 15: „Und wahrlich, wir gaben den Kindern Israels die Schrift und die Weisheit und das Prophetentum und versorgten sie mit allem Guten und bevorzugten sie vor aller Welt." Sure 2. 116: „O ihr Kinder Israels, gedenket meiner Gnade, mit der ich euch begnadete, und daß ich euch vorzog vor aller Welt."

Das Glaubensbekenntnis des Islam könnte ein Jude schließlich auch aussprechen, ohne religiös abtrünnig zu werden, wenn er den Zusatz „Muhammadun rasulalla" (Muhammed ist der Gesandte Gottes) ganz allgemein auffaßt, daß nämlich schließlich jeder geistes- oder gefühlsbegnadete Mensch gottbegnadet und damit gottgesandt ist.

So hat auch Maimonides, der größte jüdische Theologe des Mittelalters (geb. 1135 in Cordova, gest. 1205 in Cairo), bei den damals üblichen Zwangsbekehrungen durch die spanischen und afrikanischen Araber seinen Glaubensgenossen geraten, das islamitische Glaubensbekenntnis äußerlich anzunehmen und im Herzen und im Hause dem jüdischen Kult zu leben. Mehr wollten die Araber gar nicht und es hatte keinen Zweck, der auszusprechenden Formel zuliebe Tausende von Märtyrern zu schaffen.

Wir sind mit Erwähnung dieser Tatsache der geschichtlichen Entwickelung vorausgeeilt. Wir können hier naturgemäß keine Geschichte der Juden einschalten, müssen aber doch einige große Zusammenhänge nennen. Denn ganz besonders bei diesem konservativsten aller Völker, bei dieser stärksten aller Rassen ist das Verständnis der Vergangenheit notwendig für das Verständnis der Gegenwart.

Die charakteristische Eigentümlichkeit jüdischen Volkslebens, die Zerstreuung über den Erdkreis, begann mit dem Exil in Babylon. Sie ist seitdem das Schicksal des Volkes geblieben.

Schon damals gelangten die Juden bis Indien und China,[1] nach Kleinasien, dem Archipel und westwärts vereinzelt nach Italien[2] und vielleicht schon nach Spanien. Die Hauptauswanderung dieser alten Zeiten richtete sich aber nach Ägypten, wo die Juden die Träger einer Kultur wurden, die der gesunkenen griechischen gewissermaßen wieder in den Sattel half.

Die Juden hatten die Rolle der Phönikier übernommen und schon zur Zeit, wo die Römer der politischen Selbständigkeit der Juden ein Ende bereitet hatten, waren sie als Kaufleute über die ganze damalige „Welt" verbreitet. Sie wurden also nicht etwa, wie manchmal zu hören ist, von Anfang an von den Nationen, die ihre Wirte waren, zum Kaufmannsstand gezwungen. Das ist erst im Mittelalter der Fall gewesen und hat sich in Resten bis auf den heutigen Tag erhalten.

Schon damals waren sie von einem Gefühl des Weltbürgertums in politischer Hinsicht und von einem Gefühl ausschließlicher Zusammengehörigkeit in religiöser und familiärer (dies im weitesten Sinn des Wortes) Hinsicht erfüllt. Das erstere bewahrte sie vor zwecklosen Kämpfen um politische Selbständigkeit, erzeugte aber auch bei den Nationen, in denen sie lebten, ein gewisses Mißtrauen in ihre politische Zuverlässigkeit, das letztere gab ihnen eine Zähigkeit, die ganz unbeschreibliche Verfolgungen und Dezimierungen überwand.

Diese Zähigkeit der jüdischen Rasse äußert sich auch deutlich in der Kraft der Typuserhaltung bei Rassenmischung.

Während in Rom in der Zeit von Christi Geburt am linken Tiberufer und auf der Tiberinsel sich zahlreiche Juden angesiedelt hatten, breiteten sich ihre Volksgenossen in Armenien, Kleinasien, Gallien und Spanien aus. Schon damals begannen die ersten Verfolgungen, aber auch zahlreiche Übertritte vom

[1] Jesaia 49. 12.

[2] Jesaia 66. 19.

Heidentum zum Judentum kamen vor. Sogar ein König (Izates von Adiabene im Lande der Assyrer) trat zu ihm über.

Die Tatsache, daß die Juden sich überall als Fremde fühlten, politische Heimatgedanken nicht hatten, dagegen eine überwältigende religiöse Tradition, richtete all ihr Interesse und ihre gemütlichen wie geistigen Kräfte auf eben diese Tradition.

Aus den Forschungen, Auslegungen und Arbeiten aller Art entstand ihr berühmtes, viel geschmähtes und, wie das die Regel ist, von seinen größten Feinden kaum gekanntes Werk, der Talmud.[1]

Er besteht aus der Mischna, einer Art bürgerlichem, religiösem und kultischem Gesetzbuch, und der Gemara, die Erläuterungen der Mischna enthält.

Der große Fehler des Talmud liegt in der politischen Ungeschicklichkeit, Angriffe auf Christus, also auf den Vertreter derjenigen Religion vorzubringen, in deren Machtbereich die Masse des Judentums leben mußte. Wie viel klüger waren die Verfasser des Koran, die Jesus bereitwillig als einen der Propheten Gottes bezeichneten! Das Judentum hat immer unter seiner religiösen Starrköpfigkeit furchtbar gelitten.[2]

Mit der Blütezeit der arabischen Kultur in Spanien fällt auch die der jüdischen zusammen. Diese Tatsache gibt dem Ausspruche eines weisen Rabbi, Jehuda Chasid (gest. 1216) recht, der sagt: „In den meisten Orten richtet sich das Ver-

[1] Man unterscheidet je nach den Redaktionen den jerusalemischen, palästinensischen und babylonischen Talmud. Letzterer, der jüngste, ist um 550 nach Christi Geburt vollendet worden.

[2] Nach dem Urteil bedeutender jüdischer Forscher auch heute noch. Die im modernen Leben nicht mehr aufrechtzuhaltenden Speise- und Sabbatgebote werden von den Orthodoxen nicht abgeschafft. Ihre durch die Verhältnisse bedingte ständige Übertretung hat natürlich eine Verflachung religiöser Gewissenhaftigkeit zur Folge. Der Eigensinn der Orthodoxen ist mit die Hauptursache der Entstehung des dem jüdischen Empfinden widersprechenden Reformjudentums.

halten der Juden nach dem Verhalten der sie umgebenden Nichtjuden." Wir könnten dazusetzen „namentlich nach dem Verhalten gegen die Juden" und unsere Leser auf die Geschichte der englischen und amerikanischen Juden hinweisen.[1]

Aus dem Talmud hat sich nun eine Auffassung der Juden ergeben, die ganz besonders wichtig für das Verständnis jüdischer Religion ist. Der Talmud sagt: „Kein Unwissender kann fromm sein." Mit diesem Grundsatz steht die jüdische Religion einzig in der Welt da, ohne daß damit gesagt sein soll, daß in diesem Satz ein Vorzug der jüdischen Religion liegt. Dieser Satz ist vielmehr Ausgangspunkt einer Verknöcherung religiösen Lebens und birgt einen großen Irrtum in sich. Viel richtiger ist der gegenteilige Satz: credo quia absurdum. Das Judentum wird des Glaubens entkleidet, es ist gar keine Religion mehr, es ist Wissenschaft. Dem Juden ist die Frömmigkeit ohne Erkenntnis nicht denkbar. Kenntnis der Moralgrundsätze, Kenntnis der Zeremonialgesetze, historische Kenntnis ist nötig, um fromm zu sein. „Die Pflicht," sagt der Talmud, „sich mit der Lehre zu beschäftigen, wiegt alle anderen Pflichten auf."

Darin liegt die Absage an jede Mystik, aber auch ein furchtbarer erkenntnistheoretischer Irrtum, der aus dem eine Wissenschaft, also ein Feld der vernunftgemäßen Erkenntnis macht, was jeder Erkenntnis Hohn spricht. Religion ist doch nur dann berechtigt und haltbar gegen die Angriffe der Vernunft, wenn sie von vornherein als außerhalb der Erkenntnis stehend anerkannt und festgelegt wird. Von diesem Grundsatz entfernt sich mehr als irgendeine Theologie der Welt die strenge Talmudtheologie, die wir besser Talmudologie nennen können.

[1] Der jetzige Botschafter der Vereinigten Staaten in Konstantinopel ist Jude. — Die volle Gleichberechtigung der Juden in England ist mit dem Eintritt Lionel Nathan Rothschilds in das Unterhaus 1858 erreicht worden.

Aber die Natur des Menschen verträgt auf die Dauer keine Ablenkung von den ihr angeborenen geheimnisvollen Gesetzen. Wie eine Uhrfeder beugt sie sich dem Drucke, der in irgendeiner Form auf sie ausgeübt wird, aber sie benützt jede Gelegenheit, in die ihrem Gleichgewicht oder ihrer gegebenen Form entsprechende Lage zurückzukehren.

Jedes „Totmachen" des Mystischen in einer Masse von Menschen erzeugt über kurz oder lang als lebhafte Reaktion ein neues, heftig pulsierendes mystisches Leben. So ist es auch dem Talmudjudentum gegangen. Dazu kam, daß äußere Not, Leiden, Märtyrerqualen, Hunger und Elend, wie sie die Juden des Mittelalters erdulden mußten, das Erwachen mystischer Reaktionen beförderten.

Der mystische Hang der menschlichen Natur schuf bei den orientalischen Juden die Geheimlehre der Kabbala. Der Talmud wollte die stete Beschäftigung mit der Lehre. Wie sollte der arme, arbeitsgeplagte, ungebildete Mann des Volkes sich wissenschaftlich mit dem Talmud beschäftigen? Da gab ihm die Kabbala in ihrem Hauptwerk, dem Sohar (Glanz), ein Buch in die Hand, dessen Sprache er gar nicht verstand. Das allein wirkt schon zauberhaft auf arme, unwissende Menschen. Wir haben ein Beispiel in der katholischen Liturgie!

Der unwissende Jude brauchte die unverstandenen Sätze nur mehr herzuleiern und bewies damit jedem, der es wissen wollte, in erster Linie seinem Gott, daß er sich mit „der Lehre" beschäftige.

Im dreizehnten Jahrhundert ist der Sohar in Spanien aufgetaucht in Form eines Pentateuchkommentars. Er wurde zuerst, um ihm den verehrungswürdigen Staub des Alters zu geben, dem Rabbi Simeon ben Jochai, der im zweiten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung gelebt hat, zugeschrieben. Sein wirklicher Verfasser ist Rabbi Moschê de Léon, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts im christlichen Nordspanien lebte und wirkte.

Der Sohar nahm seinen Siegeszug durch die jüdische Welt und schuf die Grundlagen für einen ganz beträchtlichen Mystizismus im Judentum. Er täuschte selbst den Papst Paul IV., der in ihm die christlichen Mysterien enthalten wähnte, und, was mehr bedeutet, er täuschte den deutschen Humanisten Reuchlin, der in seinem Buch de arte cabbalistica christliche Dogmen durch die Lehren der Kabbala zu stützen versuchte. Die besten Witze sind doch die der menschlichen Geschichte.

Der Sohar ist heute im Orient in der Hand jedes Juden, obwohl ihn auch heute fast niemand versteht.

Wir müssen noch einmal auf die spanischen Juden zurückkommen, weil sie für die Türkei von großer Bedeutung wurden. In allen Wissenschaften und Künsten der Araber hatten die Juden ihre Vertreter. Es würde uns zu weit führen, hier auch nur die Namen zu nennen. Je mehr aber in der Folgezeit die politische Macht der Araber zurückging und je mehr christliche Macht und damit christliche Religion sich auf der Halbinsel nach Süden vorschob, desto trauriger wurde das Los der Juden, die nun unter Verfolgungen litten, wie sie entsetzlicher wohl nirgendwo stattfanden.

Allerdings begingen hier viele Juden den Fehler, sich taufen zu lassen und als Marranos das Christentum nur rein äußerlich zu üben, im geheimen aber Juden zu bleiben. Diese Marranos konnten ohne weiteres von der Inquisition gefaßt und verbrannt werden.

Die Zustände wurden so entsetzlich, daß alle Juden, die dem Scheiterhaufen entkommen waren, Spanien verließen. Sie wandten sich zum großen Teil an die einzige tolerante Regierung in Europa, an den Sultan in Konstantinopel, der sie freundlich aufnahm und ihnen die Ansiedelung in seinem Reich gestattete.

Schon bei der Eroberung Konstantinopels durch die Türken

1453 erwies sich die große Duldsamkeit der Osmanen, die den Juden freie Religionsausübung und freien Aufenthalt gewährten, ganz im Gegensatz zu den Kreuzrittern, die, nachdem sie Jerusalem erobert hatten, dort ein wüstes Morden veranstalteten. Muhammed der Eroberer ernannte seinen jüdischen Arzt Hakim[1] Jacob zum Finanzminister und vereinigte alle Juden des Reiches unter einem heute noch bestehenden Großrabbinat. Dem Großrabbiner wurde der Rang über dem griechischen Patriarchen gegeben. Damals erging von Isak Zarfati ein Aufruf an die Judenschaft Deutschlands und Ungarns, der die Auswanderung nach der Türkei predigte.

Desgleichen gewann Palästina neuen Zuzug von Juden. Hier trieben sie Ackerbau und Viehzucht und hier sieht man auch heute noch herkulische Gestalten unter den jüdischen Bauern und Lastträgern, die einem wohl die Vorstellung von Simson dem Gewaltigen erwecken können. Damals wurde am Berge Zion eine Synagoge erbaut.[2]

Die Folge der Ruhe, die die gehetzten Gemüter der Juden in der Türkei genießen durften, war eine neue Entwickelung jüdischer Wissenschaft im Orient.

Sultan Bajesid II. bedrohte jeden mit dem Tode, der Juden verfolgte. Damals wurden Konstantinopel mit 30000 Seelen und Saloniki mit über 50 Prozent der Gesamtbevölkerung die größten Judengemeinden des Orients. In Jerusalem waren die Juden durch die Verfolgungen in der Zeit der Kreuzzüge und der sich daran anschließenden Seldschukenkämpfe so dezimiert worden, daß im Jahre 1488 nur noch siebzig Familien dort wohnten. Im Jahre 1521 war ihre Zahl

[1] Neutürkisch hekim = der Arzt.

[2] Wie sehr man damals zionistische Gedanken der europäischen Juden fürchtete, geht aus der Tatsache hervor, daß der Papst die Errichtung der Synagoge auf dem Zionsberg mit einer Bulle beantwortete und den christlichen Kapitänen die Verfrachtung von Juden nach Palästina verbot.

wieder auf 1500 Familien gestiegen und heute hausen in Jerusalem 70000 Juden. Das sind 66 2/3 Prozent der 105000 Einwohner betragenden Gesamtbevölkerung von Jerusalem.

Bei der guten Behandlung, die die Juden unter der türkischen Regierung genossen, ist es gar nicht erstaunlich, daß sie politisch unbedingt mit der Regierung gingen gegen die Staaten, in denen ihre Glaubensgenossen gepeinigt wurden. Sie sympathisierten mit dem Vordringen der türkischen Heere gegen Österreich und waren auch bei den Kämpfen gegen Venedig politisch tätig. Natürlich hatte das wieder Repressalien in Europa zur Folge, so unter anderem die Verbrennung des Ghettos in Padua 1684 durch den von der Geistlichkeit aufgestachelten Pöbel.

Die Juden schadeten sich im Orient aber auch durch ihre eigenen Streitigkeiten und die immer wieder auftauchenden Messiashochstapler, die oft derartige Bewegungen und Aufregungen unter den Juden hervorriefen, daß die Pforte politische Wirren befürchtete und auch wiederholt energisch eingreifen mußte.[1]

In dem kleinen Städtchen Safet in Nordgaliläa konzentrierte sich jüdische Wissenschaft und mystische Schwärmerei. Hier wirkte Rabbi Moschê Makir als bedeutendster Sammler alter Liturgien, später Rabbi Elijahu de Vidas, der Verfasser einer Art Moraltheologie, Reschith-Chokhma und der große Kodifikator Rabbi Joseph Karo.

Hier, wie einst in Spanien, haben die Juden sich eine Ehre daraus gemacht, aus wissenschaftlichen Arbeiten mit „der Lehre" keinen finanziellen Gewinn zu ziehen. Die meisten der

[1] Die messianischen Bewegungen entstanden fast immer als Auswüchse kabbalistischer Träume. Am berühmtesten wurde jener Sabbatai Zewi (geb. 1626) von spanischer Abkunft, der von Smyrna ausgehend die ganze orientalische Judenschaft verrückt machte. Aber auch in diesem Fall bewies die türkische Regierung größte Toleranz und taktvolle Geschicklichkeit.

großen Rabbiner waren unbesoldet und verdienten ihren Unterhalt als Kaufleute, Gewerbetreibende oder Ackerbauer.

Der Rabbiner der Juden ist ja kein Priester im Sinne christlicher Auffassung, sondern ein Mann, der mit untadelhaftem Lebenswandel einen gewissen Grad von Gelehrsamkeit verbindet. Im übrigen besteht allgemeines Priestertum. Jeder Jude kann kirchliche Handlungen vornehmen.

Einmal kam es zu größeren Judenverfolgungen in der Türkei. Das war im Jahre 1840 in Syrien. Zur Rechtfertigung der Türken sei erwähnt, daß sich Syrien damals unter der arabischen Herrschaft Mehemed Alis von Ägypten befand. Der angeblich durch Juden betätigte Mord an einem Mönch veranlaßte die Behörden zu einer Art Inquisition. Der arabische Pöbel zerstörte die Synagoge in Damaskus. Ähnliche Vorkommnisse in Rhodos hatten ähnliche Folgen. Es war meines Wissens das einzige Mal, daß Europa sich der orientalischen Juden anzunehmen Veranlassung hatte. Mehemed Pascha verstand sich zur Niederschlagung des eingeleiteten Prozesses.

Im selben Jahre 1840 fiel Syrien wieder an die Pforte und sofort erschien auch ein Irade des Sultans, das jede Verfolgung und Belästigung der Juden strenge verbot.

Wir müssen in der Türkei unterscheiden zwischen den Juden, die wie in Europa in der Diaspora, und denen, die in Palästina leben.

Der türkische Diasporajude neigt in den oberen und mittleren Schichten zum Reformjudentum oder zu einer Art religiöser Indifferenz. Namentlich gilt dies vom jüdischen Levantiner. Man findet trotzdem mehr gläubige Juden in der Türkei als beispielsweise in Deutschland. In Palästina selbst sind die gläubigen Juden die vorherrschende Klasse. Hier wirkt auch der Zionismus in einer verständlichen Form. Seine grundlegende Behauptung, das Judentum sei an sich keine Religion,

sondern ein nationales Geistesleben, schadet hier niemandem, denn der palästinensische Jude weiß ganz gut, daß ein politischer Judenstaat in absehbarer Zeit ein Ding der Unmöglichkeit ist, daß aber unter türkischer Regierung es wohl möglich ist, nationaljüdische Kultur zu pflegen, Wohlfahrtseinrichtungen für die armen Juden ins Leben zu rufen, das historische Denken wieder zu beleben und damit auch die palästinensische Tradition zu pflegen.

Von den Existenzbedingungen der Juden in Palästina machen sich Fremde ganz falsche Vorstellungen. Die ackerbautreibenden Juden, die Getreide und Wein bauen, arbeiten bei hohen Steuern und wechselndem Ertrag wirklich im Schweiße ihres Angesichtes[1] und von den jüdischen Bewohnern Jerusalems leben vielleicht drei Viertel in beispielloser Armut. Die deutschen Juden in Palästina haben noch verhältnismäßig erträgliche Lebensbedingungen, aber bei allen andern frägt man sich: Von was leben diese Menschen? Die Viertel von Jerusalem, in denen die armen Juden wohnen, werden jedem, der sie sah, in schrecklichster Erinnerung bleiben. Dieser Schmutz, dieses Elend, dieser Hunger! Die ganze Zähigkeit, Bedürfnislosigkeit und Ergebung des Orientalen sind nötig, um solches Leben zu ertragen.

Dabei leben sie nicht einmal in Frieden untereinander. Die Sephardi (orientalische Juden) und die Aschkenasi (eingewanderte europäische Juden) vertragen sich nicht. Obwohl sie nebeneinander leben, verschwägern sie sich nur höchst selten. Der jüdische Gottesdienst ist sehr würdig, ruhig und ernst und machte mir einen durchaus sympathischen Eindruck, ganz ähnlich dem muhammedanischen Gottesdienst.

Der Typus des Juden bedarf keiner weiteren Erläuterung. Interessant zu beobachten ist es, wie viel blonde, blauäugige

[1] Eine stete Gefahr bilden die Heuschreckenschwärme, die alles zerstören und denen man bisher wehrlos gegenübersteht.

und dabei ganz blasse Juden in Jerusalem sich finden, ein Typus, der in seiner verzerrten Germanenähnlichkeit den germanischen Schönheitsbegriff am meisten verletzt.[1] Dagegen trifft man alte Männer von geradezu idealer Schönheit der Gesichtszüge. Die Frauen sind in der Jugend sehr schön, altern aber, wie alle Orientalinnen, sehr früh und bekommen dann sehr häßliche scharfe Züge. Die schönsten Frauen des ganzen türkischen Orients traf ich in Galiläa.[2]

Das sind Augen, Gesichtszüge, Haare, Arme, Gelenke, Hände, die jede künstlerische Natur in Begeisterung versetzen müssen. Die Gewohnheit der Frauen, das Wasser in einer Amphora auf dem Kopfe zu tragen, und die Notwendigkeit, dabei beide Arme hoch über den Kopf zu halten, gibt der ganzen Figur etwas Gestrafftes, läßt die Linien auch unter verhüllender Kleidung ahnen und macht den Schritt der Magd zu dem Wandeln einer Göttin.

Ich habe oft bedauert, nicht malen zu können, aber nie so sehr wie im Anblick palästinensischer Frauen. Und diese Farben! Dies Rot und dies Blau der Röcke und Hemden! Wie das auf dem Rostbraun des Feldes steht, wie das glänzt und sich in der Masse zu einem Bild voll Freude und Buntheit vereinigt! In der Photographie erlischt da alles Leben, denn Palästina ist das Land der Farbe, der Beleuchtung, der Stimmung bei all seiner Kahlheit und seinen steinbesäten Hügelwellen.

Das Leben in der jüdischen Familie offenbart sich dem Fremden nicht allsogleich. Übereinstimmende Urteile der Kenner,

[1] Wenn wir festhalten, daß Jesus ein Jude war, so gebe ich vor allen Jesusdarstellungen der Radierung von Karl Bauer (München) als der dem Typus des dreiunddreißigjährigen Juden am ähnlichsten den Vorzug. Schön ist dieser Jesus nicht, aber er allein ist von all den Hunderten, die ich sah, vollendet echt, auch in dem verhaltenen Fanatismus seines grundgütigen, etwas kränklichen Gesichtes unübertrefflich wahr.

[2] Es waren das aber meistens christliche Syrierinnen, dazwischen Jüdinnen mit nicht allzu ausgesprochenem jüdischen Typus.

die sich mit meinen eigenen Erfahrungen decken, weisen darauf hin, daß im allgemeinen das jüdische Familienleben mustergültig ist. Es baut sich auf der gesunden Grundlage der Pietät auf. Die Achtung vor den Eltern geht über in die Achtung vor den Ahnen. Im Lande der Väter, womöglich neben den Eltern zu ruhen, ist der Wunsch des sterbenden Juden.[1]

Dem scharfen Denken und erbarmungslosen Grübeln des Semiten entsprechend, konstruiert sich der Jude eine Konkurrenz der Pietät etwa in der Frage, was zu tun sei, wenn die Eltern etwas verlangen, was gegen die „Lehre", das ist gegen die Wahrheit, verstößt. Aristoteles, der Lieblingsschriftsteller der Juden, gibt ihnen dann die Antwort: „Ist uns zwischen der Rücksicht auf die Wahrheit und auf einen Menschen die Wahl gelassen, so gebietet es die Pietät, die Wahrheit höher zu ehren."[2]

In den Judengemeinden von Palästina sind natürlich alle alten Bräuche noch in Geltung. Am Sabbath bewegt sich die Judenschaft auf der Straße, jegliche Arbeit ruht. Die Männer tragen die Sabbathmütze (Streiml) mit breitem Pelzrand und farbigem (violettem) Deckel. Im Hause trägt der Mann ein Käppchen. Der Kaftan und die Pajes (Schläfenlocken)[3] sind allgemein. Die Frauen müssen sich vor der Hochzeit die Haare zum mindesten am Scheitel scheren und durch eine Perücke die Reste ihres Haares vor dem Blick des Mannes

[1] In merkwürdigem Gegensatz zu dieser Verehrung der Ahnen steht die vollkommene Vernachlässigung der Friedhöfe. Manche Juden reisen „nur um zu sterben" in das Land der Väter, manche bestimmen, daß ihre Leiche dorthin gebracht werde. Ich frug einen eingewanderten Juden, ob er es in Deutschland nicht viel besser gehabt habe als in Jerusalem, worauf er mir erwiderte: „Ja, das schon; aber hier ist es schöner zu sterben und ich bin schon alt."

[2] Zitiert nach Obermeyer.

[3] Sie verdanken einer übertriebenen Befolgung alttestamentarischer Vorschriften ihre Existenz.

verbergen.[1] Sie gehen unverschleiert auf der Straße und schienen mir ihre schönen Augen nicht minder geschickt zu verwenden als ihre Schwestern in Europa.

Die Bildung der palästinensischen Juden wie ihre ganze Kultur lag in den letzten Jahrhunderten sehr im argen.

Erst in den letzten Jahren sind große Fortschritte zu verzeichnen, die vielleicht wenig bekannt und darum schon von allgemeinem Interesse sein dürften. Ich ergänze mündliche Mitteilungen, die ich sammelte, durch Nachrichten, die ich in einem bei Max Steinebach (München 1909) erschienenen kleinen Hefte von Josef Gerstmann „Kultur und Bildungsfortschritte unter den Juden Palästinas" gefunden habe.

Die Kultur der Juden ist in Palästina in einen Zustand der Erstarrung geraten, aus dem sie erst gegen Ende des neunzehnten und am Anfange unseres Jahrhunderts erwacht ist. Was heute in Palästina in kultureller Hinsicht geleistet wird, ist ganz erstaunlich und unserer aufrichtigen Bewunderung wert. Es muß hinzugefügt werden, daß das meiste gegen erbitterten Widerstand der bildungsfeindlichen orthodoxen Kreise im eigenen Lager erreicht wurde, Kreise, die teils im Alten verstaubt und verknöchert, moderne Kultur nicht fassen konnten, teils in dieser sogar einen Ansturm gegen den Glauben und die geheiligten Sitten der Ahnen erblicken zu müssen glaubten. Es ist ja auf der übrigen Welt nicht anders, wenn neue Ideen sich durchringen wollen.

Noch in den siebziger und achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts herrschte in Jerusalem Intoleranz und Feindschaft gegen Bildung und Kultur. Die ersten Schulen wurden angefeindet, ähnlich wie in Europa der Impfzwang. Anfänglich waren die Erfolge der Schulen, weil Einheitlichkeit des Lehrprogramms, der Sprache und der Ziele fehlte, recht

[1] Vgl. die große Scheu der Türkinnen, ihre Haare sehen zu lassen.

gering. In neuester Zeit aber ist man zu einer Regelung der Schulfrage und zur allgemeinen Einführung der hebräischen Sprache als Lehrsprache gelangt und sehr günstige Erfolge sind zu verzeichnen.

Es gibt eine Reihe von Kindergärten nach dem System Fröbel. Ich habe selbst einen solchen gesehen und feststellen können, wie sehr die Kinder hier in bezug auf Reinlichkeit, gesundes Aussehen und Fröhlichkeit sich von den im Schmutze der Straße jeder Ansteckung ausgesetzten anderen Kindern unterschieden.

Hier mag eingeschaltet werden, daß auch die modernen Türken Freunde der Kindergärten sind und sich namentlich für kinderreiche und geldarme Familien mit Recht sehr viel von diesen Einrichtungen versprechen. Unvergeßlich ist mir, wie wir bei einer Besichtigungsreise in einem kleinen Bergstädtchen Westanatoliens von solch kleiner Türkengesellschaft mit deutschen und türkischen Fahnen, in strenger Paradeaufstellung empfangen wurden. Die Kleinen, armen Familien angehörig, waren sauber gekleidet, gut gewaschen und machten einen „in Fröhlichkeit erzogenen" Eindruck.

Mit den jüdischen Kindergärten verbindet sich jüdisch-nationale Absicht. Mein Gewährsmann schreibt, daß durch Pflege der hebräischen dialektlosen Sprache „in dem Munde der Kleinsten unsere nationale Sprache, die seit der Vertreibung aus Palästina noch nicht abgestorben war, wieder aufblühen soll". Man denkt an eine Wirkung der ein gutes Hebräisch sprechenden Kinder auf ihre sprachlich verwilderten Eltern, ein Rückschluß, der als Folge einer guten Volksschule mutatis mutandis immer und überall zutreffen wird.

Die eigentlichen Volksschulen teilen sich in Palästina in Dorf- und Stadtschulen. Die ersteren wollen den Kindern die dem Ackerbauer nötige Bildung geben, sie lehren daher auch die Elemente des Garten- und Feldbaus. Die letzteren

gestalten ihr Programm nach der Anforderung, Handel- und Gewerbetreibende zu erziehen. Beide richten ein besonderes Augenmerk auf Gymnastik, was gerade bei den Juden sehr wichtig ist, die seit 2000 Jahren „die Zucht der Körperkraft völlig vernachlässigt haben".

Bedauerlicherweise sind eine Reihe von Volksschulen, nämlich die von der Pariser alliance israélite gegründeten — ihre Zahl beträgt im ganzen Orient über 100 —, ganz französisch orientiert. Französische Sprache ist Haupt- und Lehrsprache. Ganz logisch erstrecken die Franzosen ihren syrischen Einfluß auch auf die Juden. Erst in den letzten Jahren emanzipieren sich diese letzteren insofern, als sie auch in den französischen Schulen Hebräisch zur Lehrsprache gemacht haben.

Der „Verein zur Erziehung jüdischer Waisen" in Frankfurt a. M. hat die alte, schon 1857 begründete Lämelschule in Jerusalem übernommen und durch Kindergarten, Mädchenschule und Lehrerseminar erweitert. Der „Hilfsverein deutscher Juden" gründete eine Handelsrealschule. Eine Reihe von Mädchenschulen hat die wichtige Aufgabe „einer Reorganisation der bisher so finsteren Frauenwelt Palästinas und des Orients". Man hofft vor allem, durch die Schule dem Heiraten der Mädchen im Kindesalter vorbeugen zu können.

Den Volksschulen reihen sich Mittelschulen — Lehrerseminare, Gymnasien und professionelle Anstalten — an. Zu letzteren gehört z. B. eine Ackerbau-, eine Gewerbe- und eine Kunstgewerbeschule.

Auch eine Hochschule ist geplant. Ihre Errichtung ist meines Wissens nur durch den Ausbruch des Weltkrieges hinausgeschoben worden.

Für die Bildung der Erwachsenen sorgen Volksbildungskurse, eine Nationalbibliothek, mehrere kleine Bibliotheken, in denen Lesehallen, Vorträge und bildende Veranstaltungen jeder Art den Geschmack des Publikums an Bildungsstoffen heben sollen.

Organisationen und Vereine erstehen in ganz Palästina. Im jüdischen Klub von Jaffa finden wöchentlich Konzerte und literarische Abende statt, Turnvereine, Musikvereine und literarische Vereine kommen dazu. Im dramatischen Verein in Jerusalem werden moderne jüdische Dramen und europäische Werke in hebräischer Übersetzung aufgeführt.

Hand in Hand mit all diesem Bildungshunger, der sich überall im palästinensischen Judentum bemerkbar macht, geht ein Aufschwung in der Journalistik vor sich.

Entsprechend dem Wohltätigkeitssinn, der bei allen Orientalen besonders hoch entwickelt ist, stehen die jüdischen Wohlfahrtseinrichtungen in Jerusalem auf besonders hoher Stufe. Vier schöne Hospitale, ein Blindeninstitut, ein Waisenhaus, ein Irrenhaus, eine Altersversorgungsanstalt sind hier zu nennen. Tüchtige Ärzte stehen den Hospitälern vor. Die Juden sind im Orient als Ärzte seit Jahrhunderten berühmt,[1] die meisten Leibärzte der Sultane waren Juden.

Wenn wir nun bedenken, daß die jüdische Gemeinde Jerusalem und die Landgemeinden Palästinas nur verschwindend wenig reiche Menschen zählen, daß vielmehr das meiste der Millionen, die zu alldem nötig waren, aus europäischen Judenkreisen an die Sammelstellen in Jerusalem geflossen ist, so mag das einem, der über das Deutschtum im Ausland orientiert ist, den hellen Neid erregen.

Was tun wir für die Deutschen im Orient? Sagen wir ruhig: Gar nichts. Wir haben ein paar Schulen, unvergleichlich viel weniger als Franzosen und Amerikaner, und viel zu wenig Konsulate. Im übrigen muß der Deutsche im Orient sehen, wie er durchkommt. Wir wollen da nicht die Augen schließen, sondern im Gegenteil recht weit öffnen und uns das, was andere leisten, genau betrachten. England hat in Adria-

[1] Vgl. Jesus Sirach 38. 2.

nopel einen Konsul, dessen Familienangehörige seine einzigen Schutzbefohlenen bilden, wir haben an so und so viel Orten wichtige kommerzielle Arbeit und keine Vertretung oder eine ganz ungenügende. Es ist hier ja nicht der Ort, sich über diese Dinge weiter zu verbreiten, aber der Hinweis darauf ist nötig, daß wir, so übertrieben liebenswürdig wir dem Ausland gegenüber waren, so sehr wir auch im Privatleben alles vom Ausland Kommende überschätzten, andererseits leicht bei Beurteilung positiver Leistungen in einen Zustand der Selbstberäucherung gerieten, der uns schädlich war. Es ist anzunehmen, daß diese Selbstberäucherung nach dem Kriege einen Grad annehmen wird, vor dem jetzt schon mit Ernst zu warnen ist. Wir wollen in Zukunft die lächerliche Anbetung des Ausländischen vermeiden. Wir wollen aber andererseits unsere Leistungen im Auslande nicht überschätzen und Sorge tragen, daß eine bessere Orientierung über das Ausland von den dazu berufenen Organen erfolgt und ein energischerer Schutz deutscher Interessen und Personen im Auslande endlich erreicht wird.

Auf die Verhältnisse der Juden im Weltkrieg und ihre augenblickliche Gestaltung kann dieses Buch seiner ganzen Absicht nach nicht eingehen. Ich möchte aber hier nicht verfehlen, auf einen vorzüglichen Aufsatz von Victor Weißmann in der illustrierten Zeitschrift „Ost und West" 1915 hinzuweisen, der die Wirkung des Krieges auf die wirtschaftlichen Verhältnisse Palästinas klar erläutert und damit diese selbst dem Verständnis näher bringt.

Von dauernder Wirkung wird ein Umstand bleiben, den dieser Artikel auch streift: die Ottomanisierung einer Reihe von fremdländischen Juden während des Krieges. In Palästina lebt eine große Zahl in der Türkei nicht naturalisierter Juden. Solange die Kapitulationen bestanden, die den Angehörigen fremder Nationen große Vorrechte gaben, wäre

es ja töricht gewesen, wenn einwandernde Juden aus dem sicheren Schoß ihrer Konsulargerichtsbarkeit sich herausbegeben hätten.

Als nun die Vorbereitungen zum ägyptischen Feldzug betrieben wurden, mußte die türkische Regierung, zumal in Palästina, strenge Vorsichtsmaßregeln gegen Angehörige feindlicher Staaten ergreifen, mithin auch gegen die nicht naturalisierten Juden. Es war als Antwort darauf eine starke Abwanderung der Juden zu befürchten. Da ergriff die türkische Regierung, die die Juden in Palästina nicht ungern sieht, eine geschickte Maßregel, indem sie während des Krieges den fremdländischen Juden die Naturalisierung anbot, ohne diese an die gesetzmäßige Frist von fünfjährigem Aufenthalt zu binden. Allein an die 20000 russische Juden machten von diesem Angebot Gebrauch. Ungeschicklichkeiten eines mittleren Beamten, der einen anderen Weg als seine Regierung gehen wollte, verschuldeten dann allerdings die Abwanderung von 7000 ausländischen Juden nach Alexandrien. Der Beamte wurde aber von der Regierung, sobald sie Nachricht von seinem Treiben erhielt, entfernt.

Die Regierung hat in ihrem Verhalten den Juden gegenüber große Geschicklichkeit bewiesen. Sie erhält sich damit Sympathien, die bei dem Wachsen der jüdischen Kultur in Palästina für den Zusammenhalt des Reiches von großer Bedeutung sind und unmittelbar nutzbare Früchte tragen werden.

Die Frage, wie die wachsende Kultur des palästinensischen Judentums und das damit Hand in Hand gehende Wachsen des Wohlstandes breiterer Massen für das osmanische Reich zu verwerten sind, ist nicht schwierig. Das ergibt sich ganz von selbst. Lediglich die Auswahl der Beamten für Palästina muß mit großer Sorgfalt vor sich gehen, damit die guten Absichten der Zentralregierung bis an den Ort, wo sie in Wirkung umgesetzt werden sollen, durchdringen können.

Doch hiermit kommen wir auf ein Gebiet der Verwaltungspolitik, das wir in diesem Buche nicht behandeln wollen. Wie die türkische Regierung am besten mit den Juden auskommt, interessiert unsere deutschen Leser nicht unmittelbar, aber daß ein sehr gutes Auskommen mit ihnen für die türkische Regierung möglich ist, ja daß insbesondere die Juden Palästinas sehr wohl zu guten osmanischen Staatsbürgern erzogen werden können bei aller Wahrung ihrer Sonderrechte, das ist immerhin auch für den deutschen Leser nicht ganz ohne Interesse.

4. Die Araber

In der frühesten Zeit schon bildeten die Araber die Bevölkerung der arabischen Halbinsel, der syrischen Wüste zwischen Euphrat und Syrien und großer Gebiete der babylonischen Ebene.

Heute wird südlich der Linie Alexandrette—Djerablus (Eisenbahnbrücke über den Euphrat)—Kese Köprü (dicht nordwestlich Mossul) durchweg arabisch gesprochen. Nördlich dieser Grenze mischt sich Arabisch mit Türkisch in Cilicien, während es nördlich Mossul unvermittelter vom Kurdischen abgelöst wird. Die Sprache des gebildeten Arabers deckt sich völlig mit der altarabischen Schriftsprache, die sich seit über einem Jahrtausend nicht geändert hat. Renan[1] hat recht, wenn er sagt:

„Cette langue auparavant inconnue, se montre à nous soudainement dans toute sa perfection, avec sa flexibilité, sa richesse infinie, tellement complète, en un mot, que depuis ce temps (sechstes Jahrhundert nach Christi Geburt, wo sie aus der Nomadenliederliteratur erstand) jusqu'à nos jours elle n'a subi aucune modification importante. Il n'y a pour elle ni enfance, ni vieillesse."

Heute noch ist die Übereinstimmung der schriftlichen Ausdrucksweise in den zahlreichen in Syrien und Ägypten erscheinenden Zeitungen mit dem klassischen Arabisch vollkommen.

Daneben sind freilich Volksdialekte vorhanden, die sich voneinander unterscheiden, z. B. der mesopotamische, syrische, ägyptische Dialekt, die aber weit weniger Unterschiede zeigen als z. B. der oberbayerische und sächsische Dialekt.

Der gebildete Araber spricht — ich möchte sagen literarisch. Er gibt sich Mühe, seine Sprache so gut als möglich zu sprechen,

---

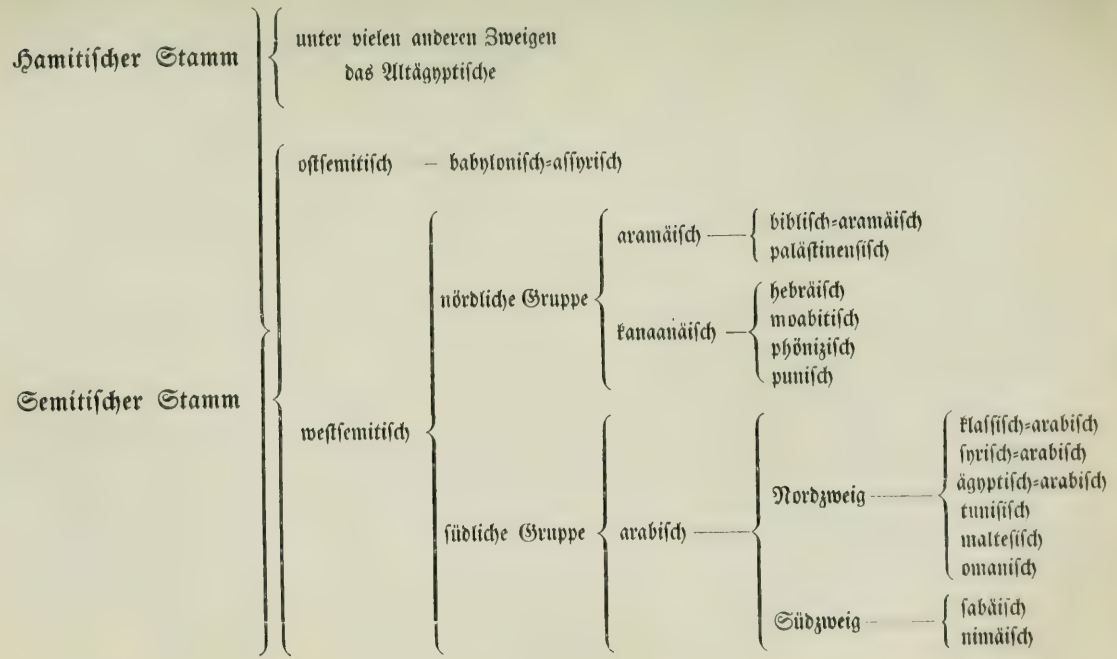
[1] Ernest Renan, Histoire générale et Système comparé des Langues Sémitiques. Paris 1863.

im Ausdruck den Gedanken so scharf als möglich zu fassen. Wir könnten da manches von ihm lernen.

Die arabische Sprache gehört, wie die Sprachtafel auf Seite 187 zeigt, zu den semitischen Sprachen. Ihre Erlernung hat für den Europäer große Schwierigkeiten wegen der Unregelmäßigkeiten ihrer Formen, namentlich der ganz willkürlichen Pluralbildung, insbesondere aber wird die Aussprache erschwert durch die ganz tief im Halse hervorzubringenden Kehllaute, von denen einige wohl kein Fremder je vollendet erlernt. Sie gilt als eine der vollkommensten Sprachen der Welt, und es ist im Arabischen ganz ähnlich wie im Türkischen, daß es nur wenig Araber gibt, die ihre Muttersprache nach dem Urteil der Kenner bis in die subtilsten Feinheiten beherrschen. Wenn wir Deutsche übrigens an uns selbst den strengsten Maßstab anlegen wollten, dann gibt es auch bei uns nur ganz wenige, die ohne jeden Fehler schreiben, und wohl niemand, dem beim Sprechen nicht ab und zu ein Fehler unterliefe. Wer das nicht glaubt, möge das wertvolle Buch „Sprachdummheiten" von Wustmann durcharbeiten.

Auf eine geographische Schilderung der Halbinsel Arabien können wir im Rahmen dieses Buches nicht eingehen. Uns ist es in erster Linie immer um die Menschen und ihre Lebensbedingungen und Lebensbetätigungen zu tun. Um eine Vorstellung zu gewinnen von der gewaltigen Größe der Halbinsel, genügt die Gegenüberstellung des Flächeninhalts des Deutschen Reiches mit rund 541000 qkm und desjenigen der Halbinsel Arabien mit ungefähr 3142000 qkm. Arabien ist also sechsmal größer als Deutschland. Die Bevölkerung Arabiens hat aber nur eine Dichte von 0,7 Einwohner auf den Quadratkilometer. Deutschland ist demnach hunderteinundsiebzigmal so dicht bevölkert als Arabien. Das kommt hauptsächlich daher, daß der größte Teil Arabiens von Wüste und Steppe eingenommen wird, wie ein Blick auf die Karte unsere Leser überzeugen kann.

Sprachstammbaum des Arabischen (nur in den Hauptzügen dargestellt)



Heute haben die Städte Arabiens bei weitem nicht mehr die Bedeutung, die sie in alten Zeiten hatten. Damals mußte man scharf unterscheiden zwischen den Stätten der höchsten Kultur in der „Arabia felix" der Römer, jenem Stufenlande zwischen der von Norden nach Süden ziehenden Gebirgskette und dem Roten Meer, und dem steinigen oder sandigen Arabien, in dem der Beduine mit primitivsten Bedürfnissen das Leben eines Nomaden führte.

Die arabische Kultur, die in den Städten blühte, erstreckte sich besonders auf Naturwissenschaften, Mathematik, Kunst und Landwirtschaft. Ihre riesige Bedeutung für die Welt Europas hängt eng zusammen mit dem großartigen Aufschwung des politischen Gedanken des Islams, der ja bis zum Übergang der politischen Vorherrschaft im Orient auf die Osmanen rein arabisch war.

Das stark sinnliche, dabei aber durchaus gesunde Element der neu entstehenden Glaubenslehre war in geschicktester Weise vermengt mit einer die ritterlichen und brutalen Instinkte eines kräftigen Nomadenvolkes in gleicher Weise anregenden Propaganda der Gewalt. Dem war, in Verbindung mit der vergleichsweise hohen Zerrüttung der Verhältnisse, auf die die sich ausdehnende junge Macht stieß, der beispiellose Erfolg des Islams zuzuschreiben.

Schon im ersten Jahrhundert nach dem Tode des Propheten eroberten die Araber Damaskus, Jerusalem, Aleppo und Antiochien, Memphis und Alexandrien, Armenien, Mesopotamien, die Hauptstädte Persiens, Rhodos und die Cyrenaika. Das Khalifat wurde nach Damaskus verlegt und die kühnsten der arabischen Generale pochten schon an den Toren Chinas!

Im Anfang des achten Jahrhunderts taten die Araber durch Eroberung von Spanien den entscheidenden Schritt zur Weltpolitik. Der letzte Omayjade Abd-er-Rahmân gründet das Khalifat Cordova. Damit kam neben Gewalt und Unter-

werfung reichste Kultur nach Spanien. Die Einwirkung auf die Kultur Europas war viel größer, als gemeinhin angenommen zu werden pflegt.[1] Unsere deutsche Sprache enthält noch eine Reihe von Kulturdenkmälern arabischen Ursprungs. Ich will zur Orientierung unserer Leser ganz wahllos nur folgende arabische Worte hier nennen: Admiral, Arsenal, Zenith, Nadir, Kabala, Algebra, Ziffer, Alkohol, Elixier, Sirup, Alchimie, Talisman, Amulett, Alkoven, Sofa, Kuppel und andere mehr.

Mit den Arabern kam das Positions(Dezimal)system der arabischen Ziffern und die Lehre der Algebra nach Europa. Nicht überall bekannt dürfte die entscheidende Förderung der Naturwissenschaften durch die Araber sein. Humboldt sagt darüber: „Eine höhere Stufe in der fortschreitenden Erkenntnis physischer Erscheinungen ist die Ergründung der Naturkräfte, die des Werdens, bei dem diese Kräfte wirken; die der Stoffe selbst, welche entfesselt werden, um neue Verbindungen einzugehen. Das Mittel, welches zu dieser Entfesselung führt, ist das willkürliche Hervorrufen von Erscheinungen, das Experimentieren. Auf diese letzte, im Altertum fast ganz unbetretene Stufe haben sich vorzugsweise im großen die Araber erhoben."

Dem Geist der Zeit und eigener Neigung zum Phantastischen entsprechend, mengte sich in ernsteste Wissenschaft Afterwissenschaft und Aberglaube. Neben vorzüglichen astronomischen Arbeiten und Vermessungen von Längen- und Breitenkreisen finden wir bei den Arabern astrologische Hirngespinste und Zahlenmystik. Mit der, man kann wohl so sagen, Erfindung der Chemie als Wissenschaft durch die Araber tritt gleichzeitig die Alchimie[2] auf, die aus wertloserem Metall Gold machen,

[1] Über die arabische Architektur siehe das Kapitel Kunst des Orients.

[2] Auch manch positiver Vorteil ist im übrigen dem vergeblichen Brauen der Alchimisten zu danken, so die Wiederentdeckung des Porzellans durch den „Goldmacher" Böttger in Dresden.

aus Kräutern und geheimnisvollen Stoffen ein Tränklein gegen den Tod brauen will.

Die Araber legten auch den Grund zur Anatomie, indem sie Tierleichen sezierten und durch Analogieschlüsse Struktur und Organismus des menschlichen Körpers erforschten und, soweit es eben auf diese Weise möglich war, festlegten. Der Koran verbot allerdings[1] das Öffnen der Leichen und bildete dadurch ein großes Hemmnis für den forschenden Menschengeist und für die Entwickelung der Medizin. Erst am 8. März 1838 bestimmt ein Irade des Sultans, daß für anatomische Zwecke die Leichen von Christen und Juden seziert werden dürfen, und erst 1848 wurden zum ersten Male zwei Leichen muhammedanischer Negerinnen geöffnet.

Auch die reine Philosophie verdankt den Arabern insofern vieles, als eine Reihe von Schriften griechischer und römischer Philosophen, insbesondere die des Aristoteles, die die christliche Theologie des Mittelalters so stark befruchteten, erst durch die arabische Übersetzung in Europa bekannt wurde.

Ebenso bedeutende Leistungen sind bei diesem Volk, dessen politische und geistige Entwickelung Hand in Hand ging, auf dem Gebiete der Theologie zu verzeichnen. Naturgemäß ist hier eine Beeinflussung des Westens *nicht* festzustellen, was bei der Feindschaft der Religionen, die immer die unversöhnlichste ist, nicht wundernehmen kann.

Auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, die gleichfalls emsig betrieben wurde, schadete den Arabern ihre allzu rege Phantasie. Sie konnten sich nicht zur nüchternen Gewissenhaftigkeit des Forschers durchringen und blieben auch da *Dichter*, wo sie das am wenigsten hätten sein sollen.

An den Höfen der Khalifen lebte, ähnlich wie bei den kleinen Fürsten der italienischen Renaissance, eine Schar von

[1] „Niemals ist es gestattet, eine Leiche zu öffnen, selbst wenn der Verstorbene die köstlichste Perle verschluckt hätte, die das Eigentum eines anderen ist."

Gelehrten und Dichtern. Mit der Blütezeit der Abbassidenherrschaft (neuntes und zehntes Jahrhundert) fällt auch eine Blütezeit der arabischen Dichtkunst zusammen, deren Erzeugnisse befruchtend auf Europa wirkten, allerdings nicht zur Zeit ihres Entstehens, sondern erst viel später.

Der Beduine ist poetisch veranlagt. Das tritt selbst heute zutage, wo die arabische Literatur, wenn auch eifrig betrieben, doch keine bedeutenden Leistungen mehr aufweist. Die Poesie des Nomaden ist reine Volkspoesie. Sie erfuhr in den alten arabischen Städten zunächst eine Förderung im Sinne der Verfeinerung von Gedanken und Form. Diese Verfeinerung war nur bis zu einem gewissen Grade einer Förderung gleich zu achten. Die Motive des Nomaden sind heute wie damals die gleichen, einfachen, ursprünglichen. Es sind Krieg, Liebe und Gastfreundschaft, die das Leben des Nomaden und demnach seine Lyrik, diesen dichterischen Ausdruck persönlichsten Erlebens, beherrschen. Dem natürlichen Empfinden entsprechend ist die Sprache derb. Solange nun die verfeinerte Dichtung die Ursprünglichkeit der Empfindung unangetastet ließ und lediglich die Schönheit, die jeder echten Empfindung wohl an sich eigen ist, auch auf die Sprache, also das Ausdrucksmittel der Empfindung, ausdehnen wollte, befand sie sich auf realem und fruchtbarem Boden. Allmählich aber gewann, wie das überall der Fall ist, die Form das Übergewicht über die Empfindung. Es trat der komplizierte Gedankengang hinzu. Man freute sich zu sehr der eigenen höheren Kultur! Man verlor an Naivität. Man berauschte sich, je mehr man die Sprache beherrschte, an geistreichen Wortspielen, pikanten Wendungen, am Rhythmus in seinen schwierigsten Formen, an der Eleganz des Ausdrucks, und damit schließlich an der Künstelei. Man ging, wie das auch modernen Dichtern nicht selten geschehen ist, als Künstler an seiner grandiosen Technik zugrunde. Gedanken wollten mangelnde

Gefühle ersetzen, Gelehrsamkeit oder Phrase ersetzten den fehlenden Gedanken. Man erschrickt vor der gesunden Sinnlichkeit der erotischen Lyrik und heuchelt sich über die eigene Sinnlichkeit durch Tändelei hinweg. Ganz wie im Verfall der frühmittelalterlichen deutschen Lyrik! Man kam sich auf einmal für seine Instinkte zu gebildet vor! Das ist der Tod jeder Kunst.

Damit ging auch bei den Arabern das Beste verloren. Die Poesie gliederte sich allmählich in drei Klassen: in Religionspoesie, in der scholastische Produkte in dichterischer Form höchst langweilig wirkten, in Hofpoesie, in der die göttliche Kunst zur byzantinischen Dirne ward und die Fürsten feierte, anstatt dies dem objektiveren Urteil der Nachwelt zu überlassen, und endlich in Schulpoesie, deren Skelett unter den schönsten Mantelfalten überall auf Erden greulich klappert.

Für Drama und Epos haben die Araber nie Verständnis gehabt. Das Epos wird teilweise ersetzt durch das aus Persien übernommene Märchen, das trotz der Warnungen des Propheten, der seine leicht erregbaren Genossen kannte und sich von einer Steigerung des phantastischen Elements bei ihnen nichts erwartete, begeisterte Aufnahme fand und noch heute bei alt und jung — es genügt an „Tausend und eine Nacht" zu erinnern — gleich beliebt und gepflegt ist.

Endlich ist der Araber zweifellos musikalisch, wenngleich seine Harmonie der Begleitung wohl noch nicht bewußte Harmonie, sondern ein durch eine besondere Stimme betonter Rhythmus ist; das konnte ich besonders feststellen, als mir gebildete Araberinnen Beethoven vorspielten, der ihrer Empfindung ganz fremd ist. Trotz dem mangelnden Verständnis für die Harmonien dieses Gewaltigen und für das süße Singen seiner Cantilene bemeisterten sie die schwierigsten Rhythmen und freuten sich an Kompliziertheiten, an denen ich ihre europäischen Schwestern, ach wie so oft schon, scheitern hörte.

Im willkürlich geformten Rhythmus irgendwelchen ebenfalls willkürlich hervorgerufenen Geräusches scheint mir die Musik der Menschheit ihren Ursprung zu haben. Die Melodie ist schon ein Zeichen höherer Entwickelung.

Die Melodieführung arabischer Lieder ist unserem Empfinden ganz fremd, sie erscheint uns eintönig, uninteressant, keinerlei Gefühl erregend, als das der Langeweile. Man kann in arabischen Theatern Sängerinnen hören, die fünfzig Minuten lang dasselbe Lied singen, dessen Melodie sich alle fünfzig Sekunden wiederholt. Das arabische Publikum fällt in Begeisterung, der Europäer in Schlaf. Mehr als diese letztere Wirkung konnte ich auch bei mir, obwohl mich speziell musikalisches Interesse leitete, nicht feststellen.

Wir haben den Araber zuerst als Künstler und Gelehrten betrachtet, um gleich von vornherein der Ansicht entgegen zu treten, als hätten die Araber, die Spanien eroberten, dem eroberten Land eine niederere Kultur gebracht, als diejenige war, die sie dort vorfanden.

Man darf nicht, eine Versuchung, der man so leicht erliegt, Fremdkultur mit Unkultur verwechseln.

Karl Martell hat gewiß Westeuropa vor der Unterjochung und vor der politischen Vernichtung durch die Araber gerettet, gewiß ist die christliche Kirche vor dem Flammenschwert islamitischer Gewaltbekehrung durch die Schlacht zwischen Tours und Poitiers behütet worden. Ebenso gewiß aber war in der arabischen Welt damals die feinere Kultur zu suchen.

Im Jahr 827 n. Chr. besetzen die durch Karl Martell auf Spanien beschränkten Araber Sizilien. Dahin bringen sie die Kultur des Kaufmanns: Seidenzucht, Rohrzuckerverfertigung, Indigo- und Safranfarbenindustrie, Baumwolle. Sie besorgen die Verbreitung dieser Produkte nach dem Abendlande und geben damit einem mächtigen Aufschwung des Handels den Anstoß.

Schon 762 hatte der Abassside Almanzor seine Residenz

nach der Märchenstadt Bagdad verlegt. Karl der Große und mit ihm ein gut Stück europäische Phantasie tritt in Berührung mit dem Khalifen Harun al Raschid und der orientalischen Welt.

Bald aber zerfällt die arabische Herrschaft. Sie glich einem rasch aufgeschossenen Jüngling, dessen Organe, nicht in gleicher Weise entwickelt, den Körper nicht mehr ernähren können.

Zwar steigt die arabische Kultur nach Verlegung des Khalifats nach Kairo (969) zu nicht geahnter Höhe. Politisch aber mehren sich die Zeichen des Verfalles. Spanien wird selbständiges Khalifat und zersplittert schon 1031 in mehrere kleine Königreiche. In Syrien reißen die Seldschuken (die ähnlich wie später die Janitscharen ursprünglich eine aus Gefangenen gebildete Leibwache waren) die Regierung an sich. Die Kreuzzüge vertrieben den Islam aus Sizilien. Gottfried von Bouillon errichtet das Königreich Jerusalem, das allerdings schon 1189 von Saladin wieder zurückerobert wird.

Die Kreuzzüge brachten keine Kultur in den Orient.[1] Im Gegenteil, durch sie wurde Kultur nach Europa zurückgebracht[2] und mit dieser Kultur ein Stück Lebensverfeinerung, ein Stück Ritterlichkeit, die den europäischen Rittern bis dahin in hohem Maße gefehlt hatte. Das ist eine Tatsache, die durch die besten Forscher einwandfrei festgestellt ist.

Im dreizehnten Jahrhundert überschwemmte die furchtbare Welle der Mongolen, die über China und Indien sich ergoß, auch Persien und Vorderasien. 1258 eroberte der gewaltige,

[1] Um sich ein Bild von der Kulturlosigkeit der Kreuzritter zu machen, erinnere man sich der Pogrome, die sie am Rhein unter den deutschen Juden veranstalteten, und der Greuelszenen, die diese Streiter Gottes veranstalteten, als sie Konstantinopel plünderten oder Jerusalem eroberten und hier 70000 Menschen, die gesamte jüdische und muhammedanische Bevölkerung, ermordeten.

[2] Mit ihr aber auch die Lepra, die anfänglich furchtbar wütete. Frankreich allein hatte im dreizehnten Jahrhundert 2000 Leprosenhäuser. In ganz Europa stieg die Zahl dieser Asyle damals auf 19000.

aber im Grunde nicht kulturfeindliche Djengis-Chan Bagdad und bereitete den Abassiden ein Ende.

Von nun an geht die Herrschaft im Orient ganz allmählich auf die Türken über. Was die Araber im Lauf der weiteren Jahrhunderte in Europa verlieren, gewinnen die Türken, bis sie 1683 vor den Toren Wiens den Höhepunkt ihrer Macht erreichten. Die Araber wurden in weiteren langen Kämpfen unter die Oberhoheit der Türken gezwungen. Noch am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schwankt die Wagschale der Macht und in den dreißiger Jahren bringt der ägyptische Feldherr Ibrahim Pascha die türkische Macht durch seinen Sieg bei Nisib an den Rand des Verderbens.

Die arabische Kultur ist einstweilen stehen geblieben. Noch heute sind feinsinnige Gelehrte an der Arbeit, aber das Hauptgebiet der modernen Wissenschaft, die Naturforschung, ist den Arabern fremd geworden. Es fehlt ihnen die europäische Technik. Ohne Präzisionsinstrumente, ohne Laboratorien und ohne Elektrizität ist moderne Naturwissenschaft nicht mehr denkbar.

So beschränkt sich das arabische Geistesleben auf Theologie, Philosophie und Dichtung und wirkt weniger produktiv als wehmütig rückschauend auf eine große, unwiederbringlich vergangene Zeit der Blüte.

Der Typus des modernen gebildeten Arabers hat sich in Syrien durch jahrzehntelangen französischen Einfluß wohl gegen früher verändert. Nur die stark gelbbraune Hautfarbe, die aber auch nicht bei jedem vorhanden ist, und die dunkelen brennenden Augen in einem schmalen Gesicht lassen in dem nach letzter Mode gekleideten, gerne den Pariser kopierenden christlichen Araber der vornehmen Welt noch einen Orientalen vermuten. Der vornehme muhammedanische Araber scheint mir auch in der Erhaltung des Typus konservativer gewesen zu sein. Wer lange im Orient gelebt hat, erkennt den Araber an seinen Augen, Augenbrauen und der charakteristischen, etwas

stark in die Augenbögen hereingezogenen Nasenwurzel, Eigentümlichkeiten, die beim ersten Ansehen nicht auffallen.

Der Araber des Volkes, namentlich der Beduine, ist meist klein, mager, sehnig, hat ein schmales Gesicht, in dem große Augen dunkel glühen und von vielen Fältchen (eine Wirkung des Sonnenlichtes) umgeben sind. Das Gesicht ist braun bis dunkelbraun, die Lippen sind von dürftigem, oft viereckig geschnittenem schwarzem Barte umrahmt. Die Nase ragt meist, wie ein Forscher treffend sagt, „verwegen" aus dem Gesicht heraus.

Die Kleidung des Beduinen ist, seiner übrigen Lebenshaltung entsprechend, ärmlich. Ein langes Hemd wird mit einem Gürtel über den schlanken Hüften zusammengehalten. Den Oberkörper deckt eine kurzärmelige, oft braunweiß gestreifte Jacke. Der ganze Kopf ist eingewickelt in die Keffije; das ist ein dreieckiges, bei Reicheren aus gelber oder weißer Seide, sonst aus Wolle gefertigtes Tuch, das unten um das Kinn gezogen ist und als schlechter Wärmeleiter Gesicht, Hals und Kopfhaut vor den versengenden Strahlen der Sonne schützt. Auf dem Kopf liegen zwei dicke große härene ringartige Wulste, schwarz, braun oder weiß, die das Tuch im Winde auf dem Kopf halten und jeden Säbelhieb parieren. Zahlreiche Waffen, meist Dolche und Pistolen, stecken in dem Gürtel. Auch Lanzenreiter sind in der Wüste noch zu finden.

Die Beduinenfrauen bekleiden sich mit einer Art Chiton, der in einem Stück von den Schultern bis zur Hälfte der Waden oder bis an die Knöchel fällt, meist dunkelblaue Farbe hat und um die Hüften und den Leib gerafft ist.

Der Beduine hat von seiner Furchtbarkeit fast alles verloren. Der anatolische Bauer ist in jeder Hinsicht militärisch verwendbarer und persönlich tapferer, wenn auch keineswegs so theatralisch wirksam wie der „Sohn der Wüste".

Das Leben des arabischen Volkes, der nomadisierenden Beduinen wie der seßhaften Fellachen, ist so einfach und an-

spruchslos geblieben, wie es zu Zeiten Muhammeds war, der, als ihm ein reicher Perser einen Arzt sandte, antwortete: „Die Araber brauchen keinen Arzt, denn sie sind mäßig und essen nur, wenn sie hungrig sind." Diese vollkommene Nüchternheit in Speise und Trank beeinträchtigt weder die üppige Phantasie der Araber noch ihr Temperament. Es ist ganz erstaunlich, von wie wenig der Beduine lebt. Datteln und ungesäuertes Brot, etwas Wasser oder Milch, das ist alles. Das muß schon ein Festtag sein, an dem Reis oder Fleisch gegessen wird.

Der wenige Besitz kann, gewissermaßen in das Zelt eingewickelt, auf einem Kamel fortbewegt werden. Frau und Kinder sitzen auch auf dem Kamel. Wenn man nun berechnet, daß eine normale Kamellast 250 Kilogramm beträgt, so läßt sich leicht ermessen, daß der Hausrat des Beduinen auch dem einfachsten europäischen Hauswesen nicht genügen dürfte.

Und doch wohnen auch die edelsten der Araber unter solchen Zelten und fühlen sich wohl dabei. Bei ihnen blüht auch heute noch Poesie und Übung ritterlicher Tugenden, während die Masse der Beduinen durch ihre Eigenschaft als lebendige Anachronismen eben an der sich ausbreitenden Kultur, an Straßen, Eisenbahnen und Städten zu Grunde geht. Ich muß es Jakob Obermeyer[1] überlassen, den Beweis für seine Behauptung zu erbringen, daß heute noch „die Vornehmen von Bagdad, Damaskus und Kairo ihre Söhne zu den Beduinen in die Wüste schicken, damit sie dort, einer alten Überlieferung gemäß, Reinheit der Sprache, Führung der Waffen und kühnen männlichen Sinn erwerben". Ich selbst habe leider eine entsprechende Anfrage bei meinen arabischen Bekannten versäumt, und wenn ich jetzt schriftlich fragen wollte, dürfte die Antwort vor einem halben Jahr wohl nicht eintreffen.

Auch die Beduinenfrauen ersehnen kein anderes Leben.

[1] Modernes Judentum im Morgen- und Abendland. Wien und Leipzig 1907.

Obermeyer erwähnt ein charakteristisches Klagelied der Beduinengemahlin des Khalifen Muawijeh, des ersten Omayjaden, die am Hofe ihres Gatten vor Sehnsucht nach der Wüste folgende im Orient berühmten Verse dichtete und sang:

Lieber im Zelt, das die Winde durchbrausen,
Als im fürstlichen Schloß will ich hausen;
Lieber ist mir der Hund, der jeden Fremden beknurrt,
Als die Katze, die schmeichlerisch schnurrt;
Lieber in die gröbste Decke mich kleiden,
Als Gewänder von Samt und Seiden;
Lieber trabe ein junges Kamel meiner Sänfte nach,
Als daß ein prächtiges Saumroß mich trag;
Lieber seh' ich den Mann von altem Stamm und edler Art
Als einen Dickwanst mit salbenduftendem Bart.
Des Sturmes Heulen in freier Wüste klingt meinem Ohr
Herrlicher als der schönste Trompetenchor.
Ein Stückchen Brot in meines Zeltes Ecken
Wird besser als die süßesten Bissen mir schmecken.
Nach der heimischen Wüste sehnt sich mein Herz
Und kein Fürstenpalast lindert je meinen Schmerz.

Eine ähnliche Bedürfnislosigkeit herrscht bei den Fellachen.

Dagegen kann ich feststellen, daß der vornehme Araber eine Pracht seiner Paläste entwickelt, die in Europa kaum ihresgleichen findet. Was ich in arabischen Häusern in Damaskus an Marmor, Holzschnitzerei, Bronze und Glasmalerei sah, übertrifft die Einrichtung jeder Villa in Berlin WW.

Auch die Diners konnten sich sehen lassen.

Gewiß aber verletzte niemals Protzerei oder Aufdringlichkeit. Der vornehme Araber ist eben durchaus kein Parvenu, er ehrt den Gast, aber er vermeidet es, ihm seinen Reichtum „unter die Nase zu reiben". Und stets bemüht er sich, die Unterhaltung noch wertvoller zu machen als alle leiblichen Genüsse. Man ist als Gast eines Arabers in Abrahams Schoß.

Ohne Zweifel sind die Araber ein talentierter, gewandter, beweglicher Volksstamm, der in den oberen Kreisen seine alte

Vornehmheit nicht verloren hat und zur nationalen Mitarbeit gewonnen werden kann. Manche gehen so weit, zum Zwecke der Verwirklichung einer vollkommenen Gemeinschaft der Interessen zwischen Osmanen und Arabern die Hauptstadt der Türkei mit der Regierung und allem, was dazu gehört, von Konstantinopel nach Aleppo oder Damaskus verlegen zu wollen. Ich kann mich mit diesem, theoretisch ganz hübschen Gedanken nicht befreunden. Die Gründe meines ablehnenden Standpunkts, der sich mit den maßgebenden Anschauungen in der Türkei deckt, sind in erster Linie politischer Natur. Solange die Türkei die Dardanellen und den Bosporus besitzen will, um damit jede entscheidende Ausdehnung Rußlands zu verhindern, muß Konstantinopel das schlagende Herz des Reiches bleiben. Die Türkei hat noch lange nicht genug Eisenbahnen und Straßen, um von Damaskus aus Politik am Bosporus zu treiben.

Eine völlige Heranziehung arabischer Kraft für nationale Zwecke wird sich in dem Augenblick ermöglichen lassen (sehr bedeutende Anfänge sind schon gemacht), in dem französischer Einfluß in Syrien und englischer in Mesopotamien aufhört. Dieser Einfluß entzieht durch Geld dem türkischen Reiche das Interesse und die Mitarbeit von Tausenden. Die Bildung der reichen christlichen Araber in Syrien ist französisch orientiert.

Frankreich hat mit Vorbedacht, Geduld, Geschicklichkeit und riesigen Geldopfern in Syrien ein Zerstörungswerk am osmanischen Staatskörper in Szene gesetzt, das eine große Gefahr bedeutete. Der Weltkrieg hat diesen französischen, von Jahr zu Jahr sich weiter vorfressenden Einfluß für den Augenblick aufgehoben. Ihn nicht mehr erwachen zu lassen, wird eine der Hauptaufgaben der türkischen Regierung sein.

5. Der Ottomanisierungsgedanke

Jeweils am Schluß unserer Betrachtungen über Juden, Armenier und Araber haben wir schon untersucht, inwiefern diese Rassen in ihren Interessen mit der Regierung zusammengehen und zu veranlassen sind, in gleicher Richtung mit dieser zu marschieren. Daß es dabei Schwierigkeiten zu überwinden gibt, steht außer Zweifel. Aber Schwierigkeit bedeutet noch nicht Unmöglichkeit.

Außer den genannten Völkern lebt noch eine ganze Reihe artfremder kleiner Nationen und Stämme im türkischen Reiche, die zur politischen Assimilation teils schon gelangt sind, teils im Begriffe sind, dazu zu gelangen.

Ein außerordentlich wichtiges Element, die in der Türkei lebenden Griechen, haben wir in den ethnologischen Kapiteln nicht erwähnt. Sie kommen auch für die innerpolitische Frage der Fremdrassen nicht in Betracht, weil sie vielleicht mit der einzigen Ausnahme einiger Gebiete an der westanatolischen Küste Autonomiegelüste nicht zeigen. Die Teile des Reiches, wo solche Bestrebungen auftreten — ich erinnere an Kreta —, sind schon abgetreten. Was übrig blieb, ist eine ausgedehnte Diaspora, die sich von Mersina längs der westanatolischen Küste und zu beiden Seiten des Marmarameeres heraufzieht bis Konstantinopel und weiter an der Südküste des Schwarzen Meeres bis zur fernsten Hochburg griechischen Lebens in Trapezunt. In das Innere des Landes zweigen sich Äste ab und es gibt wohl keine Stadt in der Türkei, wo man nicht Griechen findet.

In der europäischen Türkei leben heute noch etwa 300000 Griechen, in Kleinasien eine Million. Gerade in Westanatolien ist aber das Griechentum, wie Davis Trietsch in seinem Levantehandbuch sagt, nur in ganz geringem Maße auf Abstammung zurückzuführen, sondern vielmehr auf die griechischen Kultur-

einflüsse aus alter Zeit und auf die Ausbreitung der griechischen Sprache und Kirche während der byzantinischen Herrschaft.

Daher mag es ja auch kommen, daß zwar bei Konflikten der Türkei mit Griechenland die westanatolischen Griechen unruhig werden, aber, wenn zwischen den beiden Regierungen gute Beziehungen bestehen, keine Autonomiegelüste zeigen, wie das in Samos und Kreta immer der Fall war, wo tatsächlich griechisches Volkstum vorhanden ist.

Immerhin aber erwachsen der türkischen Regierung in ihren Ottomanisierungsbestrebungen aus der Tatsache, daß über 50 Prozent fremde Nationalitäten in ihrem Staate sich befinden, große Schwierigkeiten. Es handelt sich bei diesen Bestrebungen um eine das ganze Reich durchdringende Erweckung des Interesses am osmanischen Staat. Zum Dank für entgegenkommendes Verhalten der einzelnen Nationalitäten muß ihnen möglichst viel von ihrer Eigenart belassen werden. Der Kampf kann nicht gegen völkische Traditionen geführt werden. Dadurch würden nur starke Widerstände groß gezogen werden. Durch Verständnis und Schonung der völkischen Eigenarten muß in den verschiedenen Nationalitäten vielmehr das Bewußtsein erweckt werden, daß diese völkische Eigenart durch den Anschluß an den machtvollen osmanischen Staat am besten gedeihen wird und am besten gesichert ist. *Nur auf diese Weise kann die Türkei, dieser komplizierteste Staatsorganismus Europas, zu einer ideellen Einheitlichkeit seiner Funktionen gelangen.*

Gabriel Efendi Noradunghian, der frühere türkische Minister des Auswärtigen, ein Armenier, sagte einmal zu dieser Frage:[1]

„Unter Ottomanisierung verstehe ich die Proklamierung und erweiterte Anwendung des Prinzips, daß zwischen den verschiedenen Rassen des Reiches ein gemeinsames natürliches

[1] Nach Jäckh in der „Hilfe" VIII, 29.

Band besteht, ein Band der vollständigen Gleichheit und Einheit in allen Fragen des ottomanischen Interesses. In diesen Fragen müssen Türken, Araber, Griechen und Armenier als ottomanische Patrioten handeln, was aber unter keinen Umständen etwa bedeuten soll, daß Griechen, Araber oder Armenier zu Türken gemacht werden sollen. Auf Grund ihres dynastischen und militärischen Wertes ist die türkische Rasse gleichzeitig Basis und Gipfel des Reiches. Alle anderen Rassen haben jedoch ihren Sitz im Reiche und das absolute Recht ihrer freien Entwickelung gemäß ihren nationalen Traditionen."

Noradunghian gibt damit ein Programm, das auch in der Zukunft wohl eingehalten werden kann.

Wir beabsichtigen in diese Frage nicht tiefer einzudringen, sondern begnügen uns mit dieser kurzen Orientierung unserer Leser. Denn wir würden sonst in die Gebiete der aktiven Politik uns begeben müssen, was wir unbedingt vermeiden wollen.

Hand in Hand mit der staatlichen Entwickelung der Türkei muß sich ihre volkswirtschaftliche vollziehen. Sie wird in mancher Hinsicht sogar erst die Grundlagen für erstere schaffen. Ihr wollen wir uns daher jetzt zuwenden.

Viertes Buch

Volkswirtschaftliches

1. Allgemeines

Ueber den augenblicklichen Stand der türkischen Verhältnisse in volkswirtschaftlicher Hinsicht zu schreiben, wäre doppelt zwecklos. Einmal weil der Weltkrieg eine Wirtschaftslage geschaffen hat, die als anormal zu bezeichnen ist. Niemand würde beispielsweise versuchen, den deutschen Seehandel vom Jahre 1915 zur Grundlage einer Abhandlung über den Handel Deutschlands überhaupt zu machen. Dann ist aber auch zu bedenken, daß schon der Balkankrieg das ruhige Friedensbild der Volkswirtschaft in der Türkei merklich verwirrt hat und daß die Pause zwischen Balkankrieg und Weltkrieg, also Sommer 1913 bis Sommer 1914, nicht groß genug war, um ganz normale Verhältnisse wieder zu schaffen.

Wenn man nicht Nationalökonom von Fach ist, würde man wohl Gefahr laufen, Verallgemeinerungen von Erscheinungen vorzunehmen, die nicht typisch, sondern nur für diese augenblickliche Spanne Zeit symptomatisch sind, und damit verlöre man den sicheren Boden. Vielleicht könnte das sogar einem Fachmann zustoßen.

Spekulative Gedanken zu entwickeln, ist in diesem Gebiete am allerschwierigsten. Der Täuschung, dieser Mutter der Enttäuschung, sind da Tor und Tür geöffnet. Ich glaube, daß es unseren Lesern besser gefällt, einen kurzen Überblick über die Verhältnisse vor dem Balkankrieg zu bekommen. Auch hier wieder, wie stets, wollen wir durch kurze Rückblicke auf die historische Entwickelung die Richtung zu erkennen suchen, in der das Geschehen erfolgte.

Denn nach dem Weltkriege wird zweifellos vieles in Europa neu werden. Viele der bisherigen Entwickelungsrichtungen werden als tote Geleise erkannt werden, oder zum mindesten als weit von der geraden Richtung führende Umwege. Man wird in vielem neue Richtungen, neue Wege

einschlagen und diese neuen Wege mit neuen Mitteln, neuen Hoffnungen und neuen Erwartungen befahren. Vieles auch wird man in der Freude am frischen Winde, den eine harte Zeit hat aufspringen lassen, für neu halten, was unverändert das bewährte Alte ist; man wird, um bei unserem Bilde von den Wegen und Geleisen zu bleiben, die Kessel der Maschine reinigen und mit neu angestrichenen und reparierten — alten Maschinen neue Wege fahren.

Vieles wird sich auch bewährt haben in der großen Zeit, in der wir leben, und das wird mit einem Kranz stolzer Tradition in die neue Zeit übergehen und bleiben.

Dazu kommt, daß die Türkei vom Weltkrieg betroffen wurde in einer Zeit, in der sie selbst noch mit vielem in einem Zustand des Übergangs sich befand. Die alte Zeit, die mit Abdul Hamids Abdankung äußerlich ihr Ende nahm, wirkte wie eine große träge Masse, die auf dem ganzen Lande lastete, Leben erstickte und Keime ertötete. Die neue Regierung ging mit Feuereifer an die Modernisierung des Landes. Doch mußte nahezu allem eine neue Richtung gegeben werden.

Nur wer selbst mitten innen steht in solch einem „neue Richtung Geben", weiß, wie schwer das ist, wie lange es dauert, und wie Kriege von der Bedeutung des Balkankriegs und des Weltkrieges hemmend, ja zurückwerfend wirken.

Man ist versucht, in Wochen Wirkungen zu erwarten, die vielleicht in Jahren eintreten; man glaubt mit dem Abstecken des neuen, guten, geraden Schienenweges nun auch den Vollbetrieb eröffnen zu können. Kurz, man vermengt Erwartung mit Entwickelung, Traum mit Leben, Absicht mit Erfüllung.

Nichts beruhigt da den ungeduldig vorwärts strebenden Geist mehr als ein Blick auf historisches Geschehen und Werden, nichts befähigt ihn mehr, das Mögliche vom Unmöglichen zu trennen, das Tempo menschlicher Entwickelung richtig zu erfassen und mit stiller Sicherheit und abgeklärter Welt- und

Lebensauffassung an dem Werk zu schaffen, dessen Vollendung andere sehen, dessen Ruhm andere ernten werden.

Hier eben haben wir die psychologische Begründung für die stets vorkommenden Übereilungen beim Schaffen von Werken, die Jahrzehnte und Jahrhunderte zur Entwickelung und Reife brauchen. Selbst noch sehen, selbst noch erleben, selbst sich noch freuen! Wer könnte es dem Menschenherzen nicht verzeihen, daß es so fühlt?

Wir dürfen nie vergessen, daß an jeder Minute Menschheitsgeschichte nicht nur Hunderttausende von Intelligenzen schaffen, sondern eben so viele Herzen. In den trockensten Tabellen der Statistik hören wir sie schlagen, wenn wir nur selbst ein schlagendes Herz besitzen. Ihr Schlagen berücksichtigen, heißt die Theorie überwinden, heißt den Menschen verstehen.

2. Bevölkerungsdichte

Trotz unserer Behauptung von den schlagenden Herzen wird unsere Leser bei der Überschrift Bevölkerungsdichte eine Art Angst befallen. Wir wollen aber die beruhigende Versicherung vorausschicken, daß es nicht so schlimm wird, weil nämlich für die Türkei bis in die Gegenwart hinein eine richtige Statistik gar nicht vorliegt.

Der Volkszählung stemmte sich der Aberglaube entgegen, und das was innerhalb des Harems lebt, ist jeder zählenden Kontrolle unbedingt entzogen. Die bürgerlichen Register, die in der Regel von Geistlichen geführt werden, sind wegen nachlässiger Führung im großen und ganzen unzuverlässig.

Das war von altersher so im Orient. Man rechnete die seßhafte Bevölkerung nach Familien, die nomadisierende nach Zelten. Durch eine der Erfahrung entsprechende Berechnung der durchschnittlichen Menge der Familienmitglieder oder Zeltbewohner kam man dann zu einem Koeffizienten, der natürlich nur sehr bedingt richtig war.

Damit wird alles, was über Anzahl der Bewohner, Volksdichte, Ab- und Zuwanderung gesagt werden kann, zu einer mehr oder weniger ungenauen, mehr oder weniger approximativen Schätzung.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung hat in den letzten Jahrzehnten abgenommen. Sie beträgt augenblicklich:

In der europäischen Türkei etwa 67[1] pro qkm
In Anatolien . . . . . „ 21 „ „

[1] Diese verhältnismäßig hohe Zahl findet darin ihre Erklärung, daß die europäische Türkei heute nur mehr aus Konstantinopel und dem kleinen Stück bis Adrianopel besteht. Die Millionenstadt Konstantinopel „verdirbt" hier natürlich das statistische Bild. Lassen wir die Stadt außer Betracht, so bleibt das Mutessariflik Tschataldscha mit 41 Bewohnern pro qkm und das Wilajet Adrianopel mit 30 Bewohnern pro qkm.

In Armenien und Kurdistan	etwa 13	pro qkm
In Syrien und Mesopotamien	„ 8	„ „
In Türkisch-Arabien . . .	„ 2[1]	„ „

Vergleichen wir damit einige europäische Staaten:

Deutsches Reich (1910) . . .	120	pro qkm
Preußen	115	„ „
Sachsen	320	„ „
Bayern	91	„ „
Württemberg	125	„ „
Frankreich	74	„ „
Europäisches Rußland	24	„ „
Europa	45	„ „
Asien	19	„ „

Namentlich was Anatolien und Armenien betrifft — bei Syrien und Arabien geben die riesigen Wüsten in gewissem Grade die Erklärung —, muß uns die geringe Dichtigkeit auffallen. Gründe dafür sind genug vorhanden.

Wir erinnern uns der zahllosen Kriege, der fortgesetzten Unruhen, Aufstände und Revolten, die den Staatskörper der Türkei durchtobten. Sie alle verzehrten Menschen. Anatolien wurde mit dem Namen „die Soldatenminen des Reiches" bezeichnet. Tatsächlich sind ungezählte Tausende von anatolischen Soldaten während der türkischen Revolution, ferner in den albanischen Aufständen und in den Kämpfen gegen die unbotmäßigen Araber im Lande Yemen (hier besonders als Opfer des Klimas, der Krankheiten und Wunden) zugrunde gegangen. Das ist alles Kraft, die in Hinsicht auf die Bevölkerungserhaltung zum großen Teil noch nicht durch Zeugung mehrerer Kinder sich selbst entbehrlich gemacht hat. Mit jedem jungen Soldaten sterben seine noch nicht erzeugten Kinder.

[1] Hier ist das Wüstengebiet nicht berechnet. Mit diesem dürfte sich die Bevölkerungsdichte nur auf 0,7—0,8 Bewohner pro qkm belaufen.

Der alte Soldat hinterläßt zwar nach seinem Tode mehr Not zu Hause, das Elend der Bevölkerung nimmt durch das Massensterben alter Soldaten mehr zu als durch das junger Soldaten, aber die Zukunft der Bevölkerungsdichte leidet mehr durch den Tod der Jugend. Zwar regelt die Natur diese Eingriffe des Krieges dadurch, daß die Geburten nach einem Kriege zunehmen. Aber eben doch nur dann, wenn nach verhältnismäßig kurzer Zeit die Armee wieder nach Hause kommt, wenn also der Krieg ein gewaltsamer Ausnahmezustand und nicht, wie in der Türkei im zwanzigsten Jahrhundert, der regelmäßige Zustand ist.

Auch waren die Gesundheitsverhältnisse bei den Truppen dauernd schlecht. Es herrschte eine riesige Sterblichkeit.

Die Unruhen dezimierten außerdem die bürgerliche Bevölkerung. Die Armeniermetzeleien unter Abdul Hamid nennt Jäckh „einen Massenaderlaß der armenischen Manneskraft".

Und endlich hat die Syphilis namentlich im Wilajet Kastamuni so entsetzlich gehaust, daß dort eine Reihe von Ortschaften gänzlich kinderlos ist. Die Gefahr, die mit der Syphilis in das Land zog, ist furchtbar und bedarf eingehendster Beachtung.

Die Zeiten Abdul Hamids haben aber neben diesen direkten Schädigungen der Volkskraft auch eine große persönliche Unsicherheit in das Land gebracht. Die Folge war der Rückgang der dem verderbten Beamtenkörper gegenüber mehr und mehr versagenden Unternehmungslust und damit ein Rückgang des Wohlstandes der breiten Massen. Damit zusammen hängt die Sorge, durch große Familie in völligen finanziellen Ruin zu geraten. Auf diese Weise hat der Neomalthusianismus Eingang in die Türkei gefunden. Während Armenier und Griechen reichliche Kinderzahl aufweisen, nimmt diese bei den Osmanen ab. Da aber nur wirtschaftliche Gründe hiefür vorzuliegen scheinen, so wird diese bedenkliche Erscheinung mit neuem wirtschaftlichen

Aufschwung zurückgehen und hoffentlich bald ganz (wenigstens in den mittleren und unteren Klassen) verschwinden.

Meiner Ansicht nach sind die einzigen entscheidende Wirkung versprechenden Mittel, die Bevölkerungsdichte zu heben:

1. Einige Jahre ruhiger Entwickelung des wirtschaftlichen Lebens;

2. größte Fürsorge für Volkshygiene und Ausstattung des Landes mit geschulten Ärzten;

3. Berücksichtigung der Kinderzahl bei der Steuerveranlagung in stärkstem Maße;

4. Fürsorge des Staates für die Erhaltung der Kinder der ärmsten Klassen in Säuglingspflege, Kindergärten und allgemein erziehenden Volksschulen.

Eine weitere Hebung der Bevölkerungsdichte erhofft Feldmarschall v. d. Goltz durch Bevölkerungsumtausch. Er schreibt:[1] „Ein Zuwachs von Hunderttausenden wäre möglich, wenn die türkische Regierung sich mit den vergrößerten Balkanstaaten über einen Bevölkerungsaustausch verständigt und ihn nach beiderseitiger Übereinkunft auf die besseren Monate im Jahre verlegt."

Es kämen hier jene Muhammedaner in Frage,[2] die in den verlorenen Provinzen leben und zum größten Teil selbst das Bestreben haben, wieder unter der Herrschaft des Khalifen zu leben.

Der Vorschlag kann der Türkei nur einen momentanen Zuwachs von Menschen geben. Tatsächlich ist während und nach dem Balkankriege eine große Anzahl muhammedanischer Elemente in die Türkei rückgewandert. Dauernde Erfolge sind aber nur von einer Besserung der allgemeinen Verhältnisse (wie sie in den letzten Jahren schon bemerkbar sind) zu erhoffen.

[1] „Der jungen Türkei Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiedererhebung." 1913.

[2] Das sind die sogenannten Mohadschirs.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für die Zunahme der Bevölkerung namentlich in Anatolien und Mesopotamien ist die Inangriffnahme besserer Wegeverbindungen und der Bau von Bahnen. Das mag im ersten Augenblick unwahrscheinlich klingen. Aber zweifellos wirkt verstärkter Verkehr günstig auf die Bevölkerung ein, insofern als die leichtere Abnahme der Bodenprodukte durch Händler oder Transportgesellschaften die allgemeine Lebensführung aus einem Zustand der Erstarrung hebt. Die Arbeit setzt sich rascher in Geld um. Arbeitskräfte werden gesucht und der Bauer erzeugt Kinder, weil er damit billige Arbeiter bekommt.

An Boden fehlt es in der Türkei nirgends. Die Erde gibt, kaum bearbeitet, hundertfache Ernte. Die zehnfache Bevölkerung könnte in Anatolien leben und reich werden.

Die Aussichten für die Zukunft sind gut; es handelt sich nur darum, mit Energie die Maßnahmen zu ergreifen, die der Bevölkerung zur Erzeugung von Kindern den wirtschaftlichen Mut geben und der Hebung der Volkshygiene, dieser Erhalterin der Geborenen, förderlich sind. An Energie fehlt es der Regierung nicht, wohl aber noch an geschultem Personal, an verständiger Mitarbeit der Masse der Beamten und des Volkes und wohl auch an Geld.

Es ist dann allerdings auch nötig, Grundlagen für eine richtige Statistik zu schaffen. Nicht um die Menschen mit Tabellen zu plagen, sondern um reale Grundlagen für die wissenschaftliche Untersuchung der Faktoren zu bekommen, die für die Zunahme der Bevölkerung von Bedeutung sind.

3. Landwirtschaft[1]

Anatolien hat nicht nur mit seinen Söhnen alle Kriege und Kämpfe der Türkei geführt, es hat auch mit seinem Reichtum alle Ausgaben der Regierung bezahlt.

In Anatolien ist, man kann sagen, seit vielen Jahrhunderten eine Verschwendung ohnegleichen getrieben worden, und erst die jungtürkische Regierung bringt der Frage der vernunftgemäßen Regelung der landwirtschaftlichen Verhältnisse das Interesse entgegen, das sie verdient. In Anatolien wie in der ganzen Türkei.

Die Türkei ist ein reiner Agrarstaat. Die Reform kann nicht etwa den Gedanken verfolgen, aus diesem Agrarstaat einen Industriestaat zu bilden oder auch nur mit den Anfängen eines solchen zu kokettieren auf Kosten landwirtschaftlicher Entwickelung. Im Gegenteil: man wird zwar Fabriken gründen und den Industriebetrieb für die Erzeugnisse fördern, die sich ohne weiteres im Lande herstellen lassen oder deren Ausfuhr als Rohprodukte und Wiedereinfuhr als Feinprodukte nicht im Verhältnis zum Wert stehende Kosten verursachen würde, — aber man muß den Hauptwert aller Bestrebungen darauf legen, den Agrarstaat nun wirklich auch auf eine hohe Stufe seiner Entwickelung zu heben.

Denn die bisherige Entwickelung ist bei weitem nicht der Möglichkeit des Erträgnisses entsprechend. Die Ausfuhr an Agrikulturprodukten ist im Verhältnis zu der Masse des Vorhandenen gering, zu der Masse des bei vollendetem Betriebe Möglichen geradezu verschwindend klein.

Hier liegen die Wurzeln osmanischer Staatskraft. Wer es vermag, die landwirtschaftliche Leistung der Türkei auf eine der Bodenkraft entsprechende Höhe zu bringen und

[1] Ich bespreche hier in erster Linie die Verhältnisse in Anatolien als dem Zukunftslande türkischer Landwirtschaftsentwickelung.

die Abtransportverhältnisse so zu gestalten, daß die Exportpreise konkurrenzfähig bleiben, der macht aus der Türkei ein reiches, glückliches Land. Der schafft zugleich uns in dem neuen Bundesgenossen einen Handelsfreund, der uns mit der unermeßlichen Menge seiner Rohprodukte versorgen kann und der seinerseits durch den großen landwirtschaftlichen Betrieb eine Reihe neuer und eine Reihe gesteigerter alter Bedürfnisse haben wird, die wir befriedigen. Damit wird die Türkei ein ausgezeichneter Abnehmer der Fertigprodukte fast aller unserer Industrien.

Ich halte diese Entwickelung für die entscheidende und glaube, daß hierin die Zukunft wirtschaftlicher Verbindungen der Türkei und des Deutschen Reiches zu suchen ist.

Wir Deutsche können gar kein größeres Interesse im Orient haben als den mächtigen Aufschwung türkischer Landwirtschaft, der, wohl gemerkt, nur denkbar ist Hand in Hand mit einem gründlichen Ausbau der Verkehrslinien. Die anatolische und Bagdadbahn kann nur als das Rückgrat eines Systems von Verkehrslinien betrachtet werden. Erst die Abzweigung von Stichbahnen in besonders fruchtbare Gebiete wird das Land wirtschaftlich erschließen.

Die Zeiten, wo die absolutistische Willkür am Mark der Bauern sich sättigte, sind für immer in der Türkei vorbei. Die Zeiten sind zu Ende, wo der Bauer bezeichnenderweise den Namen „rundschbar“ hatte, was so viel heißt als „voll von Quälerei“.

Betrachten wir, bevor wir uns die Elemente und die Stoffe türkischer Landwirtschaft etwas näher ansehen, zunächst ganz kurz die Gründe, die bisher die Entwickelung der Landwirtschaft hemmten.

Da ist einmal der Steuerdruck zu nennen, der die Städte verschont und mit aller Kraft auf den Bauern lastet.[1]

[1] Ich entnehme die volkswirtschaftlichen Zahlenangaben teilweise der geradezu hervorragenden Arbeit von C. A. Schaefer „Ziele und Wege für die

Im Budget 1911 trägt die Landbevölkerung mit 10,9 Millionen türkischen Pfund[1] volle sechs Siebentel des Gesamtsteuerertrages, die Stadtbevölkerung nur 1,64 Millionen Pfund.

Vom Reinertrag des Bodens gehen bis 40 Prozent als Zehent ab, vom Vieh 10 Prozent, von Grundstücken 4 bis 10 Prozent des Wertes. Dazu kommt noch Wald- und Straßensteuer.

Der Zehent ist verpachtet an Spekulanten, die ihrerseits die natürlichen Gegner staatlicher Reformen sind, weil sie durch solche ja nur ärmer werden können. Die Steuerverpachtung ist in rein ackerbautreibenden Gebieten eine ganz natürliche Erscheinung. Der Bauer ist nicht in der Lage, den Zehent in Geld zu zahlen. Dafür zahlt ihn der Steuerpächter in Geld und wird durch die Bodenfrucht, die er dem Bauern an Geldes Statt abnimmt, ganz von selbst zum Getreidespekulanten.

Wir haben in diesem Buche keine Veranlassung, der Regierung Ratschläge zu geben, wie sie das ändern soll. Das wird sie selbst am besten wissen; aber so viel steht fest, geändert muß das werden und übergroß sind die Schwierigkeiten nicht.[2]

Nun kommt dazu, daß nach alter Sitte nur recht wenig Grund und Boden Privateigentum ist. Das ganze Land teilt sich in folgende Arten von Grundbesitz:

1. Mülkland, das ist Privateigentum im europäischen Sinn.[3]

2. Wakufland, das Land, das religiösen Instituten gehört. Es ist eine Art Territorialbesitz der Kirche ohne Souveränitätsrecht und hat den Charakter unserer Fideikommißgüter. Es

jungtürkische Wirtschaftspolitik", erschienen als Heft 17 der volkswirtschaftlichen Abhandlungen der badischen Hochschulen. Karlsruhe i. Baden 1913.

[1] Ein türkisches Pfund = rund 18.50 Mark.

[2] Die Regierung ist mit großen Reorganisationsprojekten beschäftigt.

[3] Nur etwa 10 Prozent des Gesamtbodens Anatoliens ist solches Privateigentum und gleichzeitig auch bebaut.

darf von dem, der es bebaut, weder verkauft, noch verschenkt, noch hypothekarisch belastet werden, bildet also ein großes Hindernis für die Entwickelung gesunden Privatbesitzes und für die Kolonisation. Das wird besonders dann einleuchtend, wenn wir erfahren, daß drei Viertel des ganzen bebauten Bodens Wakufgut ist. Dieser riesige Besitz wird verwaltet von einem eigenen Ministerium, dem Ewkafministerium,[1] dem, wie aus dem Gesagten leicht zu entnehmen ist, eine geradezu riesige finanzielle Macht zur Verfügung steht.

Ich habe im Orient von Schwärmern oft den Vorschlag vernommen, das Wakufland einfach zu verteilen. Das ist natürlich ohne weiteres gar nicht denkbar, hätte vermutlich Revolution und furchtbarste Verwirrung zur Folge. Die Regierung hat schon recht liberale Neuerungen in den Bestimmungen des Erbgangs bei Leuten, die auf Wakufgütern sitzen, getroffen und wird langsam zu einer befriedigenden Lösung gelangen. Hier sind Schwierigkeiten zu überwinden, von denen nur der eine Vorstellung hat, der jahrelang selbst im Ewkafministerium gearbeitet hat.

3. Tchiftlik[2] = Krongut, das einer kaiserlichen Domänenverwaltung untersteht; endlich

4. Mirieland, das ist Staatseigentum. Dieses Land kann von osmanischen Untertanen wie von Fremden nach besonderen gesetzlichen Bestimmungen erworben werden. Diese Bestimmungen sind aber so kompliziert, daß wir unseren Lesern eine Orientierung über sie nicht zumuten wollen.

Die strenge Klassifizierung des Bodenbesitzes ist zweifellos ein Hindernis für die freie Entwickelung der Landwirtschaft, zumal da die mehr oder weniger „gesperrten" Gebiete des

[1] Verschiedenheit des Ausdrucks kommt daher, daß wakuf arabischer Plural von ewkaf ist.

[2] Tchiftlik = Bauerngut im allgemeinen. Hier ist der Ausdruck in seiner staatsrechtlichen besonderen Bedeutung verwendet.

Landes die freien Gebiete an Ausdehnung weit übertreffen, letztere ja eigentlich nur „ein kleines Eckchen" bedeuten.

Dazu kommt, daß bei den größeren Grundbesitzern in der Türkei eine Neigung herrscht, das Gut nicht selbst zu bewirtschaften. Die Güter werden verpachtet, gegen Geld oder Erlag des Pachtbetrages in einem Teil der Ernte. Bei der Mittellosigkeit der Pächter führt dieses System allmählich zum Ruin. Diese Erscheinung können wir ja auch bei den französischen Landadeligen des ancien régime beobachten. Sie hängt innig mit der absolutistischen Regierungsform und mit der Tatsache einer zu starken Zentralisierung von Macht, Kultur und Gesellschaft in der Hauptstadt des Landes zusammen.

In Konstantinopel pulsiert wie seinerzeit in Paris das Leben. Das Leben in der Provinz gilt immer noch ein wenig wie Verbannung. Das hängt zum Teil wiederum auch mit den Verkehrsverhältnissen zusammen. Je besser diese werden, desto mehr wird sich der geistige Pegel der Provinzstädte heben, desto mehr wird das Landleben auch für den Gebildeten und gesellschaftlich Höherstehenden erträglich werden. Er wird in wenigen Stunden (heute braucht er noch Tage dazu) Konia, Angora, Adana erreichen können und dort ein Stück Leben und Gesellschaft finden. Durch allmähliche allgemeine Steigerung der Lust an der Selbstbewirtschaftung wird er auch Nachbarn bekommen und das Gefühl der völligen Vereinsamung, das er heute noch haben muß, verlieren.

Das sind aber Entwickelungen, die Jahrzehnte bedürfen.

Zur Zeit Abdul Hamids war der, der in Konstantinopel lebte, der Große, und der in der Provinz lebte, der Kleine. Die Strahlen der Gnadensonne konnten in der Hauptstadt in Gold verwandelt werden, während zwischen Provinz und Hauptstadt die Intrige, der Neid, die Verleumdung ein trennendes Meer bildeten.

Das hat sich zum Teil schon geändert und wird sich noch

weiter ändern. Die persönliche Gegenwart am Platze der Zentralregierung verliert allmählich ihre „allein seligmachende" Wirkung.

In einem sehr wichtigen Gebiete ist die Türkei verarmt. Das ist der Wald. Abgesehen davon, daß die Waldarmut Mißernten verursacht, vermehrt sie ganz allgemein die Trockenheit des Landes und entzieht dem Staate hohe und sichere Einnahmequellen. Heute müssen die riesigen Unternehmungen der künstlichen Bewässerung auf der Ebene von Konia, im Gouvernement Adana und in Südmesopotamien dem Übel der Austrocknung des Landes abhelfen. Große Kapitalien sind hier an der Arbeit. Großer Erfolg ist zu erwarten.

Kleinasien war im Altertum reich bewaldet. Aber schon damals begannen die furchtbaren Waldverwüstungen durch nomadisierende Stämme, die Weiden für ihre Herden brauchten und, ähnlich wie es später die Türken taten, allein an das „heute" dachten, dem sie das „morgen" opferten. Die Türken und in ihrem Gefolge die Turkmenen und Yürücken traten, wie wir wissen, als reine Nomaden auf. Ihnen war der Wald in jeder Weise hinderlich, der Waldbewohner wurde als ein Mensch zweiter Klasse betrachtet.

Wie wenig die Türken Interesse für den Wald hatten, geht schon allein daraus hervor, daß ihre Sprache in bezug auf Baumbezeichnung unklar ist und Entlehnungen aus dem Arabischen und Persischen machen muß, um sich in diesem Gebiete ausdrücken zu können.

Später kam dann noch die raubbauartige Ausnützung der Reste vorhandener Waldungen zum Zwecke hohen Zinsertrages hinzu. Ganze Waldbezirke wurden niedergeschlagen und das Holz verkauft. Dem augenblicklichen Geldmangel des Gutsbesitzers wurde damit ja abgeholfen, aber da niemand an das Aufforsten dachte, war das ein Leben vom Kapital, das sich furchtbar rächen mußte.

Die Ziegen- und Schafherden, die das Land durchweg bevölkern, verhindern jede Aufforstung im großen. Erst dann, wenn die Herden auf ganz bestimmte Gegenden beschränkt bleiben, läßt sich in herdenfreien Gegenden neuer Wald schaffen.

Noch hat die Türkei einige Waldgebiete. An der Nordküste von Anatolien finden sich ausgedehnte Waldungen von Buchen, Platanen und Ulmen, Eichen, Ahorn, Kastanien und Nußbäumen. Auch Edeltannen, Fichten und Kiefern sind in den Waldbergen Paphlagoniens zu finden. Gegen das Innere des Landes zu wird der Baumwuchs spärlicher. Ab und zu trifft man inmitten Anatoliens einen größeren oder kleineren Wald, von dem von Reisenden mehr Aufhebens gemacht wird, als die Sache wert ist. Selbst im Taurus, der noch vielfach als „außerordentlich waldreich" geschildert wird, habe ich keinen Eindruck gewonnen, der über den Begriff „spärlich" hinausgegangen wäre. Man muß hier zur Bildung eines Urteils Abstand nehmen von dem, was einem direkt gegenübersteht, und ganz nüchtern die mit Wald bedeckte Fläche mit der waldlosen messend vergleichen. Dann allein kommt man zu volkswirtschaftlich brauchbaren Resultaten.

Man kann in der Gegend von Konia zehn Stunden mit der Bahn fahren, ohne auch nur einen Busch zu sehen, und ich kenne Aussichtspunkte genug in der Türkei, von denen aus man bis zum unendlich weiten Horizont auch nicht eine Waldung sieht.

Hier kann unendlich viel geschaffen werden, denn der Boden ist ausgezeichnet und jeder bescheidene Versuch, Bäume zu pflanzen, zeigt schon in wenig Jahren den Erfolg.

Die türkische Regierung kämpft gegen das sinnlose Ausholzen und Vernichten der Wälder. Sie weiß ganz gut, wie sehr Waldbestand mit finanzieller und physischer Gesundheit des Volkes zusammenhängt. Im Jahre 1911 ist ein neues Reglement für den Inspektionsdienst der Forste herausgegeben

worden, das schon in Form von Einzelverfügungen eine Reihe von Zusätzen erhalten hat. Es kommt jetzt nur darauf an, daß das Gesetz auch zur Ausführung gelangt. Sonst bleibt es eben bei der Absicht der Regierung, die der Ausführung durch alle Organe und jeden Einzelnen doch schließlich wie die Theorie der Praxis gegenübersteht.

Die Frage des Waldschutzes und der Aufforstung ist deshalb in der Türkei so schwierig, weil sie eine Ernte der nächsten Generation ist. Die allgemein wirtschaftlichen Verhältnisse im Zusammenwirken mit der politischen Unsicherheit des eigenen Vermögens, ja der eigenen Person unter Abdul Hamid hatten, psychologisch völlig verständlich, als unmittelbare Folge das Bestreben jedes Einzelnen, für den Augenblick zu sorgen. Es war ein allgemeines „von der Hand in den Mund leben", das der Volkswirtschaft durch die zerstörenden Wirkungen, die dieses Prinzip auf die Wirtschaft des Einzelnen ausübte, große Schäden zufügte.

Wenn nun der Bauer und Gutsbesitzer nicht mehr das Gefühl vollkommener persönlicher Sicherheit hat, wenn er durch Wohlstand sogar verdächtig oder ein Objekt der Aussaugung für räuberische Beamte wird, dann kann niemand von ihm verlangen, daß er für die nächste Generation arbeitet. Dieses wirtschaftliche Vertrauen auf die Zukunft mußte fehlen, wo schon das Vertrauen auf die Gegenwart wankte. Der volkswirtschaftliche Patriotismus — das ist dies zweckbewußte, oft selbstlose Arbeiten für kommende Geschlechter — kann nicht wirksam sein, wenn dem Einzelnen nicht das Bewußtsein des Staatswohlwollens innewohnt.

Hier setzte nun die neue türkische Regierung ein. Es steht zu hoffen, daß es ihr rasch gelingt, das Vertrauen des Volkes dermaßen zu gewinnen, daß der Einzelne weiß: „Je mehr ich schaffe und arbeite, desto mehr verdiene ich. Der Staat freut sich meines Verdienstes und schützt mich." Von dem Augenblick

an arbeitet der Mann für seine Kinder, von dem Augenblick an ist er erst reif, Wald zu besitzen und Forstwirtschaft zu treiben.

Von Türken selbst habe ich oft die Klage über Mangel an Arbeitskräften gehört. Dieser Mangel soll mit schuld sein an der vergleichsweise geringen Entwickelung der Landwirtschaft. Mir scheint, daß der Mangel an Arbeitskräften eher eine Folge mangelnder Entwickelung ist. Wo gut gezahlt wird, sind im Orient sofort Arbeiter zur Stelle. Aber die Kapitalsarmut der ganz im Kleinbetriebe steckenden Bauern, die ja selbst ihre Steuern in Naturerzeugnissen abliefern, verhindert gute Bezahlung. Sobald der landwirtschaftliche Betrieb durch das immer mehr wachsende Vertrauen steigt, ist die Möglichkeit gegeben, aus den Bareinnahmen auch Barausgaben zu machen. Damit ist die erste Bedingung für den Eintritt von Arbeitern in die landwirtschaftlichen Betriebe erfüllt.

Freilich wird eine Zunahme der Bevölkerung auch auf die Lösung dieser Frage von größtem Einfluß sein.

Die Kapitalkraft der anatolischen Landwirte ist eine Frage, die man durch Gründung der Banque agricole im Jahre 1888 lösen wollte. Der Hauptsitz der Bank ist in Konstantinopel, Filialen befinden sich in jeder Wilajethauptstadt. Die Bank, die Darlehen (kurzfristige auf 3 Monate bis 1 Jahr und langfristige auf 1—10 Jahre bei gleichzeitiger Amortisation) nur an Landwirte zahlt, hat schon dadurch Schwierigkeiten, daß sie naturgemäß nur die Güter belehnen kann, deren Zwangsverkauf gesetzlich möglich ist. Das ist, wie unsere Leser wissen, nur der kleinste Teil des Gesamtlandes. Schaefer sagt in seiner schon erwähnten Arbeit, daß die Bank wenig Anklang gefunden habe, wahrscheinlich weil die Bauern vor der Umständlichkeit der Formalitäten zurückgeschreckt seien, auch werde behauptet, daß die Belehnungen nicht entscheidend helfen, weil die Bauern größtenteils in den Händen von Wucherern sich befinden und die Bank aus Ängstlichkeit die Felder nicht hoch genug einschätze.

Relata refero! Die Statistik, die ich bei Schaefer fand und hier anfüge, zeigt einen gewissen Aufschwung bis 1909.

Jahr	Betrag der bewilligten Vorschüsse in türkischen Pfund	Zahl der Bauern, denen Vorschüsse gewährt wurden
1900/01	507 547	78 674
1901/02	551 597	63 946
1902/03	471 568	65 641
1903/04	439 041	70 279
1904/05	748 135	110 729
1905/06	826 863	134 978
1906/07	906 768	99 882
1907/08	1 097 469	255 466
1908/09	1 143 011	278 663

Von 1908/09 an habe ich die Angelegenheit selbst verfolgt und kam zu folgender Zusammenstellung, wobei ich außer den von Schaefer berechneten Vorschüssen gegen Verpfändung von Immobilien noch die gegen solidarische Bürgschaft gegebenen aufgenommen habe. Die Entwickelung der letzten Jahre zeigt folgendes Bild. Die Banque agricole hat an Vorschüssen gezahlt:

Jahrgang	gegen Verpfändung von Immobilien		gegen solidarische Bürgschaft	
	Türk. Pfunde	Bauern	Türk. Pfunde	Bauern
1908/09	1 143 011	278 663	326 288	199 468
1909/10	1 423 981	406 293	572 864	327 175
1910/11	1 062 280	146 672	178 368	72 900
1911/12	1 179 802	64 911	284 318	35 412
1912/13	1 018 707	63 272	102 289	24 398
1913/14[1]	964 290	57 665	158 144	54 653
1914/15	in Bearbeitung			

[1] Hier macht sich der Balkankrieg geltend!

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf die Betriebsmittel und Stoffe der türkischen Landwirtschaft.

Wie schon erwähnt, sind die Bodenverhältnisse sehr günstig. Trotz primitiven Betriebes sind reiche Ernten zu verzeichnen. Wir beschränken uns bei diesen Erörterungen auf Anatolien, was ja vom wirtschaftlichen Standpunkt aus maßgebend ist und bleiben wird. Denn eine Erschließung und Ausbeutung im großen von Mesopotamien wird noch lange Zeit andauern, viel länger jedenfalls, als mit dem Beginn erweiterten und verbesserten Betriebes in Anatolien gewartet werden darf.

Die alten Naumannschen Schätzungen werden heute noch nahezu richtig sein, wonach 80 Prozent der Gesamtoberfläche Anatoliens kulturfähig sind, aber kaum 40 Prozent in bebautem Zustand sich befinden.

Die Bestellung der Äcker erfolgt durch Wintersaat, welche in die Monate September und Oktober fällt, und durch Sommersaat in den Monaten Februar und März. Bestimmte Fruchtfolge oder Düngung ist unbekannt.[1] Meist bleibt der Acker nach der Ernte ein oder zwei Jahre brach liegen. Trotzdem gestalten sich die durchschnittlichen Ernteergebnisse pro Hektar nach Kärger[2]:

Gute Ernte 6600 kg = 20—15 Korn für 1 der Saat.

Durchschnittliche Ernte 2640—3300 kg = 8—10 Korn für 1 der Saat.

Mißernte (in den schlechtesten Jahren) 990—1320 kg = 3—4 Korn für 1 der Saat.

Das sind ganz enorme Ergebnisse.

Meist wird noch mit dem jahrtausendealten anatolischen hölzernen Hackpfluge der Ureinwohner Kleinasiens gepflügt.[3]

[1] Manche düngen alle zehn Jahre. Meist dient der getrocknete Dung als Heizmittel.

[2] „Kleinasien ein deutsches Kolonisationsfeld." Berlin 1892.

[3] Ich habe solche Pflüge am Bosporus selbst in nächster Umgebung von Konstantinopel im Gebrauch gesehen.

Dazwischen sieht man auch alte eiserne Pflugscharen primitiver Art. Moderne Pflüge gibt es in der ganzen Türkei wohl nur wenige Dutzend.

Die Ernte erfolgt im Mai bis August je nach der Höhenlage. Winter- und Sommersaat folgen sich dicht in der Reife. Sicheln dienen zum Schneiden. Gedroschen wird auf dem offenen Dreschplatz mit dem von Büffeln gezogenen unten mit Feuersteinen versehenen Dreschschlitten. Das Häcksel wird im Winde durch Worfeln mit der Schaufel nach Körnern und Streu getrennt.

„Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht zubinden!" Wer möchte sich daran und an Christi Gleichnis von der Worfelschaufel nicht erinnern? Das alles ist heute im Orient, wie es vor 2000 Jahren war.

Merkwürdigerweise sind Windmühlen in Anatolien sehr selten, trotzdem die Verhältnisse für sie günstig liegen würden. Man verwendet aber fast ausschließlich Wassermühlen, für die nun wiederum bei dem großen Wassermangel die Verhältnisse ungünstig sind. Das ganze Mühlenwesen bedarf noch sehr der Hebung. Die Gründung einer großen Mühlenaktiengesellschaft in Konstantinopel, die gute Geschäfte macht, ist wohl als ein Anfang hierzu zu betrachten. Es ist bedauerlich, daß immer noch gemahlenes Getreide in die Türkei eingeführt wird, wo das Land konkurrenzlos billig ungemahlenes Getreide liefern kann und tatsächlich sehr viel an solchem ausführt.

Am meisten wird in der Türkei Weizen gebaut, der hier neben Amerika die vorteilhaftesten Wachstumsbedingungen hat, und Gerste, die im ganzen Orient den Hafer als Pferdefutter ersetzt und auch als Brotfrucht für den Menschen noch eine große Rolle spielt, wenn auch vielleicht nicht mehr in dem Maße wie zu der Zeit der Gerstenbrote des Neuen Testamentes.

Sehr wichtig ist die Kultur von Mais, der ganz erstaunlich hohe Ernteresultate gibt (200—800fach die Saat). Na-

mentlich in Nordkleinasien dient er als Hauptnahrungsmittel der Menschen. Brot aus Mais und Weizen gemischt ist ganz erträglich. Aus Mais soll nach einer Nachricht in Petermanns Mitteilungen, die von Hauptmann Anton stammt, bei den Abghasen am bithynischen Olymp auch ein im Geschmack und Aussehen dem Lichtenhainer ähnliches Bier gebraut werden. Ich hatte selbst keine Gelegenheit, dies Bier kennen zu lernen, was ich in meiner Eigenschaft als Altbayer auch keineswegs bedaure. Schon die Erzeugnisse der großen und berühmten Bomontibrauerei in Konstantinopel riefen in mir außer den durchaus befriedigenden Gefühlen des Aktionärs — nur Sehnsucht nach der Heimat hervor.

Wundervolle Reispflanzungen konnte ich im Gouvernement Adana feststellen. Die Reiskultur geht mit Recht zurück. Sie begünstigt, weil die Felder stets unter Wasser stehen müssen, die Malaria in einer Weise, daß alle ihre Vorteile dadurch weit aufgewogen werden. Reis (namentlich in der Form von Pilaw) ist türkische Lieblingsspeise. Wir haben ihn im Balkankrieg jeden Tag in irgendeiner Form gegessen. Als alttraditionelles Hochzeitsgericht gilt der süße mit Safran gegelbte Pilaw, der so gewissermaßen den Champagner vertritt. Mir ist letzterer lieber.

Die Kartoffel tritt gegen den Reis zurück. Ihr Anbau (seit 1869) ist auch noch sehr jungen Datums.

Ein sehr wichtiges Produkt der Landwirtschaft, den Tabak, wollen wir erst bei Besprechung der Finanzen der Türkei berühren.

Als weitere Narkotika kommen Opium, nach dem eine große Stadt Afiun Kara Hissar (Opiumschwarzburg), an der anatolischen Bahn gelegen, benannt ist, und Haschisch in Betracht. Anschließend hieran läge es nahe, interessante Sensationen über Opiumhöhlen und Haschischträume unseren Lesern zu übermitteln. Da wir aber am Sensationellen persönlich

gar keinen Geschmack haben, wollen wir nur feststellen, daß in der Türkei ziemlich viel Mohn gepflanzt, dagegen verhältnismäßig verschwindend wenig Opium geraucht wird, daß eine Opiumhöhle ein recht trauriges, sehr unsauberes und uninteressantes Lokal ist und daß ein einmaliger persönlicher Versuch des Verfassers so ausging wie die erste Zigarre des Lateinschülers.

Haschisch, dessen Zusammensetzung in Europa wenig bekannt ist, wird meines Wissens in der Türkei gar nicht gepflanzt. Es ist ostindischer Hanf, der schon präpariert eingeführt wird. Sein Verkauf ist verboten. Trotzdem blüht ein geheimer Kleinhandel. Haschisch kann gegessen oder geraucht werden. Ich selbst habe ihn nie gegessen, dagegen einige Male geraucht. Die Wirkungen scheinen individuell verschieden zu sein. Ich empfand zunächst eine gewisse Belebung der Stimmung, wie sie etwa Alkohol erregen mag, allmählich stellte sich eine Berauschung ein, die zu Träumen führte, in denen ich unbeschreiblich schöne Farben sah — nichts als tiefe von diesen Farben erfüllte Räume. Wenn ich Türke wäre, würde ich dazusetzen we djanum memnun kaldi: „und meine Seele war zufrieden".

Der Weinbau hat in der Türkei zu sehr erfreulichen Ergebnissen geführt. Zwar sind die Provinzen, in denen der leichte, schmackhafte Balkanwein gedieh, von dem behauptet wird, er werde in Bordeaux nur mit anderer Etikette versehen, im Balkankrieg verloren gegangen. Andere reiche Weingebiete aber sind bei der Türkei verblieben.

In Erenköy bei Konstantinopel (asiatische Seite) hat ein Deutscher ausgezeichnet gelungene Versuche mit der Pfälzer Rieslingtraube gemacht und bringt Wein auf den Markt, bei denen sich von Rhein und Pfalz, von Saar und Hardt träumen läßt.

Dem Türken liegt der Bau besonders edlen Weines naturgemäß nicht, denn er trinkt keinen Wein. Die Trauben werden

hauptsächlich nur als Beeren verwendet,[1] der Saft wird nur zu Essig und Raky verarbeitet.[2] Dagegen treiben die orientalischen Griechen, die Levantiner und Armenier ausgiebig Weinbau, ebenso wie die christlichen Syrier, die braven württembergischen Bauern und die Juden in Syrien und Palästina.

Kleinasien gilt als Heimat des Weinstockes. Der Wein selbst soll eine semitische Erfindung sein. Tatsächlich findet sich auch edler Wein wildwachsend in Kleinasien. Bis zu einer Höhe von 1800 Meter über dem Meere wird noch Wein gepflanzt, während dies in Frankreich nur bis zu 1200 Meter Höhe möglich ist.

Die Hauptweingegenden der Türkei sind die westanatolische Küste mit dem „Hauptrosinenhafen" Smyrna, dann der Golf von Ismid und der Bosporus, die Gegend westlich und östlich Angora, einige Gebiete im Zentrum von Anatolien in der Gegend von Kaisarié, dann Amasia, Tokat und Trapezunt, das Wilajet Diarbekir und endlich ganz Syrien und Palästina.

Die Türkei ist vielleicht das traubenreichste Land der Welt.

Selbst für die Zunge, die an den edlen Geschmack von Mosel-, Rhein- und Pfälzerweinen gewöhnt ist, sind die Weine im Norden Anatoliens noch gut trinkbar. Die südlichen, namentlich aber die Libanon- und Palästinaweine haben den unausrottbaren medizinalen Beigeschmack, der nicht jedermanns Sache ist. Es sind teils süße, teils herbe und oft sehr schwere Dessertweine. Doch habe ich auch mitten in Palästina von württembergischen Weinbauern gezogene Weine getrunken, die in

[1] Frisch und in Form von Rosinen und Sultaninen. Die Preise, die hiefür gezahlt werden, sind im Vergleich zu den Weinpreisen so hoch, daß der Verkauf der ungekelterten Frucht angestrebt wird und der Weinproduktion Abbruch geschieht.

[2] Rakü ist eine Art Kognak, Weintraubenschnaps. Er wird auch von Türken sehr viel getrunken, die das Weinverbot auf Raky nicht ausdehnen. Sehr schmackhaft ist eine Art Gelee aus dick eingekochtem Weinmost. Die Türken nennen es Pekmés. Der Versuch würde sich auch bei uns empfehlen.

Deutschland mit Begeisterung aufgenommen würden. Ich glaube, daß durch eine rationelle Weinveredelung in der Türkei bei gleichzeitiger starker Herabsetzung der Ausfuhrzölle der französische mittlere rote Bordeaux, namentlich aber der weiße Bordeaux und Burgunder in Deutschland leicht ersetzt werden könnten. Mit einer Reihe von Marken ist das heute schon der Fall. Die italienischen Weine sind ohne weiteres durch türkische zu ersetzen.

Vielleicht ist diese Anregung für die Zukunft nicht ohne Bedeutung. Nur muß die Frage Hand in Hand mit der türkischen Regierung gelöst werden, da ein zu hoher Ausfuhrzoll auch die besten Weine konkurrenzunfähig macht.

Andererseits kann eine Hebung der Produktion nach Güte und Menge, bei gleichzeitiger Erleichterung der Ausfuhr, der Regierung hohe Einnahmen zuführen, die sich von Jahr zu Jahr steigern werden.

Was die übrigen Obstfrüchte anlangt, so reifen die meisten in Deutschland wachsenden Sorten in der Türkei zu rasch, verlieren dadurch an Geschmack, wenngleich sie an Saft und Zucker überreich sind. An Obst ist alles vorhanden, was sich nur denken läßt. Besonders köstlich sind die Feigen Smyrnas, die Orangen Palästinas, die Datteln Arabiens und die Melonen, die überall auf das prächtigste gedeihen. Der Türke ist ein großer Obstesser. Eine Reihe unserer Obstarten hat ihre Heimat in Kleinasien.

Einen besonderen Platz nimmt die Olive ein, die in der Türkei ganz ausgezeichnet gedeiht. Die Ölbereitung liegt fast überall in den Händen von Griechen. Da der einzelne Baum an Früchten zwanzig Kilogramm und darüber trägt und geringer Pflege bedarf, ist seine Kultur von großer Bedeutung. Die Olive wird auch, in Massen eingesalzen oder in Öl gelegt, roh gegessen. Sie ist sehr nahrhaft und bekömmlich. Ich habe tagelang nur von Oliven und Brot gelebt und mich sehr glücklich dabei befunden.

Auch die Gemüse müssen wir noch erwähnen. Jede deutsche Hausfrau würde im Orient in Entzücken geraten, wenn das Leben nur vom Gemüse abhängig wäre. Es gibt alles, aber auch rein alles! Billig, im Inneren unbeschreiblich billig und vorzüglich. Der Türke nährt sich fast ausschließlich von Gemüsen, ist daher auf deren sorgfältige Kultur sehr bedacht. Da im Orient nicht die Frau den Einkauf der Lebensmittel besorgt, sondern der Mann, sieht der daran nicht gewöhnte Europäer mit belustigter Verwunderung, wie selbst der Beamte und Offizier auf dem Gemüsemarkt mit Kennerblick aussucht und gewaltig feilschend erhandelt, was in seiner Küche dann bereitet wird, und es auch oft selbst, schwer beladen, nach Hause trägt! Andere Länder, andere Sitten!

Soll ich unseren Hausfrauen noch verraten, daß man am Bosporus Riesenhummern für 2 Mark, gewöhnliche Fische das Kilogramm für 20 Pfennige, einen Truthahn schönster Art für 3 Mark und im Inneren des Landes ein Huhn für 50 Pfennige, eine Gans für 1 Mark 50, einen Korb voll Gemüse für 20 Pfennige kaufen kann! Und trotzdem ist das Leben für den Fremden am Bosporus sehr teuer. Wer die Sprache des Landes nicht spricht, zahlt 100—200 Prozent mehr als der Einheimische. Man darf aber nicht den Türken dafür verantwortlich machen. Es sind in erster Linie Griechen, Levantiner, Armenier und Juden, die vom Aussaugen des Fremden leben. Sobald man aus der internationalen Luft des Bosporus in das Innere Anatoliens kommt, wird alles anders. Wer nur Konstantinopel kennt, kennt die Türkei nicht.

Noch einige Worte über die treuen Gehilfen menschlicher Landarbeit, über die Tiere.

Der Muhammedaner steht dem Tier im großen und ganzen fremder gegenüber als wir. Obgleich er es vermeidet, ein Tier zwecklos zu töten — ich habe Leute gesehen, die die Wanzen, die sie auf ihrem Lager fanden, sorgfältig zum Fenster

hinauswarfen —, so fehlt ihm doch das rechte Mitgefühl für die Leiden der Kreatur. Dieses Gefühl ist wohl nur in der germanischen Rasse stark ausgeprägt, schon der Romane kennt es kaum.

Die peinlich sorgfältige Pflege des Pferdes zum Beispiel ist in der Türkei unbekannt. Die Pferde sind allerdings auch von einer Widerstandsfähigkeit und Leistungsfähigkeit, die uns märchenhaft erscheint. Das Pferd ist das älteste und edelste Haustier des Türken. Das Pferd erst gab den wandernden Nomadenschwärmen den Schrecken ihrer Schnelligkeit, die taktische Überlegenheit über den zu Fuß kämpfenden seßhaften Bauern, dessen Dörfer und Äcker die berittenen Scharen überschwemmten. Auch der Koran erkennt die Bedeutung des Pferdes in militärischer Hinsicht und empfiehlt die Liebe zu diesem Tier.

Bekannt sind die für die Auffassung der Araber in der Tat bezeichnenden Verse unseres deutschen Dichters Friedrich Bodenstedt, der sie seinem Alterego Mirza-Schaffy in den Mund legt:

„Das Paradies der Erde
Liegt auf dem Rücken der Pferde,
In der Gesundheit des Leibes
Und am Herzen des Weibes."

Die Türken haben im Laufe der Jahrhunderte mit dem Vergessen alten Nomadentums auch ihre Eigenschaft als Reitervolk verloren. Beim Araber, der ja heute noch zu großen Teilen seines Volkes Nomade ist, ist diese Eigenschaft noch ziemlich ausgeprägt.

Im großen können wir vier Rassen von Pferden unterscheiden. Das anatolische Pferd, klein, unscheinbar, häßlich, mit zu großem Kopf, langsam, aber unermüdlich und jeder Schwierigkeit des Geländes gewachsen. Es wird als Packpferd mit unsagbaren Lasten beladen, dient als Transportmittel auch

für Menschen, denen jede Kunst des Reitens abgeht. Es ist meist temperamentlos, braucht sehr wenig Futter und trägt und läuft, bis es tot zusammenbricht. Als leichtes Arbeitspferd ist es unübertrefflich. Sein Gegenstück ist das arabische Vollblutpferd. Schön, edel im Gerüst, kokett, von zartesten Formen, ausnehmend flüchtig, bildet es das Vollendetste für den passionierten Reiter, was zu denken ist. Der arabische Hengst[1] hat aber häufig eine böse Eigenschaft: er schlägt mit den Vorderfüßen, und zwar nicht wahllos, sondern gezielt, und beißt. Durch liebevolle Behandlung kann man ihm dies Gebaren abgewöhnen.[2]

Auch das arabische Vollblutpferd ist, vollends im Vergleich mit einem kitzlichen, kurzrückigen Ungarn oder einem scheuen, langhalsigen Ostpreußen, nicht schwierig zu reiten. Ich hatte sehr viel Gelegenheit, lange und rasche Ritte auf arabischen Vollblütern zu machen, und kann nur sagen, es waren reiterlich die schönsten Stunden, die ich erlebte. In schwierigem Berggelände, namentlich in der Richtung zu Tal ist das arabische Pferd ängstlich und nicht so sicher wie das anatolische.

Eine Zwischenrasse, das arabisch-anatolische Pferd, ist als Gebrauchspferd zum Reiten wohl das ideale Tier. Ich erwähne das hier mit einer gewissen Absicht. Ich glaube, daß die Türkei zu einem ergiebigen Pferdeland werden könnte, wenn man anfinge, die Pferdezucht und namentlich die des arabisch-anatolischen Pferdes rationell und im größten Stil zu treiben, und glaube ferner, daß diese Pferdeart auch in Deutschland Fuß fassen könnte. Sie vereinigt die Vorzüge der beiden reinen Rassen,[3] ohne ihre Nachteile aufzuweisen.

[1] Es werden meist Hengste, weniger Stuten geritten. Ich habe nie einen Wallachen gesehen.

[2] Persönliche Erfahrungen mit meinen Pferden bestätigen diese Behauptung.

[3] Der Begriff „reine Rasse" darf hier nicht im strengen hippologischen Sinn aufgefaßt werden. Das von mir arabisch-anatolisch genannte Pferd hat

Es ist auch möglich, diese Halbblutpferde ziemlich groß zu ziehen. Der Preis ist lächerlich billig. Ein gutes Reitpferd ist für 400—600, ein hervorragendes Tier für 900—1000 Mark zu haben.[1] Das ist ein Viertel bis ein Drittel der bei uns geltenden Preise.

Die vierte Rasse sind die tscherkessischen Pferde, hager und mager, oft sehr klein, mit kleinem Kopf, in ihren schönsten Exemplaren im Habitus dem englischen Vollblut etwas ähnelnd. Ihre Leistung ist vortrefflich, doch ziehe ich in der Ebene das arabische Vollblut, im Gebirge das arabisch-anatolische Mischblut vor.

Außer diesen Arten gibt es noch Mischungen von Ungarn mit Anatoliern und Arabern. Ich habe stets gefunden, daß das ungarische Pferd im Orient im Gebirge und in heißester Jahreszeit ebenso versagt, wie es in Deutschland ein herrliches Gebrauchspferd abgibt.

Das Pferd wird im Orient als Reit-, Pack- und leichtes Wagenpferd benützt. Vor dem Pflug und in schwerem Zug habe ich nie Pferde, sondern nur Ochsen und hauptsächlich Büffel gesehen.

Ochsen und Kühe sind in Anatolien auffallend klein. Stärker sind die schwarzhäutigen, spärlich behaarten Büffel, die in einem tierquälerischen, höchst unpraktischen Joch vor dem sehr schweren, zweiräderigen Lastwagen gehen oder den Pflug ziehen.

Die Milch von Kühen und Büffelkühen wird in der Hauptsache zu Käse und Yoghurt[2] verarbeitet. Yoghurt wird auch

auch persisches Blut in sich und das „reine anatolische Pferd" ist in den meisten Fällen wohl auch ein Halbblut, aus dem die edlere arabische Rasse fast ganz verschwunden ist.

[1] Gute Pferde für Touren und Reisen kann man für 200—300 Mark kaufen. Vollkommen reine hochedle arabische Zuchtstuten erzielen märchenhaft hohe Preise.

[2] Man hört bei uns so häufig eine ganz falsche Aussprache dieses Wortes, so z. B. Jauert, oder Jogurt. Der Konsonant in der Mitte des Wortes

aus Schafsmilch oder aus einer Mischung von Schaf- und Kuhmilch bereitet. Die Gärung der gekochten Milch wird hiebei durch einen besonderen Bazillus hervorgerufen. Yoghurt wird in der Türkei — wie in Bulgarien — in allen möglichen Formen gegessen und als Zutat zur Bereitung verschiedener Speisen verwendet. Ein erquickendes Getränk — Airan — wird dadurch hergestellt, daß man etwa 2—3 Eßlöffel Yoghurt in einem Glas Wasser (etwa 1/4 l) verquirlt, bis das Wasser Milchfarbe erhält und keine Yoghurtrückstände mehr zeigt. Bei allen Darmkrankheiten (namentlich auch bei Amöbenruhr und Typhus) wird Yoghurt mit Erfolg als Heilmittel genossen. Bekanntlich wird die Langlebigkeit der Bulgaren ihrem ständigen und reichlichen Yoghurtgenuß zugeschrieben. Wie weit diese Behauptung richtig ist, mag dahingestellt sein, jedenfalls steht fest, daß der echte Yoghurt verdauungsregelnde Wirkung hat und sein Bazillus ein Feind verschiedener im menschlichen Darm sich zum Schaden des Gesamtorganismus ansiedelnden anaëroben Mikroorganismen ist.

Das geplagteste Tier des Orients ist ohne Zweifel der Esel. Nur „ein Esel" kann sich so ausnützen lassen. Für 20 Mark schon kann man sich solch ein Grautier kaufen, das viel kräftiger und fideler ist als unsere Esel. Gefüttert wird der Esel überhaupt nicht. Man läßt ihn bei der Rast und in der Nacht das fressen, was er in nächster Umgebung findet. Er dient als Last- und Reittier. Sehr häufig als beides zusammen, insofern als sein fauler Besitzer sich noch auf die Gepäckballen oben hinaufsetzt. Eine besondere Ehrenstellung wird dem Esel zuteil als Leittier für die im Gänsemarsch ziehenden Kamelkarawanen. Ohne das voraustrippelnde Eselchen verliert das hochmütigste Kamel sein seelisches Gleich-

ist ein R-Laut, der aber zwischen g und r liegt und ganz hinten im Gaumen ausgesprochen wird. Wer das nicht sprechen kann, kommt der richtigen Aussprache am nächsten, wenn er den Buchstaben ausläßt und Jo—urt sagt.

gewicht und geht nicht. Und wenn ein Kamel nicht will, dann kämpfen auch Götter vergebens. Es kommt ja auch im Menschenleben vor, daß die Kamele am liebsten dem Esel nachtraben.

Das Kamel ist der Schwergewichtsträger unter den orientalischen Tieren. Persönlich ungemein häßlich, den Eindruck vornehmer Blasiertheit und erfreulicher Dummheit machend, dabei durchaus bösartig und im Biß höchst gefährlich, eigensinnig und mürrisch, aber von beispielloser Genügsamkeit und Leistungsfähigkeit: das ist in kurzem das Nationale dieses eigentümlichen Tieres.

Schon in Anatolien und Armenien findet man zahlreiche Kamele als Lasttiere, je weiter man südlich kommt, desto ausschließlicher übernimmt das Kamel jeglichen Transportdienst. In Syrien und Arabien dient es auch als Reittier. Moltke hat in seinen Briefen aus der Türkei eine lebendige Schilderung von dem vielfachen Nutzen gegeben, den namentlich die Araber aus dem Kamele ziehen. Er sagt:

„Dieses Tier, welches eine Last von 5—600 Pfund trägt, schafft all ihr Eigentum, ihre Frauen, Kinder und Greise, ihr Zelt, ihre Lebensmittel und Wasser von einem Ort zum andern. Es macht sechs, acht, selbst zehn Tagemärsche, ohne zu trinken, ja ein fünfter Magen bewahrt seinem Herrn sogar einen Trunk für den äußersten Fall der Not; sein Haar dient zur Bekleidung und zu den Zelten; der Urin des Tieres liefert Salz, der Mist dient als Feuerung und erzeugt in Höhlen den Salpeter, aus welchem die Araber ihr Schießpulver selbst verfertigen. (NB. Moltke schrieb das in den dreißiger Jahren.) Die Milch des Kamels ernährt nicht nur die Kinder, sondern auch die Füllen,[1] welche danach mager, aber kräftig wie unsere

[1] Wenn eine Kamelstute wirft, hält die Karawane zu verhältnismäßig kurzer Rast. Während des Weitermarsches trägt der dewedji (Kameltreiber) ein paar Stunden lang das Neugeborene. Dann stellt er es auf den Boden und es läuft sofort munter neben der Mutter her.

trainierten Pferde werden; das Fleisch ist schmackhaft und gesund, das Fell und selbst die Knochen des Kamels werden benutzt. Das elendeste Futter, dürres Gras, Disteln und Gestrüpp genügen diesem geduldigen, starken, wehrlosen[1] und nützlichsten aller Tiere."

Das Kamel ist das einzige unbedingt verlässige Transportmittel in der Wüste, die westanatolischen Kamele steigen jedoch auch die schwierigsten Saumpfade. Während das Kamel in Arabien in Gluthitze seinen Dienst verrichtet, erträgt es in Anatolien im Winter 20—25 Grad unter Null. Im Durchschnitt ist es für 300—600 Mark zu kaufen.

Es erübrigt noch die beiden Tiere zu erwähnen, die in der türkischen Landwirtschaft als Milch-, Wolle- und Fleischspender die größte Rolle spielen: Schaf und Ziege.

Das Fleisch der Schafe, die in der Gattung der Fettschwanzschafe alte Berühmtheit haben, bildet die fast einzige Fleischnahrung des Türken. Die Wolle ist besonders fein und als türkischer Ausfuhrartikel sehr geschätzt. Sie bildet auch das Rohmaterial für die türkische Teppichindustrie. Die Ziege wird wegen ihrer Milch, hauptsächlich aber wegen ihrer zu allen möglichen Stoffen verwendbaren Haare gehalten. Schaf- und Ziegenhaut endlich geben feines und vielgesuchtes Leder.

Eine besondere Abart der Ziege ist die Angoraziege, die etwa von der anatolischen Bahn östlich bis tief in das Wilajet Wan hinein gehalten wird. Im Jahre 1894 soll es im Wilajet Angora über eine Million Angoraziegen gegeben haben. Das Tier hat dadurch eine europäische Berühmtheit, daß seine Haare, die bis 30 Zentimeter lang werden, in Form von Allongeperücken Hohlköpfe und Denker des siebzehnten und

[1] Hier kann ich Moltke nicht recht geben. Dem Menschen gegenüber ist das Kamel gewiß nicht wehrlos. Ich habe selbst wiederholt Unglücksfälle erlebt, die durch Kamelbiß entstanden waren.

achtzehnten Jahrhunderts bedeckten. Kamelwolle und Filze, Webereien und ganze Felle bilden einen bedeutenden Handelsartikel. Immer mehr aber verwandelt sich die früher blühende Industrie in einen Handel mit den Roh- oder Halbprodukten um. Die europäische Maschine wirkt „Handarbeit vernichtend" bis in die finstersten Teile Anatoliens. Der Wert der Rohprodukte bleibt natürlich bestehen und damit der Wert, den Schaf und Ziege für die türkische Landwirtschaft und den Ausfuhrhandel haben.

Über den Schaden, den andererseits unbeschränkte Kleinviehherdenwirtschaft, namentlich der Aufforstung, bereitet, haben wir schon berichtet.

Wir mußten unsern Leser wie im Fluge durch die hauptsächlichsten Gebiete der Landwirtschaft führen und vieles, was nicht ohne Interesse ist, mußte ungesagt bleiben. Wenn wir den Gesamteindruck zusammenfassen, so kommen wir zur Ansicht, daß ein Aufschwung türkischer Landwirtschaft im großen sehr wohl möglich ist. Wir erwarten von ihm neben anderen dem türkischen Staatswesen sehr förderlichen Wirkungen auch eine ganz besondere Kräftigung der Staatsfinanzen. Doch ist eben für den Aufschwung der Landwirtschaft zum Großbetrieb hinwiederum in erster Linie Geld nötig.

Um unseren Lesern auch hier eine bescheidene Einführung in das Verständnis zu geben, müssen wir uns nun etwas mit den finanziellen Fragen der Türkei beschäftigen.

4. Türkische Finanzfragen

Die jungtürkische Regierung gleicht einem energischen, ehrgeizigen und geschickten Kaufmann, der ein altes Geschäft übernommen hat und die Wahrnehmung machen mußte, daß schon lange keine Bücher mehr geführt wurden und daß der Kredit, der dem alten Kaufhause gewährt wurde, schon längst überspannt war. Die Passiva übersteigen die Aktiva, die Einkäufe für das „Lager" waren ständig beträchtlich und leider beträchtlicher als die Verkäufe aus dem „Laden".

Aber gleichzeitig mit diesen betrübenden Wahrnehmungen bemerkte der junge Kaufmann auch Wege zur Sanierung, die er mit Optimismus und Energie beschritt. Die Lösung liegt in der Entwickelung, die das Kaufhaus in den Jahren nach dem Weltkrieg nehmen soll. Der Weltkrieg hat bei aller erneuten Anspannung finanzieller Kraft des Hauses für den jungen Kaufmann den großen Vorteil gehabt, daß er ihm die Augen öffnete für das erwürgende Verfahren seiner englischen und französischen Geschäftsfreunde und ihn zur ausschließlichen Verbindung mit seinen deutschen und österreichischen Freunden führte, deren Handelshäuser nicht am türkischen Ruin, sondern am türkischen finanziellen Aufschwung interessiert sind, mithin ihm gerne die Hand reichen auf dem Wege nach oben.

Soweit das Gleichnis, das ausnahmsweise wenig hinkt.

Betrachten wir zuerst, wie alles so gekommen ist. Aus dem „Werden" verstehen wir auch hier am besten das „Sein".

Etwa bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gelang es der Türkei, das budgetäre Gleichgewicht zu halten. Allerdings nicht ohne gefährliche Kunststücke, unter die die Verschlechterung des Münzmaterials und reichliche Verwendung von Papier als Geld gehörten. Das Gleichgewicht war also schon damals kein gesundes, natürliches, sondern ein Kunst-

produkt, das irgendwelchen Anstößen nicht mehr gewachsen war. Und solche Anstöße blieben nicht aus. Es kam der Krimkrieg 1853, der in seiner mehrjährigen Dauer die Türkei zu einer ersten Anleihe von 75 Millionen Francs bei England zwang (1854). In den nächsten zwanzig Jahren folgten Anleihen über Anleihen, die die Summe von 180 Millionen englischen Pfund überstiegen.

Nun wären die Anleihen an sich nichts Bedenkliches gewesen, wenn sie dazu gedient hätten, die Leistungsfähigkeit des Landes zu heben, wenn sie sich in produktive Arbeit umgesetzt hätten, ein schaffendes Betriebskapital geworden wären. Das war aber nicht der Fall.

Ein diplomatischer Bericht der damaligen Zeit sagt wörtlich: „Mit der Landwirtschaft, im Handel, in der Industrie, mit allem geht es in der Türkei abwärts. Die Völker scheinen das Bedürfnis und die Fähigkeit zu produzieren verloren zu haben; sie haben ihre elende Lage erkannt und diese Erkenntnis ist nicht dazu angetan, sie aus ihrer Lethargie aufzurütteln und zu einer Kraftentfaltung anzuspornen."

In dem Maße, in dem die leihenden Völker die unproduktive Vergeudung ihres Geldes in der Türkei erkannten, stiegen die Zinsen, die sie verlangten, sanken die Emissionspreise der Anleihen. Schließlich standen die Anleihen auf 60 Prozent bei einem Zinsfuß bis zu 9 Prozent. Darin lag ein sichtbares Zeichen des Risikos, das der Käufer solcher Anleihe auf sich nahm.

Nur eine planmäßige Steigerung der ordentlichen Einnahmen der türkischen Regierung hätte das Unheil, das sich in solch enormen Rentabilitätsquoten ankündigte, vermeiden lassen können.

Die Regierung arbeitete statt dessen in dem Blendwerk außerordentlicher Einnahmen in direkter Richtung auf den Ruin zu, der sich denn auch am 6. Oktober 1875 im Staatsbankrott äußerte. Im März 1876 wurden alle Zahlungen

eingestellt. Es gibt nun Leute,[1] die meinen, daß diese Zahlungseinstellung, die in erster Linie England schädigte, vom rein finanziellen Standpunkt aus noch nicht nötig gewesen wäre, sondern mehr einen Akt politischer Freundlichkeit gegen Rußland darstellte, das damit einen Schlag gegen England führen wollte. Ich bin ganz der gegenteiligen Ansicht, die auch Schaefer vertritt, daß nämlich hier der Not gehorcht wurde und nicht irgendwelchen politischen Trieben.

Man muß sich nun recht lebhaft vorstellen, was es bedeutete, als ein Jahr nach dem Bankrott, zu einer Zeit also, in der alle Kapitalmächte Europas der Türkei die Türe wiesen, der russisch-türkische Krieg ausbrach, als die Notwendigkeit entstand, des alten Gesetzes, daß zur Kriegführung Geld und Geld und nochmal Geld gehöre, zu spotten und Krieg zu führen gegen einen Stärkeren, ohne Geld und ohne jeden Kredit.

Dazu kam, daß der Krieg unglücklich ausging. Die Ottomanbank hatte allerdings, mit einer Bankiergruppe vereint, der Regierung noch kurz vor dem Fall Plewnas 5½ Millionen türkische Pfund vorgestreckt und damit die finanzielle Lage aus einem Zustand vollkommener Trostlosigkeit gerettet, aber das war doch schließlich nur eine Pille für einen ganz leeren und beispiellos hungrigen Magen.

In der höchsten Not regelte endlich der Berliner Kongreß auch die sehr unerquickliche Frage der türkischen Staatsschuld. Erst im Jahre 1881 wurden die Anregungen und Vorschläge, Vereinbarungen und Zugeständnisse zu fester Form gefügt, als am 20. Dezember durch ein Dekret (das berühmte Moharremdekret) die „Administration de la Dette Publique Ottomane", eine Art Staatsschuldentilgungsanstalt, unter europäischer Kontrolle errichtet wurde. Die „Dette publique", wie sie heute

[1] So Ular-Insabato in ihrem Buch „Der erlöschende Halbmond. Türkische Enthüllungen." 1909.

allgemein genannt wird, übernahm die Tilgung von drei Vierteln aller bisherigen Anleihen. Zu diesem Zweck trat ihr die Regierung alle Einkünfte ab aus dem Salzmonopol, der Stempelsteuer, der Alkohollizenzsteuer, den Fischereigebühren und dem Seidenzehnten.

Die Aufgabe der „Dette publique" war riesig, sie stand einer Schuldenmasse von über 219 Millionen türkischen Pfund gegenüber. Sie ging und geht heute noch mit Energie an die Lösung ihrer schwierigen und für die Türkei so überaus segensreichen Aufgabe.

Schaefer macht auf eine Erscheinung aufmerksam, die großes Interesse verdient. Die „Dette publique" zahlt nämlich an die Regierung ihre Überschüsse, die einerseits von dem Erträgnis der reservierten Steuern, andererseits vom „Tempo" der Schuldentilgung abhängen, zurück. Diese Überschüsse bilden eine wichtige Einnahme der Regierung. Nun sagt Schaefer, es bestehe noch zu wenig organische Zusammenarbeit zwischen Regierung und Dette publique. Letztere wolle die Schulden zu rasch tilgen, könne daher der Regierung zu wenig Überschüsse geben, schaffe damit bei der Regierung künstlich ein Defizit und zwinge sie, dieses durch neue Anleihen zu decken. Diese Anleihen können bei der allgemeinen Lage nur hochprozentig und dabei noch weit unter pari untergebracht werden. Dadurch entstehen größere Zinsverluste als bei langsamerem Tempo der Schuldentilgung.

Ich glaube, daß an dieser Gebarung weniger eine irrtümliche finanzielle Überlegung türkischer Regierungskreise als ein politischer Druck Englands und Frankreichs schuld war, die an rascher Tilgung bei gleichzeitigen billig zu kaufenden und hochrentabeln neuen Anleihen ein gutes Geschäft machten.

Ich gestehe, daß diese Ansicht von mir mehr auf Glauben als auf Wissen beruht. Den historischen Beweis kann ich noch nicht bringen. Er wird sich wohl erst schaffen lassen, wenn die

türkischen Archive freier Forschung geöffnet werden, was bis auf weiteres nicht zu erwarten ist.

Die Gründe für die türkische Finanznot lagen im autokratischen System, in der maßlosen Verschwendung des Hofes, in der Unehrlichkeit eines bis in das Mark verderbten Beamtentums, in der übergroßen Zahl der Beamten und in der mangelnden Erkenntnis, daß von Grund aus zu reformieren sei. Solche Erkenntnis ist bei den Menschen nicht möglich, die kraft solcher Erkenntnis in erster Linie sich selbst entfernen müßten. Nicht am wenigsten zehrten die zahlreichen Kriege, Revolten und Unruhen an der finanziellen Kraft des Staates.

Und trotzdem ist es ein Glück und beweist das hohe Talent der Regierung, daß schon 1911/12 das aufgestellte Budget ein Militärbudget war. Abdul Hamid kannte keine Budgets.

Man machte es der neuen Regierung teilweise zum Vorwurf, daß sie „unproduktive" Budgets aufstelle. 1911/12 betrug der Wehrmachtposten 37,5 Prozent. Der Wehrmachtposten im Budget ist, finanziell wenigstens, gewiß unproduktiv, kulturell hat er bei der erzieherischen Wirkung der Armee schon stark produktive Elemente. Jedenfalls aber ist er einfach notwendig und wirkt wie eine riesige, an und für sich noch unproduktivere Versicherungsprämie.

Es handelte sich vor und nach dem Balkankrieg um die politische Existenz der Türkei. Was würde der Türkei heute ein produktives Budget mit herrlichsten Erfolgen in Landwirtschaft, Industrie und Handel helfen, wenn ihr Heer nicht in der Lage wäre, die Dardanellen zu halten! Die Entwickelung des Landes würde dem militärischen Sieger zugute kommen.

Wenn nach dem Weltkriege ein Zustand geschaffen ist, der längeres Beharren verspricht, dann können produktive Budgets aufgestellt werden, aber auch nur in dem Grade,

daß die Leistungsfähigkeit der Armee erhalten bleibt und nicht zurückgeht.

Der Verlust der europäischen Provinzen hat der Türkei finanziell nur genützt. Anatolien zahlte bisher die ständigen Defizits der europäischen Wilajets, die ganz unrentabel waren.

Das Wichtigste ist, die Einnahmen des Staates zu steigern, ohne durch erhöhten Steuerdruck die Entwickelung von Landwirtschaft, Industrie und Handel zu hemmen. Die Einnahmen stiegen von 2453604 Tausend Piastern (1907/08) auf 3166385 Tausend Piaster (1911/12), also um 26,9 Prozent, die Staatsschuld von 103 Millionen auf 142 Millionen türkische Pfund, also um 38,4 Prozent.

Wichtige und drückende Ausgaben sind geringer geworden. Namentlich die Kilometergarantien, die die Regierung den Bahngesellschaften zugebilligt hat, sind durch gute Geschäfte der Bahn in den letzten Jahren beträchtlich herabgegangen. Die Kilometergarantien betrugen:

1905 722264 Pfund, 1911 420241 Pfund.

Die weitere Entwickelung nach 1911, deren Übersicht mir freundlich zur Verfügung gestellt wurde, ergibt folgendes interessante Bild. An Kilometergeldern wurden gezahlt von der Regierung

Linie	1911 Franken	1912 Franken	1913 Franken	1914 Franken
Haidar Pascha—Angora .	—	—	—	—
Eski Schehir—Konia . .	1045301.95	—	274500.08	—
Jonction Salon.-Kosp. .	3226906.97	2946100.17	6474827.07	Generalversammlung nicht stattgefunden. Bilanzen usw. nicht veröffentlicht.
Cassaba (Ancien rés.) .	—	—	—	
Cassaba (Prolongem.) .	2907661.90	3078227.03	3180985.20	
Rajak—Hama—Alleppo .	1829852.39	1388565.35	1173237.66	
Bagdad-Gesellschaft . .	238166.59	—	416295.17	—

An Einnahmen hatte die Regierung durch ihren vertragsmäßigen Gewinnteil an den den Betrag der garantierten Summe überschießenden Einnahmen:

Linie	1911 Franken	1912 Franken	1913 Franken	1914 Franken
Haidar Pascha—Angora .	325 467.17	902 958.65	820 561.08	3 688 090.09
Eski Schehir—Konia . .	—	392 516.24	—	1 425 216.12
Cassaba (Ancien rés.) .	207 539.86	318 579.51	879 253.58	) Bilanz nicht (veröffentlicht.
Bagdad-Gesellschaft . .	—	278 785.25	—	2 939 983.00
Summa .	533 007.03	1 892 940.65	1 699 814.66	—

In dieser Abnahme der Kilometergarantiezahlungen und Zunahme der Gewinne liegt ein Beweis für die Zunahme der landwirtschaftlichen Produktion, ein sehr erfreuliches Zeichen.

Dafür, daß die Bahnen der Türkei trotz immer noch hoher direkter Kosten mittelbar einen riesigen Gewinn jetzt schon bringen, mag als Beweis die Feststellung dienen, daß die Garantiegelder für die anatolische Bahn in den Jahren 1901 bis 1905 1217000 Franken betrugen, daß sich aber in den von der Bahn durchzogenen Gebieten der Zehentbetrag (Maßstab für Anbau und Verdienst der Bevölkerung) von 3930000 Franken auf 6730000 Franken gehoben hat.

Ein schönes Beispiel, man möchte sagen ein Schulbeispiel, für die volkswirtschaftliche Bedeutung der Erschließung eines fruchtbaren, aber verkehrsmittelarmen Landes durch die Bahn.

Ein weiterer Beweis für die Möglichkeit der Hebung der Landwirtschaft liegt in dem stets sich steigernden Reingewinn der anatolischen Bahn, die ja ihre Einnahmen in erster Linie aus den Getreidetransporten zieht. Wir geben im folgenden eine uns freundlich zur Verfügung gestellte Übersicht:

Reingewinn der Anatolischen Eisenbahngesellschaft:

1908 . . .	128554.90	türkische Pfund,
1909 . . .	136172.08	„
1910 . . .	148824.96	„
1911 . . .	178102.11	„
1912 . . .	203751.93	„
1913 . . .	218655.78	„
1914 . . .	227475.35	„

Die finanzielle Weiterentwickelung der Türkei ist sehr von ihrer äußeren Politik abhängig. Diese Verhältnisse sind heute noch nicht zu besprechen. Sie ist aber ebenso abhängig von der Entwickelung der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie.

Wir haben schon festgestellt, daß die Türkei ein nahezu ausschließlich ackerbautreibendes Land ist. Die natürliche Forderung der finanziellen Entwickelung ist die nach Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion zu dreifachem Zweck:

1. um möglichst alle landwirtschaftlichen Produkte selbst zu erzeugen und nicht genötigt zu sein, sie einzuführen;

2. um an bestimmten Produkten bedeutend mehr zu haben, als man selbst braucht und diese bei möglichst geringen Spesen weltmarktkonkurrenzfähig auszuführen;

3. um durch 1. und 2. den Volkswohlstand und damit die Steuerkraft des Landes zu heben.

Damit ergibt sich von selbst eine Erhöhung des Handels und größerer Ertrag der Zölle.

5. Handel und Zölle

Die türkische Handelsbilanz zeigt seit Jahrzehnten einen Ausschlag nach Geldausgabe hin, das heißt die Einfuhr ist beträchtlich höher als die Ausfuhr. Folgende Tabelle kann das erläutern. Es betrug, in Millionen Regierungspiastern berechnet (für oberflächliche Berechnung genügt die Gleichung 100 Piaster = 1 Türkisches Pfund):

In Millionen Piastern:

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Handelsbilanz
1884/85	2063,8	1279,9	— 783,9
1894/95	2407,6	1375,4	— 1032,2
1905/06	3136,6	1967,2	— 1169,4

In den letzten Jahren nach türkischen Pund berechnet:

1909/10	34866000	21794000	— 13072000
1910/11	41604000	24792000	— 16852000
1911/12	43930000	30702000	— 13228000

Der Gesamthandel ist gestiegen. Auch die Ausfuhr weist eine erfreuliche Steigerung auf, aber in ihrem Verhältnis zur Einfuhr wächst sie noch nicht lebhaft genug. Darum hat die Steigerung des Gesamthandels noch keine Stärkung der Finanzen gebracht. Die Gründe für die ungenügende Ausfuhr liegen darin, daß die Produktionskraft der Landwirtschaft noch zu gering war und die unzureichenden Verkehrsmittel selbst das Produzierte nicht ausgiebig genug dem Ausfuhrhandel heran-transportieren konnten.

Die Ausfuhr selbst kostet der Türkei dadurch so viel mehr als anderen Ländern, daß die Türkei die Frachten dem Ausland zahlen muß, weil sie selbst fast keine Frachtdampfer für große Fahrt besitzt. Türkische Schiffahrt beschränkt sich fast ausschließlich auf Segelschiffahrt an der Küste. Kein anderer Staat Europas weist in den letzten Jahren eine derartige

Zunahme der Segelschiffe auf wie die Türkei, die an solchen über 50 Tonnen besaß: 1874/75 277, 1899/00 aber 1380 (!!), wogegen ihre Dampfer (über 100 Tonnen) in diesem Zeitraum nur von 29 auf 79 gestiegen sind.

Als Grund für diese dem Außenhandel wenig günstige Entwickelung muß die politische Unsicherheit der äußeren Lage bei ohnmächtiger Kriegsflotte und der uns schon bekannte Mangel an Unternehmungslust unter der Herrschaft Abdul Hamids bezeichnet werden. Diese Dinge werden sich ändern, wenn die außerpolitischen Verhältnisse der Türkei nach dem Weltkrieg in gesicherte und sichere Bahnen geraten, wie das zu erwarten steht.

Merkwürdige Verhältnisse weist das türkische Zollwesen auf. Bei seiner Betrachtung dürfen wir nicht außer acht lassen, daß ein Staat, der wie die Türkei so lange in finanzieller Abhängigkeit von England und Frankreich lebte, in seiner Zollgesetzgebung nicht mehr souverän verfahren konnte. Sie wurde der Türkei einfach diktiert.

Bis 1907 war ein allgemeiner Wertzoll von 8 % vorhanden, der mit Zustimmung der Mächte im Jahre 1907 auf 11 %, nach Kündigung der Kapitulationen von der Türkei aus eigener Machtvollkommenheit auf 15 % erhöht wurde. Nach einer Zeitungsnotiz wurden Anfangs Juni 1915 die Einfuhrzölle für die Dauer des Krieges auf 30 % erhöht, wobei bei Waren, für welche es die Militärverwaltung als notwendig bezeichnet, die Hälfte des Zolles in natura erhoben werden soll. Also eine Art Kriegsrequisitionszoll! —

Mit dieser Art von Einheitszöllen wird die Türkei nicht lange auskommen, wenn sie eine gesunde Handelspolitik treiben will. Überlegen wir uns kurz, welche Wünsche und Notwendigkeiten bestehen. Die Landwirtschaft in der Türkei ist fast ausschließlich interessiert an leichten Ausfuhrbedingungen, Einfuhr hat sie nicht zu fürchten, weil sie die eingeführten

Produkte stets unterbieten kann; sie vertritt das freihändlerische Prinzip. Die Industrie der Türkei hat das größte Interesse an billiger Einfuhr von Rohstoffen, die sie im Lande nicht findet, feindet aber die Einfuhr von solchen Fertigprodukten an, die ihr Konkurrenz machen. Sie ist in letzterer Hinsicht für den Schutzzoll.

Aus all dem geht hervor, daß ein roher Einheitszoll keinem Freude macht und keinem Nutzen bringt. Die Türkei muß in der Zukunft zu spezifizierten Zöllen kommen.

Ein Gedanke ist hier noch anzufügen. Es gibt Leute in der Türkei, die von einem hohen Schutzzoll auf Fertigprodukte, die es in der Türkei noch nicht gibt, die Entstehung entsprechender Industrien erwarten.

Ich konnte hier nur meinen Laienstandpunkt ins Feld führen, der sich aber, wie ich mit Freude nachträglich feststellen kann, mit dem Schäfers deckt. Ich meine, daß Schutzzölle schon bestehende Industrien fördern und heben können, aber nicht in der Lage sind, solche zu schaffen, wenn nur der Wunsch nach ihnen, nicht aber reelle Grundlagen und Bedingungen für ihre Existenz vorhanden sind.

Die Zollfrage und die gesamte Handelsfrage der Türkei ist für Deutschland von höchster Bedeutung. Sehr richtig schreibt Davis Trietsch in einer seiner interessanten Neuerscheinungen:[1]

„Schon die Türkei einschließlich Ägyptens könnte das deutsche und österreichische Wirtschaftswesen fast bis zur Geschlossenheit ergänzen. Die Rohstoffe unserer Industrien sind bereits zu einem sehr großen Teil aus den türkischen Ländern zu beziehen und ihre dortige Produktion könnte noch weit über den gegenwärtigen Stand hinaus gesteigert und dem Bedarf angepaßt werden."

Und: „Hiezu will uns die Schaffung eines ‚deutsch-türkischen Wirtschaftsverbandes' als wichtigstes nnd dringendstes

[1] „Der Aufstieg des Islam." Berlin 1915. Puttkammer Mühlbrecht.

Mittel erscheinen — ein Plan, der bisher in Deutschland leider als verfrüht betrachtet wurde. Immerhin werden die letzten Ereignisse dazu geführt haben, die Bedeutung der Türkei für Deutschland ganz anders zu betrachten als bisher. Dazu gehört allerdings, daß man es nicht etwa für nötig hält, vor den ersten Schritten in dieser Richtung den Ausgang des Krieges abzuwarten, dessen formeller Abschluß auch beim günstigsten Fortgang der Hauptaktionen möglicherweise noch lange hinausgezögert werden wird.

Nicht nur, daß die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei in manchen Hinsichten schon jetzt eine zeitgemäße Verstärkung erfahren haben: auch um sofort nach Friedensschluß in möglichst großem Umfang in den Güteraustausch mit den türkischen Ländern eintreten zu können, sind organisierte Vorbereitungen nötig, damit dann nicht Zeitverluste entstehen und wichtige Gelegenheiten mangels ausreichender Vorarbeiten ungenützt bleiben oder aufgeschoben werden müssen."

Um die materielle Seite der gegenseitigen Beziehungen etwas näher zu beleuchten, seien hier noch zwei interessante Tabellen angefügt, die zunächst einen Überblick geben über den zwischen der Türkei und Deutschland stattfindenden Warenaustausch im allgemeinen, dann aber auch im besonderen erkennen lassen, wie dieser Austausch in den letzten Jahren quantitativ gestiegen ist. Hiebei möge beachtet werden, daß das Jahr 1913 durch den Balkankrieg als unregelmäßig in jeder Hinsicht anzusehen ist.

Ich entnehme diese Tabellen ebenfalls der oben erwähnten Arbeit Dr. Trietsch's.

Die Gesamteinfuhr Deutschlands aus der Türkei zeigt von 1909—1912 eine Zunahme von 57,3 auf 77,8 Millionen, während die deutsche Ausfuhr in dieser Zeit von 78,9 auf 113,2 Millionen gestiegen ist.

Hauptausfuhrartikel der Türkei nach Deutschland in Millionen Mark:

	1910	1911	1912	1913
Rohtabak	15,2	17,9	20,3	19,6
Rosinen (außer Traubenrosinen)	8,7	10,0	9,0	9,5
Fußbodenteppiche aus Wolle usw.	7,5	8,3	9,1	9,4
Valonea	4,1	1,9	1,4	2,9
Opium	2,8	2,9	2,5	2,5
Haselnüsse und Haselnußkerne	3,7	3,3	2,3	2,5
Feigen (getrocknet)	1,9	1,8	2,0	2,2
Baumwolle roh	1,0	0,6	1,0	2,1

Haupteinfuhrartikel der Türkei aus Deutschland in Millionen Mark:

	1910	1911	1912	1913
Wollgewebe (Kleiderstoffe)	15,5	13,3	10,8	10,6
Baumwollgewebe	6,2	6,7	9,3	7,2
Gefüllte Waffenpatronen	11,8	6,6	7,9	7,0
Weizenmehl	0,1	—	—	3,0
Eisen, Eisenartikel, Maschinen	9,1	14,4	17,2	11,9
Baumwollene Strümpfe	2,8	2,7	2,2	2,4
Rübenzucker	0,3	0,7	0,8	1,8
Oberleder	1,3	1,1	0,9	1,7
Wollene Wirk-Netzwaren	1,2	1,5	1,5	1,3

Diese Zahlen beweisen die Bedeutung der deutsch-türkischen Handelsbeziehungen zur Genüge. Wenn wir nun noch dazusetzen, daß der türkische Handel mit England-Frankreich-Rußland-Italien im Jahre 1910/11 an Einfuhr 1840,8 Millionen Piaster, also rund 306,8 Millionen Mark, die Ausfuhr 1213,9

Millionen Piaster oder rund 202,3 Millionen Mark betrug und erwägen, daß sehr viel von diesen Beträgen auf uns übergehen kann, so wird uns die Zukunft deutsch-türkischer Wirtschaftsbeziehungen in ihrer Wirkung auf den deutschen Handel und die deutsche Industrie ganz klar werden.[1]

Deutschland und die Türkei ergänzen sich auch insofern (was auch aus den Listen leicht zu erkennen ist), als der Export deutscher Fertigfabrikate in der Türkei einen stets stärker bestellenden Abnehmer, beim Fehlen großer Industrien in der Türkei aber in absehbarer Zeit keinen Konkurrenten finden wird.

Damit kommen wir in das Gebiet der türkischen Industrie, der wir zum Abschluß unserer volkswirtschaftlichen Skizzen noch einige Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

[1] Ohne daß wir dabei in den beliebten Irrtum verfallen wollen zu behaupten, daß der Orient unserem Handel die Welt ersetzen könnte.

6. Industrie

Nach der Stufentheorie List's[1] können wir die einzelnen Staaten in bezug auf den internationalen Handel einteilen in solche,

1. die Rohstoffe ausführen, Manufakturwaren einführen;
2. in denen innere Manufakturen bereits entstanden sind;
3. in denen die inländischen Manufakturen den inländischen Markt zum großen Teil versorgen, und
4. die fremde Rohstoffe einführen, inländische Manufakturwaren ausführen.

Die Türkei steht mit ihrer Industrie noch nicht auf der dritten Stufe, sie bildet einen Übergang von der zweiten zur dritten Stufe.

Schäfer verlangt von der Türkei: „Die Türkei muß einführen (qualifizierte Industrieprodukte), um ausführen zu können (hochwertige, veredelte Agrarprodukte und Industrieprodukte niederer Ordnung), und sie muß ausführen, um ihre Verpflichtungsbilanz zu beseitigen."

Wir haben schon festgestellt, daß die Türkei noch keinen Ausfuhrüberschuß in ihrem Handel aufzuweisen hat. Sie bedarf vielen Goldes, zieht daher ausländisches Kapital an, wodurch mit der Zeit einerseits Goldmangel eintreten wird, andererseits Effekten ausgeführt werden müssen. Beides sind Faktoren der Verarmung.

Wir haben ebenfalls schon festgestellt, daß die Hebung der Landwirtschaft und die Erleichterung ihrer Ausfuhrmöglichkeiten diesen Übelständen abhelfen kann und wird.

Die Hebung der türkischen Industrie wird gleichfalls hiezu helfend beitragen. Welches sind nun die Hauptzweige türkischer Industrie? Wir schicken voraus, daß wir nur einen ganz kurzen Blick auf die Hauptgebiete werfen wollen.

[1] List, Gesammelte Schriften. 1851. III. Teil, zitiert bei Schäfer.

Die Tabak- und Zigarettenfabrikation nimmt im türkischen Industrieleben einen großen Raum ein. Sie ist seit 1883 monopolisiert und wird von der „Régie coïntéressée des tabacs de l'Empire Ottoman" verwaltet. Die Einnahmen werden zum Teil in einem Pachtzins an die „Dette publique", zum Teil in Zinsen an die Aktionäre, zum Rest in einer Art Dividende an Regierung, „Dette publique" und Gesellschaft ausgezahlt.

Der Tabak ist seit Einführung der Regie teuerer und, wie manche behaupten, schlechter geworden. Er ist aber jedenfalls besser als jeder andere europäische Tabak. — Die Gesellschaft bedarf einer ganzen Armee von Wächtern im Lande, die den Schmuggel von Tabak verhindern sollen. Der Tabakbauer darf nämlich nicht seinen eigenen Tabak rauchen, sondern muß ihn von der Regie kaufen. Dem gleichwohl bedauerlich umfangreichen Schmuggel von Tabak ist aber in dem riesigen Lande ohne Verkehrsmittel recht schlecht beizukommen.

Die großen Tabakorte sind Samsun, Bafra und Trapezunt, von wo aus die Hauptausfuhr in die ganze europäische Welt erfolgt. Den Export besorgen meistens griechische Großkaufleute.

Eine kleinere Tabakindustrie befindet sich am Golf von Ismid und an der anatolischen Bahn. Die größte Zigarettenfabrik (Zentraltabakfabrik) steht in Konstantinopel.

Neben dem Export, der schon in den neunziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts mehrere Millionen Kilogramm ausmachte und seither ganz beträchtlich zugenommen hat, ist auch der Verbrauch im Inneren ganz gewaltig, er betrug damals schon 6—7 Millionen Kilogramm fabrizierter Tabake und 120—130 Millionen Zigaretten im Werte von etwa 180 Millionen Piastern jährlich.[1]

[1] Hier ist vielleicht der Platz für eine kleine Bemerkung über das Rauchen der Türken. Noch im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts stand Todesstrafe darauf, heute raucht alles, reich und arm, Mann und Frau (letztere auch öffentlich in den Haremliks der Dampfschiffe, Eisenbahnen und Trambahnen). In

Eine weitere, in Europa ebenfalls gut bekannte Industrie ist die türkische Teppichmanufaktur. Auf dem europäischen Markte steht zwar der feingewebte, kurzhaarige Perser am höchsten im Preise, aber das ist Modesache. Schöne Smyrnateppiche, die in Smyrna, Uschak und Gördes von den nomadisierenden Yürüken gefertigt werden, haben bei dauerhaftester Qualität ebenso hohe künstlerische Werte.

Die Kyskilim-Sitschim-Kasak-Marask-Yakschakan-Kyzyl Yrmak Teppiche, die wir in großen europäischen Magazinen finden, sind türkische Teppiche. Die Lohnbezüge der Teppichweberinnen sind jammervoll. Wenn diese Leute 20—25 Pfennige im Tag verdienen, ist das viel. Bedarf doch ein Teppich von $2 \times 3^1/_2$ Meter, den man um 550 bis 600 Mark kaufen kann, der Arbeit eines Jahres für drei Weberinnen!

Die Teppichindustrie ist hauptsächlich Hausarbeit. Es gibt nur wenige größere Teppichfabriken, darunter die kaiserliche am Golf von Ismid (bei Hereke), wo auch eine große kaiserliche Seidenfabrik besteht.

In der modernen Teppichindustrie hat der abendländische

---

allerneuester Zeit scheint sich eine Enthaltsamkeitsbewegung bei den Gebildeten breit zu machen, die Raky, Tabak und Kaffee verpönt und also eine Ähnlichkeit mit unserer Antialkoholbewegung hat. Neben der Zigarette, die meist selbst gedreht wird und ausnehmend billig ist (die beliebteste Sorte der besser Gestellten 20 Stück 50 Pfennig, das Volk raucht 20 Stück zu 30 oder 20 Pfennig, die gar nicht schlecht sind), wird die Wasserpfeife (Nargilé) geraucht, in der der Rauch eines unter glühenden Kohlen liegenden Päckchens feuchten Tabakes durch Wasser und dann durch einen langen Schlauch gezogen wird und kalt, sowie in gewissem Grade filtriert, in den Mund des Rauchers kommt. Viele Europäer vertragen das Nargilé nicht. Ich persönlich ziehe es jeder Zigarette vor. Den alten türkischen Tschibuk, die kleine Pfeife aus rotem Thon mit goldenen Ornamenten oder Reifen, die an einem langen dünnen oder dicken Rohr aus Rosen-, Kirsch- oder anderem Holz steckt, mit einem starken Mundstück aus Glas, Horn oder Bernstein, sieht man in der Türkei sehr selten mehr. Er ist der Zigarette zum Opfer gefallen. Zigarren findet man nur in großen Städten.

und amerikanische Geschmack zerstörend gewirkt. Die Parole „billig" war da, wie so oft, gar nicht am Platze! Die wundervollen alten Farben sind vielfach durch die stechenden und wenig dauerhaften Anilinfarben ersetzt worden, die alten naiven, aber künstlerische Empfindung in höchstem Maße verratenden Muster sind, weil die grobe, billige Arbeit sich auch mit grober Zeichnung begnügen muß, vielfach nicht mehr zu finden. Heute muß der Teppichkäufer im Orient unter Massen ordinärer moderner Ware lange suchen, bis er ein „edles Stück" zu sehen bekommt.

Die blinde Anbetung des „Fremden", die bei so vielen Käufern vorherrscht, ist schuld am Niedergang dieser wundervollen türkischen Industrie wie auch mancher deutschen. Dem snob ist ein billiger, ganz schlechter, aber „echter" orientalischer Teppich viel lieber als ein unendlich viel besserer teuerer deutscher. Man kann es den türkischen Teppichfabrikanten nicht übelnehmen, wenn sie dann schließlich das liefern, was das kaufende Publikum wünscht, und dieses ist nun mal von Jahr zu Jahr mehr ein Freund des Kitsches geworden.[1]

Die Teppichfabrikation verwendet Wolle und Seide. Beide Rohstoffe bilden auch die Grundlage für ziemlich ausgedehnte Tuch- und Seidenstoffmanufakturen. Die türkischen Feze (die rote Kopfbedeckung, die erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit die alte historische Kopfbekleidung des Turbans bei den Osmanen verdrängt hat), wurden noch vor wenigen Jahren fast ausschließlich aus Österreich importiert. Heute hat die kaiserlich ottomanische Tuch- und Fezmanufaktur schon beträchtlichen Absatz im Inlande.

Die Seidenindustrien von Brussa und von Damaskus sind

[1] Für diejenigen unserer Leser, die sich für Teppiche interessieren, geben wir als Literatur an: C. W. Koch, „Die Teppichfabrikation", Würzburg 1895; J. M. Stöckel, „Smyrnateppiche", Österr. Monatsschr. für den Orient 1882; W. A. Neumann, „Der orientalische Teppich", ebenda.

von altersher berühmt. Zwar hat eine Seidenraupenpest in der Gegend von Brussa großen Schaden angerichtet, aber durch die energische Hilfstätigkeit der Dette publique (wir wissen ja, daß sie den Seidenzehent bekommt) ist das Gewerbe, das nahe daran war, zu Grunde zu gehen, wieder zu einem Aufschwung gebracht worden, wenngleich die frühere Höhe noch nicht wieder erreicht ist. Auch an der Nordküste von Kleinasien, in Südarmenien und an der anatolischen Bahn wird Seidenzucht getrieben.

Von höchstem Werte und fähig, die moderne französische und belgische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen, sind die armenischen Stickereien und Spitzenarbeiten, die in Europa viel zu wenig bekannt sind.

Eine Reihe weiterer Gewerbe werden wir noch im letzten Buche kennen lernen, in dem wir einige lose Gedanken über Kunst und Kunstgewerbe noch anfügen werden.

Besonders hervorragend ist das Gerbereigewerbe in Konstantinopel, Brussa und in Syrien vertreten. Es ist aber auch noch ganz im Kleinbetrieb stecken geblieben, wie denn im allgemeinen Ansätze zur Großindustrie nur in Tabakfabrikation und vielleicht noch in der Olivenölerzeugung vorhanden sind, obgleich auch letztere sich vielfach recht primitiver Mittel bedient.

Die Türkei kann ohne Zweifel neue Industrien erstehen lassen. Rohstoffe sind genügend und in Transport ermöglichender Lage da. Es fehlt nur am maschinellen Betrieb, der wieder einer finanziellen Basierung bedarf. Warum man bis in die jüngste Zeit den Mut für größere Unternehmen aller Art nicht hatte, haben wir schon wiederholt erörtert. Die inner- und außerpolitische Ruhe, die so lange gefehlt hat, wird auch in der Frage der Industrialisierung der Türkei das entscheidende Wort sprechen. Wir erwähnten früher, daß die Türkei ein reiner Agrarstaat ist und nicht mit Industriali-

sierung kokettieren dürfe. Das bedeutet keineswegs einen Gegensatz zu dem eben Gesagten. Maßgebend ist für die Türkei nicht etwa der Gedanke, überhaupt nur irgendwelche Industrien zu gründen, die ohne jeden Zusammenhang mit der Hauptidee, der kräftigsten Hebung des landwirtschaftlichen Betriebes, stehen. Die Türkei muß mit ihren Industrien ganz bestimmte, enge und sich erst allmählich erweiternde Ziele verfolgen.

Die Bedürfnislosigkeit der Masse der Bevölkerung ist ein großes Hemmnis für die industrielle Entwickelung eines Landes. Ist diese Behauptung richtig, so können wir die weitere Folgerung daraus ziehen: industrielle Entwickelung wird durch Hebung der allgemeinen Kultur eines Landes unterstützt. Die Hebung der Allgemeinkultur der Türkei ist heute eine Bildungs- und Verkehrsfrage. Damit werden die Volks- und Mittelschule, die Eisenbahn und die gute Landstraße zu gewichtigen Faktoren künftiger türkischer Industrien.

Es ist klar, daß die Türkei in der Industrie noch längere Zeit europäischer, also nach der gegenwärtigen politischen Lage deutscher und österreichischer, schwedischer und schweizerischer Lehrmeister bedarf. Es ist eine Tendenz vorhanden, die an sich ganz richtig ist, sich allmählich auf eigene Füße zu stellen. Das ist auch aus verschiedenen, die Industrien betreffenden Verfügungen und Gesetzen herauszulesen. Man will möglichst bald osmanische Organe in allen Betrieben, an allen Stellen haben.

Man soll das aber nicht zu rasch wollen. Übereile könnte durch Versagen mehr schaden als nützen. Der theoretisch unanfechtbarste, patriotisch ehrenwerteste Gedanke verliert in der Praxis an Wert, wenn er nicht von vornherein im Hinblick auf praktische Verwendung und unter Berücksichtigung der möglichen Hemmnisse gefaßt war.

Eine zukünftige Industrie kann man wohl ohne zu starken

Optimismus aus der Verwertung der türkischen Bodenschätze zu erhoffen.

Die Türkei hat hier buchstäblich alles aufzuweisen, nicht nur Kohle, sondern auch Thon, Blei, Eisen, Kupfer, Nickel, Silber und sogar Gold. Die Minengesetze bedürfen jedoch der praktischen Entwickelung. Sie sind in vieler Hinsicht noch recht hemmend. Einerseits ist es ganz verständlich, daß die Regierung Schürfungsrechte nicht um billiges Geld konzedieren soll. Sie begibt sich damit der Verwertung beträchtlicher Kapitalien. Andererseits besteht aber für den Minenunternehmer in einer zu hohen Prämie für sein Schürfungsrecht ein jede Unternehmungslust niederhaltendes Risiko. Ich glaube, eine Entwickelung des Abbaus, der zweifellos an vielen hundert Plätzen möglich ist und reichsten Erfolg verspricht, würde dadurch am leichtesten zustande kommen, wenn die Regierung für Schürfungsrechte sich mit einer ganz kleinen Zahlung, die nur eine Art Kaution wäre, begnügen würde, Schürfungsrechte aber nur mit dem Vorbehalte ausgeben würde, daß an einem bestimmten Termin die Arbeit des Abbaues beginnen muß und die Regierung mit so und so viel Prozent am Reingewinn beteiligt wird.

Diese Maßregel würde den Unternehmungsgeist heben und der Regierung eine gesicherte sehr hohe jährliche Einnahme zuwenden.

Selbstverständlich spielt auch für den Bergbau in der Türkei und die aus ihm sich ergebenden Industrien die Hebung der Verkehrsverhältnisse eine entscheidende Rolle.

Fünftes Buch

Von türkischer Kunst und Literatur

1. Vorbemerkungen. — Die Baukunst

Das griechisch-römische Altertum hat uns in den Ruinen Kleinasiens eine Fülle von Kunstdenkmälern hinterlassen, in Mesopotamien finden wir in den Überresten von Ninive und Babylon sogar die künstlerischen Überreste uralter assyrischer und babylonischer Kultur. Diese Kunstschätze des Landes, die zum Teil in dem neuen Museum in Konstantinopel gesammelt sind, zum Teil noch an den Ausgrabungsstellen stehen, sind auf die türkische Kunst ohne jeden Einfluß geblieben. Die türkische Regierung hat aber insofern großes Verständnis für diese Werte, die in ihrem Lande liegen, gezeigt, als sie ein Ausfuhrverbot erließ und damit namentlich amerikanischen „Erwerbungsversuchen" energisch einen Riegel vorschob. Bei den meisten Ausgrabungen sind deutsche Gelehrte tätig. Ihre selbstlose Arbeit wird von den maßgebenden türkischen Persönlichkeiten in hohem Maße anerkannt und es steht zu hoffen, daß nach dem Kriege in gemeinsamer Arbeit und durch reichlichere Ausstattung mit Geldmitteln die zahlreichen ungehobenen Schätze, die der Boden noch birgt, ans Tageslicht kommen werden.

Der äußerste Westen der anatolischen Halbinsel ist für die Geschichte der griechisch-kleinasiatischen Kunst von höchster Bedeutung. Hier ist in den Ruinen von Pergamon, Magnesia, Ephesus, Milet, Sardes und Hierapolis, um nur einige zu nennen, noch viel zu finden. An der Südküste Anatoliens sind noch ganz unbearbeitete Gebiete vorhanden und östlich Adana am Nordhang des Amanus warten uralte, halbversunkene hethitische Dörfer ihrer wissenschaftlichen Auferstehung.

Es war mir vergönnt, fast alle Stellen, an denen Reste antiker Kunst zutage gefördert wurden, zu besichtigen; keine hat mir so überwältigenden Eindruck gemacht, wie die Ruinen von Heliopolis, das an der Bahn Aleppo—Damaskus in großer

Einsamkeit daliegt. Ringsum Öde und Verlassenheit und inmitten dieser leeren Gegenwart der gewaltige Sonnentempel mit seinen noch erhaltenen sechs riesigen, zwei Meter starken Säulen. Daneben die Tempel des Bacchus und der Venus, letzterer fast völlig erhalten. Höchste Kultur hat hier gelebt, die Jahrtausende sind mit ihren zerstörenden Einflüssen über die Stätten antiken Geschmacks und antiker Fröhlichkeit hinweggebraust, die Araber haben aus den gewaltigen Quadern der Tempel Befestigungen gebaut, Erdbeben haben den Grund erschüttert, aber nichts hat die unsagbare Schönheit wahrer Kunst so zu zerstören vermocht, daß ihre Reste nicht noch heute auf den Beschauer wie eine Offenbarung wirken.

Fern in der Wüste, 125 Kilometer östlich der Bahnlinie Hama—Damaskus träumen die ausgedehnten Ruinen von Palmyra von alten Zeiten, in denen hier bewegtes Leben einer großen Stadt pulsierte. Große Straßenzüge und prächtige Bauten sind hier ausgegraben worden. Vor Jahrtausenden mag hier ein reger Verkehr stattgefunden haben, der Damaskus mit Ed Deir am Euphrat und Hama mit Bagdad verbunden hat. All das, was zweifellos gewesen war, ist uns heute ein Rätsel. Drei mühevolle Tagesreisen zu Pferd sind heute nötig, um von Homs (an der Bahn Aleppo—Damaskus) quer durch die palmyrische Wüste an diese in Sand versunkene alte Stadt zu gelangen. An ihrer Stelle finden wir ein jämmerliches Beduinendörfchen, das Tedmur heißt.

Weiter südlich birgt Palästina eine Unmenge jüdischer und römischer Altertümer.

Fremd sind diese Zeugen alter Kultur in der islamitischen Umgebung von heute. Wir konnten bei der Besprechung orientalischer Kunst gleichwohl nicht schweigend an ihnen vorbeigehen, schon weil die scharfe Trennung westlichen und östlichen Geschmacks, die sich hier kundgibt, von Interesse ist. Die orientalische Kunst bietet, mit Ausnahme der Baukunst, den Fremden

nicht die unmittelbaren Eindrücke, wie sie Europa zu vermitteln pflegt.

Wenn man aus dem Zentrum künstlerischen Lebens Süddeutschlands nach dem Orient kommt und das Leben und Wirken gewohnterweise mit dem Auge dessen betrachtet, der das Schöne sucht und den Eindruck des Künstlerischen da, wo es zu finden ist, auch empfindet, so bleibt man dort zunächst am Architektonischen haften. Der Mangel von Sprachkenntnissen hält einen noch lange Zeit der Poesie jeder Art fern, Malerei ist überhaupt nur in geringstem Maße zu sehen, Bildhauerei gar nicht und das Gebiet der Musik bringt so viel Befremdendes, daß auch der Musikverständige dem Gehörten in der ersten Zeit ratlos gegenübersteht.

Die Baukunst aber zieht uns sofort an, schon aus dem Grunde, weil sie in ihrem Hauptobjekt, der Moschee (türkisch Djamy genannt), den allgemeinen Charakter des orientalischen Städtebildes formt.

Hinter der Architektur tritt jede andere Kunstbetätigung des Orients weit zurück und bleibt den meisten, die keine Zeit haben, den schwierigen Eintritt in die übrigen Kunstgebiete sich zu erarbeiten, wohl auch immer verschlossen.

In der Architektur hinwiederum sind es vergangene Zeiten, die uns das Köstlichste geschaffen haben. Aus ihren Werken spricht noch das Grandiose zu uns, das dem Islam in der Periode seiner Weltmachtgewinnung eigen war, und nichts beweist so wie die orientalische Architektur den Satz, den einst Lothar von Kunowski in seinem Werke „Durch Kunst zum Leben" geprägt hat: „Die bildende Kunst ist der sichtbare Ausdruck des Glaubens der Völker."

Die ungemein starke Betonung religiöser Elemente in dem aufstrebenden islamitisch-arabischen Staatsgebilde wirkte beherrschend auf die Kunst ein. Die Freude an der Pracht, die dem Araber eigen ist, löste sich ganz natürlich in dem Augen-

blicke, in dem zu ihrer Betätigung die nötigen Mittel gegeben waren, und in dem Gebiete aus, wo Pracht den sichtbarsten Ausdruck findet, eben in der Architektur. Damit ist noch nicht gesagt, daß diese Baukunst nun auch streng original gewesen sein muß.

Schon die frühesten Werke arabischer Baukunst, die bis in das Jahr 200 n. Chr. zurückreichen, waren stark beeinflußt von den kräftig entwickelten Kulturen der Nachbarreiche. Namentlich Ägypten, Persien und Ostrom waren von Einfluß. Mit dem Erscheinen Muhammeds bewegten sich die brennendsten Interessen des Volkes auf dem Gebiet des Religiösen und Politischen und nahmen künstlerisch zunächst fremde Stile auf. Die arabische Phantasie befruchtete jedoch das Aufgenommene und gestaltete das Alte derartig um, daß die sichtbaren Resultate doch den Eindruck des Eigenartigen machen. Die Künstler dieser großen politischen Zeiten des Islams waren auch in erster Linie keine Araber, sondern Juden und Kuschiten aus Afrika und Assyrien, dann auch häufig Byzantiner. Durch Vermittelung dieser letzteren gewinnen hauptsächlich persische Motive, die stark auf die Kunst in Byzanz wirkten, Eingang in den arabischen Geschmack.

Frei von jeder Nachahmung übernommener Stile ist als erster Bau die Moschee des Ibn-Tulun in Kairo zu nennen, die um das Jahr 878 entstand und die byzantinischen Rundbogen durch eigenartige Spitzbogen ersetzt. Schon finden wir bei ihr die charakteristischen Ornamente der Ranke und der Linienverschlingungen sowie den Schriftenfries. Diese Moschee ist vorbildlich für den rein arabischen Baustil geblieben.

In dem türkisch gewordenen Konstantinopel hat sich dann eine hiervon etwas abweichende Stilrichtung entwickelt, die wir die osmanisch-byzantinische nennen können. Wesentlich früher als die Moschee Ibn-Tulun in Kairo war als Höhe-

punkt der oströmischen Kunst in Konstantinopel die berühmte Agia Sofia, die Sophienkirche, entstanden. Sie ist wegen der charakteristischen Neuerungen, die sie brachte, der Ausgangspunkt eines neuen Baustils, des byzantinischen, geworden. Nachdem die Osmanen in Berührung mit Byzanz gekommen waren, übernahmen sie das Wesentliche dieses Stiles, und daraus ist es zu erklären, daß dieser neben der Bezeichnung „neubyzantinisch" auch die Bezeichnung „osmanisch" führt.

Im Bau der Agia Sofia ist ohne Zweifel ein geniales Moment zu entdecken, das in der Bewältigung des Raumproblems liegt. Wir haben hier einen ganz überdachten Raum von großer Längsausdehnung mit überdachten Nebenhallen — alles harmonisch gegliedert und der mächtigen Mittelkuppel wie einer Krone zustrebend. Es liegt im Grundriß sowie in der Kuppel an sich noch nichts Neues. Ersterer in der Form des Längsschiffes war in Europa, letztere im Morgenlande schon bekannt. Das Geniale lag in der Vereinigung beider Formen und in der ineinander gleitenden Bewegung der Teillinien, die so zu einem unsagbar harmonisch wirkenden Ganzen zusammenhalfen.

Dieser Bau Justinians, der 532—538 n. Chr. auf der Brandstätte der alten Sophienbasilika mit ungeheuerer Pracht errichtet wurde, konnte von der späteren türkischen Baukunst zwar nicht direkt nachgeahmt werden, bildete aber bis in die jüngste Zeit, was die Gesetze der Raumkomposition betrifft, das maßgebende allgemeine Vorbild für den türkischen Moscheenbau. Wenn man in die jetzige Sophienmoschee durch die Mitteltüre eintritt, übersieht man gleichzeitig den ungeheueren Raum des Hauptschiffes, die ganze Flucht der Nebenhallen und die majestätische Kuppel bis zu ihrem himmelhohen Scheitelpunkt. Dadurch, daß keinerlei Bild oder aus dem Stile fallendes Beiwerk in der Kirche enthalten ist, wird jede Störung für das Auge vermieden, und ein Eindruck des Über-

natürlichen und Außernatürlichen erfüllt uns, den unsere abendländischen Kirchen durchaus vermissen lassen.

Der Türke betrachtet es als würdelos, Abbilder seines Gottes in irgendwelcher Form zu machen. Daher und weil ihm auch der Schwarm der heiligen Menschen fehlt, gibt es keine figürliche Plastik in den türkischen Moscheen. Dafür finden wir reichste Linearskulptur zur Ausschmückung der Nischen, Portale, Gesimse und Säulenkapitäle. Das Flächenornament in der Form von mehr oder weniger stilisierten Schriftzeichen ist typisch für den orientalischen Stil.

Die türkische Schrift ist ausnehmend schön und ornamental wirksam. Ihre Verwendung zur künstlerischen Ausfüllung von Flächen, beginnend vom Namensstempel und endend bei riesigen Bandornamenten, bildete seit frühen Zeiten einen großen Zweig künstlerischer Bestrebung. Wir werden später noch kurz darauf zurückkommen.

Bei diesen Skulpturen und Ornamenten finden wir lebhafte Polychromie in vollen Tönen, namentlich wird leuchtendes Rot und klares Dunkelblau mit Vorliebe verwendet.

Das Minaret, d. i. der schlanke, für den Anblick der Moschee so charakteristische Turm, ist rein arabischen Ursprungs. In seinem Bau zeigt der orientalische Architekt, wie er die Technik des Mauerbaues beherrscht. Das eine der Minarets der Selimmoschee in Adrianopel z. B. enthält in seinem ganz schlanken Körper drei völlig voneinander getrennte Wendeltreppen, die ganz in Gewölben laufen. Wenn drei Personen je eine Treppe benützen, so sieht keine die andere. Jede Treppe mündet auf einer der drei zarten Galerien in schwindelnder Höhe. Und wenn man den Turm ansieht, möchte man glauben, daß kaum *eine* Treppe in ihm Platz haben könnte.

Auf die Verwendung der Baustoffe war der arabische Geschmack von größtem Einfluß. Die Araber bedienten sich des

Materials, das sie in den von ihnen in Besitz genommenen Ländern vorfanden. In erster Linie nahmen sie natürliche oder künstliche Steine, auch die Reste früherer Bauwerke, während sie das Holz mehr zur Ausschmückung als zu eigentlichen Konstruktionszwecken verwendeten. Diese Erscheinung hat darin ihre Erklärung, daß Arabien und Syrien holzarme Länder sind, in denen die Verwendung von Holz einem hohen Grade von Luxus gleichkommt. Sehr früh schon war die Glasindustrie bei den Arabern heimisch, sie fand Verwendung bei der Herstellung von Moscheelampen, ebenso wie in der Form von Kristall und Email für arabische Schriftzeichen und Tafeln. Die glänzendsten Erzeugnisse des Emailmosaik finden wir in den Moscheen von Konstantinopel und Brussa. Dieser Kunstzweig erreichte im sechzehnten Jahrhundert seinen Höhepunkt. Besonders wirksam sind die Mosaikfließen mit Zinn- und Bleiglasur in leuchtendstem Türkis- und Kobaltblau, seltener auch in Zinnoberrot. Auf all diesen Mosaiken liegt ein opalisierender Metallglanz, der in der heutigen Zeit nicht mehr in gleicher Vollendung gefertigt werden kann. Wie denn auch die alte Industrie von Brussa schon seit längerer Zeit nahezu ganz eingestellt ist. Das alte Emailmosaik wurde später durch die billigere Fayence ersetzt. Dazu kam noch unter arabischem Einfluß die von Persern und Assyrern übernommene Terrakottatechnik. In Ägypten finden wir auch häufige Verwendung der Marmormosaik für Fußböden und Wandverkleidung.

Auch die Bautechnik des Orients bringt eigentümliche Erscheinungen zutage. In Syrien und in Arabien treffen wir vielfach das flache Terrassendach. In holzreicheren Ländern, in denen uns orientalische Baukunst erhalten ist, verwendete man das alte Holzdach mit Flach- und Holzziegeln nach den Regeln byzantinischer Baukunst. Diese Dächer sind meist, um Schutz gegen Sonne und Regen zu geben, weit vorspringend.

Oft sind sie in schräge Flächen gegliedert, so daß jeder einzelne Wohnraum gewissermaßen sein eigenes Dach hat.

Großartige Freitreppenanlagen oder besonders kunstvoll konstruierte Innentreppen sind nicht zu finden. Die Aufgänge zu den Moscheen bestehen in breiten, aber schmucklosen Treppen, meist aus Marmorplatten. Auch im Innern der Paläste sind die Treppen meist verhältnismäßig schmal, die Geländer aus Holz, die Gesamtwirkung des Treppenhauses keineswegs pompös. Dagegen verschwendet die orientalische Baukunst eine Unmenge von Gedanken, Motiven und Feinheiten in die Verzierung der Türen und Portale. Hier kann man wahre Prunkstücke in Stein und Marmor ausgehauen vorfinden.

Die völlige Absperrung der Frau vor den Blicken Fremder hat zu einem besonderen Verschluß der Fensteröffnungen geführt. Es sind das Gitterwerke, die bei einfachen Häusern etwa das Aussehen eines ganz engmaschigen Spaliers haben, an den Palästen aber feingeformt aus Stein, Gips, Metall oder gedrehtem Holz bestehen. Diese Gitterwerke fanden sich schon bei den ältesten islamitischen Stämmen vor. Auch die Byzantiner verwendeten sie. Die Araber komplizierten die Formen und füllten die Öffnungen der Gittermuster mit bunten Glasplättchen. Statt der ursprünglich geradlinigen Figuren kamen allmählich Blumenornamente und Schriften als Motive auf. Spezifisch arabisch sind auch die Bronze- und Eisengitter für Moscheen, Grabdenkmäler und Gartentore. Das Motiv der feinmaschigen Holzgitter zu Fenster- und Erkerverschlüssen finden wir dann auch zur Ausfüllung leerer Räume bei Tischen, Stühlen und Wandschränken verwendet. Derartig verfeinerte Holzgitter werden Muscharabiy genannt.

Bei der Wasserarmut des Orients spielen die Brunnen in der Poesie wie in der Wirklichkeit eine ganz hervorragende Rolle. Es sind daher besonders kunstvoll und prächtig gebaute Brunnen nur das äußere Zeichen für die Wertschätzung, die

man einer Wasserstelle zuweist. In jedem vornehmen türkischen Hause findet sich in Garten und Wohnräumen eine Reihe von Brunnen. Meist bestehen diese aus einem kleineren oder größeren Marmorbecken in Muschelform, hinter dem eine verschiedenartig geformte stehende Marmorplatte, oft reich mit Halbreliefs verziert, sich befindet. Hier bilden sehr häufig schnäbelnde Tauben, die als Wasserspeier dienen, das Motiv. Daneben kommen Blumenkörbe, Ranken, Arabesken und an öffentlichen Brunnen auch kunstvoll stilisierte Inschriften vor. Die Brunnen in den Vorhöfen der Moscheen haben oft die Form eines graziös aus Marmor gebauten Häuschens oder eines von Säulen und Pfeilern getragenen kleinen Kuppelbaues.

Nicht nur in der Nähe der Moscheen, sondern oft auch in einsamsten Gegenden treffen wir auf Mausoleen (türkisch Türbe genannt) von Herrschern, Heiligen oder Angehörigen vornehmster Familien. Besonders malerisch wirken die Baldachingräber, in denen der Marmorsarkophag unter einer säulengetragenen Kuppel ruht. Über die modernen türkischen Grabmäler haben wir schon einiges mitgeteilt. Es bleibt auch hier festzustellen, daß die Grabsteine aus früherer Zeit mit ihrem feingemeißelten gewundenen Turban für die Männer und ihren Blumenkörben und Blumenornamenten für die Frauen viel stilvoller wirken als die Erzeugnisse der modernen osmanischen Grabdenkmalskunst, die den Grabstein mit einem häßlich wirkenden roten Fez krönt und durch überladene Zieraten, barock wirkende Vergoldung und verkünstelte Ornamente den ruhigen Gesamteindruck zerstört.

Die Innenausstattung der Wohnungen beschränkt sich im allgemeinen auf Fenster, Wände und Boden. In vornehmen arabischen Häusern findet man glasgemalte Fenster, deren Farben mit den besten Teilen der Straßburger Münsterfenster wetteifern können. Die Wände sind mit Fayencen und Schrift-

friesen, oft auch mit prächtigen Holzschnitzereien bedeckt oder zum Teil ausgeschmückt, wertvolle Teppiche decken den Boden und die ganz niedrigen Divans oder hängen an den Wänden herab. Bilder und Statuen findet man nie, Ziergefäße sehr selten. Selbst die aufs prunkvollste eingerichteten Zimmer sind durchweg möbelarm. Das heiße Klima bedingt eben eine andere Art zu leben und die Häuser einzurichten.

Als einem wichtigen Anhang zur Baukunst müssen wir noch der türkischen Gartenbaukunst einige Worte widmen. Von jeher hatten die Orientalen die größte Vorliebe für kunstvolle Gartenanlagen. Hier ist an die Wundergärten der Semiramis zu erinnern, die ihre Nachahmungen in den künstlich angelegten prächtigen Gärten fanden, von denen uns arabische Schriftsteller begeisterte Schilderungen geben. Das gartenreiche Damaskus spielt schon in der islamitischen Legende eine große Rolle. Muhammed, vor Damaskus angekommen, soll wieder umgekehrt sein, da es nicht zwei Paradiese für den Menschen geben könne und er das himmlische nicht aufgeben wolle. Auch heute noch liegt Damaskus vom wasserreichen Nahr Barada durchströmt im Grün seiner Gärten dem Beschauer wie eine Oase vor Augen. Allerdings wird die Wirkung für den besonders erhöht, der aus der Wüste kommend nun auf einmal blühende Bäume und grüne Gärten vor sich sieht. Den an Gartenkunst gewöhnten Europäer wird Damaskus kaum überraschen können, wenngleich es in der arabischen Dichtung die Insel der Seligen und die Perle des Ostens genannt wird.

Die Vorliebe der Türken für Gärten hängt mit einer Vorschrift des Koran zusammen, der in seiner 6. Sure sagt: „Gott ist es, der die Gärten geschaffen, sowohl die, welche Menschenhände, als die, welche die Natur angelegt, und die Palmbäume und das Samenkorn, das verschiedene Speisen hervorbringt, und die Oliven und die Granatäpfel nach verschiedener Art. Genießet ihre Früchte, wenn sie herangereift, und gebet

davon am Tage der Ernte, was ihr schuldig seid (d. h. Almosen und den Zehnten)! Doch verschwendet nichts, denn Gott liebt die Verschwender nicht."

Damit hat der Gartenbau der Türken ein Stück Tradition gewonnen und wird mit gewissermaßen religiös berechtigter Vorliebe allenthalben eifrig betrieben. Das heiße Klima macht den Garten ja auch zu einem notwendigen Teil der Lebensführung. Eine Besonderheit finden wir in Konstantinopel, wo es im Inneren der Stadt einige auf dem Grunde eingestürzter, enorm großer antiker Zisternen angelegte Gärten gibt, die von den Türken Grubengärten (Tschukur bostany) genannt werden.

Häufig sind die Wohnhäuser im südlichen Orient um einen offenen Hof gebaut, dessen Mitte ein Springbrunnen und Blumenbeete aller Art zieren. Des Hauses Fenster, Balkone und offene Galerien gehen dann auf diesen Hof, während nach der Außenseite wenig oder gar keine Fenster angebracht sind.

Abschließend sei bemerkt, daß wir die Masse der Bauformen im großen und ganzen in drei Baustile gruppieren können. Bei den innigen Beziehungen der orientalischen Völker untereinander und bei dem Wechsel der politischen Vorherrschaft ist es selbstverständlich, daß eine vielfältige Verschmelzung der Bauformen stattgefunden hat. Am meisten verbreitet ist der byzantinisch-arabische Stil. Er ist am schönsten vertreten in der Omarmoschee zu Jerusalem und in der großen Moschee von Damaskus. Die Araber, die über Sizilien und Nordafrika bis nach Spanien vordrangen, brachten neben dem rein arabischen auch diesen Stil mit, und so finden wir in vielen Bauwerken dieser Landstriche, z. B. auch in der berühmten Moschee zu Cordova und in den Überresten arabischer Bauwerke in Toledo, den arabisch-byzantinischen Stil.

Der reine arabische Stil hatte sich etwa vom zehnten Jahrhundert an von allen fremden Elementen befreit. Wir finden ihn in vielen Bauwerken in Arabien selbst, in der Kati-Bai-

Moschee zu Kairo und in einzelnen reinarabischen Bauwerken in Sevilla und Granada.

Wir haben schon erwähnt, daß der Stil der Agia Sofia die neubyzantinischen oder osmanischen Bauformen begründete. Etwa tausend Jahre nach Erbauung der Agia Sofia entwickelte sich dieser osmanische Stil zu höchster Blüte unter dem großen Sultan Soliman. Hier tritt auch ein Künstler auf, der seinen Bauwerken die sonst im Orient fehlende persönliche Note gab. Es ist jener berühmte Baumeister Sinan, der die Glanzepoche des osmanischen Stils verkörpert. Er hat in allen Teilen des Reiches etwa fünfzig große Moscheen erbaut. Seine Meisterstücke sind die Suleimanje in Konstantinopel und die Selimje in Adrianopel.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die genauen Unterscheidungsmerkmale für diese drei Hauptstile zu geben. Der Beschauer würde auch an der Hand solcher Kennzeichen noch immer eine Reihe von Bauwerken finden, die er nicht recht unterzubringen vermöchte. Denn es sind bei diesen orientalischen Stilen vielleicht noch mehr als anderswo gewisse Zwischenstufen vorhanden, die die rein theoretisch gezogenen Grenzlinien verwischen.

2. Kunstgewerbe

Wir haben schon im Kapitel Baukunst gesehen, in wie großem Umfang die Architektur das Kunstgewerbe für ihre Zwecke verwendet.

Im folgenden sei nur ganz kurz auf die verschiedenen Zweige des Kunstgewerbes hingewiesen, indem wir nach dem Material gruppieren.

Das Glas, um mit ihm anzufangen, ist eine Erfindung des Orients. Man behauptet, Juden oder Phönizier hätten es zuerst verwendet. Vielleicht war es aber schon viel früher in Ägypten im Gebrauch. Bis zum dreizehnten Jahrhundert n. Chr. waren Tyrus und Antiochien die Hauptstädte der Glaserzeugung. Besonders in Form der Glasmosaiken fand es künstlerische Verwertung. Und hier sind es in erster Linie die byzantinischen Kaiser gewesen, die im Mittelalter durch große Bestellungen das Gewerbe auf eine hohe Stufe brachten. Die Moscheen in Konstantinopel, so z. B. die Agia Sofia und die Kachrieh-Moschee, bergen kostbare Erzeugnisse dieser älteren byzantinischen Glastechnik; dann aber findet man auch namentlich in arabischen vornehmen Häusern wundervolle Bergkristallarbeiten, kostbare Weinbecher mit Goldeinlagen, Krüge, Schalen und Flaschen aller Formen.

Die großen Glasmosaiken sind auf Fernsicht berechnet. Ihre Herstellung erforderte eine ausnehmend hohe Geschicklichkeit, denn die Arbeit mußte in größter Schnelligkeit vor sich gehen. Es war nämlich nötig, die einzelnen Glasstücke in den feuchten, sehr rasch trocknenden Putz, der ihnen als Verbindung mit der Mauer diente, einzusetzen. Die geringste Verzögerung ließ den Putz erhärten, so daß die ganze Arbeit damit unmöglich wurde. Kein modernes Mosaik kommt jenen alten Arbeiten an Vornehmheit der Auffassung und Kraft des Ausdrucks gleich.

Eine weitere Verwendung des Glases finden wir in den über Metall gegossenen Glasüberzügen, dem „Email". Schon in ältesten Zeiten erfunden, wird die Emaillierkunst besonders im Orient gepflegt. Hier ist es wieder in erster Linie Byzanz, das im elften Jahrhundert durch die Emaillierkunst eine hohe Blüte erlebte. Die entzückendsten Emails sind die mit Goldgrund. Auch ganze Gläser wurden oft auf das Metall gesetzt, teilweise so prächtig gegossen und gefärbt, daß mancher begeisterte Edelsteinsammler Italiens sie für echte Steine hielt. So galt auch die berühmte Gralsschale in Genua lange Zeit für den größten aller Smaragde, bis sie endlich als orientalisches Glas erkannt wurde. Berühmt war ja auch im dreizehnten Jahrhundert das sogenannte Judenglas von Tyrus und Antiochia.

Eine besondere, auch heute noch ausgezeichnet ausgeübte Art der Metallemaillierung besteht darin, daß ganz feine Goldbänder in zierlichen Formen auf das Metall aufgelötet und die Zwischenräume dann mit schwarzem Schmelzpulver ausgefüllt werden, das hineingebrannt und poliert wird. Dieses Verfahren ist uralt und war schon im alten Ägypten in Brauch. Im alten Byzanz wurde es dann zum sogenannten Cloisonné ausgebildet. Eine einfachere Methode besteht im Gravieren des Metalls und Einbrennen der vertieften Stellen mit schwarzem Schmelz. Diese Art der Arbeit kommt häufig bei silberbeschlagenen Waffen vor.

Die persische Glasbläserei fand berühmte Nachahmung in Venedig. Venetianische Gläser sind ja heute noch ein beliebter Luxusartikel. Venedig hat sein orientalisches Vorbild bald übertroffen. Es ging im Kunstgewerbe ähnlich wie in manch anderer Beziehung: der Orient erreicht frühzeitig eine hohe Stufe der Kunstfertigkeit und bleibt dann aber Jahrhunderte lang auf ihr stehen. Es fehlten hier die Persönlichkeiten. Das Kunstgewerbe lebte in Verfeinerung der Technik und entbehrte des

Künstlers, der durch den neuen Gedanken wirkliche Entwickelung schafft und neue, unbetretene Wege weist. Wenn das Kunsthandwerk, sei das wo es wolle, allmählich aus Mangel an künstlerischen Persönlichkeiten ein nach der Schablone arbeitendes reines Handwerk wird, dann verliert es höhere Entwickelungsmöglichkeiten und erstarrt. Damit beginnt dann der Rückschritt.

Im Gebiete des Metall verarbeitenden orientalischen Kunstgewerbes ist ein so auffallender Rückschritt wie in der Email- und Glastechnik nicht zu bemerken. Die Goldschmiedeerzeugnisse, die in der Türkei gefertigt werden, sind noch heute, was Feinheit und Sauberkeit der Arbeit betrifft, wohl unerreicht. Man findet die entzückendsten Filigransachen in Gold und Silber und eingelegte Arbeiten in Elfenbein, Perlmutter, Schildkrot und allen Metallen, die unsere europäische Fabrikware an Schönheit der Ausführung, an Dauerhaftigkeit und allgemeinem Geschmack weit übertreffen. Wir wollen billig kaufen und verlieren den Sinn für das Gediegene. Der vornehme, noch nicht verdorbene Orientale kauft viel weniger als wir, aber ihm ist jedes Stück etwas Persönliches, daher muß es wertvoll und aufs sorgfältigste gearbeitet sein und darf verhältnismäßig sehr viel kosten.

Nur mit solchen Grundsätzen kann man das wahre edle Kunsthandwerk erhalten. Auch in unserem deutschen späteren Mittelalter verdankte das Kunsthandwerk seine Blüte den gleichen Gründen.

Im Metallkunstgewerbe sind die Klingen von Damaskus hochberühmt. Diese Klingen, an sich schon ein Kunstwerk der Stahlbereitung — das sogenannte Damaszener Muster geht bei den echten Klingen völlig durch —, sind meist auch in den Gefäßen und Scheiden (aus Silber oder Bronce) noch besonders kunstvoll gearbeitet und mit fremdem Metall, häufig mit Gold inkrustiert. Neben dieser Schwertfegerei betätigt sich das Metall-

kunstgewerbe namentlich in geschnittenen oder gehämmerten Broncen für alle möglichen Gegenstände: besonders Schalen, Kannen, Moscheelampen, durchbrochene Bleche und ziselierte Platten kommen hier als Damaskus-Arbeit in Betracht.

Im Gebiete des Porzellankunstgewerbes finden wir in der Türkei im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert farbig glasierte undurchsinterte Platten als Wandbelag. Vermutlich kamen diese, die noch nicht das echte Porzellan darstellen, aus Persien, wo schon im zwölften Jahrhundert glasierte Ziegel und Kacheln für Wandbau und Innendekoration sich vorfinden, die im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert dann technisch vervollkommnet wurden. Durch besondere Methoden des Brandes und der Glasur wurden auch schillernde Kacheln hergestellt. Diese Technik wird später besonders charakteristisch für maurische Arbeiten in Afrika und Spanien. Hier schon finden wir chinesische Motive, die den historischen Rückschluß auf den überwältigenden politischen Einfluß des Mongolen Dschingis-Chans zulassen, der bei aller Furchtbarkeit seiner weltgeschichtlichen Erscheinung kein Kulturzerstörer war.

Auch die türkischen undurchsinterten Platten nannte man Tschinli, das heißt Chinaware. Merkwürdig dabei ist nur die Tatsache, daß das Porzellan wahrscheinlich gar nicht, wie stets behauptet wird, in China erfunden wurde, sondern von Arabien her dort einwanderte und zwar auf dem Wege über Persien. Auf dem ältesten chinesischen Porzellan finden wir arabische Schriftzeichen.

Die Wiederentdeckung volldurchsinterter Massen geschah erst 1715 durch Böttger in Sachsen und seitdem kauften die Türken ihr feines Porzellan zum größten Teil in Meißen. Gewisse Formen von Meißener Tassen tragen heute noch den Namen Türkenköpfe.

Die ganze Töpferei des alten Orients beschäftigte sich viel mehr mit der Herstellung von Wandverzierungen als mit der

von Gefäßen. Schon im alten Babylon weisen die Ergebnisse der Ausgrabungen der deutschen Orientgesellschaft auf das Vorkommen von Mosaiken aus gebrannten und glasierten Ziegeln hin, die Löwen, Tiger, Panther und ganze Jagdbilder darstellen. In der alten persischen Hauptstadt Susa ist aus der Zeit des Darius ein riesiger Fries aus gebrannten Ziegeln gefunden worden, auf dem zwölf Krieger in Lebensgröße dargestellt sind. Dann allerdings ist bis zum zwölften Jahrhundert n. Chr. eine Pause festzustellen und erst im zwölften Jahrhundert erneuert sich das alte Gewerbe in Persien, wie wir das oben schon erwähnt haben.

Auch diese Mosaiken aus Tonplatten wurden von den Seldschuken verwendet und von den Türken übernommen. Es entstanden Werkstätten in Brussa und Konstantinopel. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert finden wir in der Türkei weißgrundierte Platten, auf denen Blumenmuster eingebrannt sind.

In den Moscheen sind in erster Linie die Gebetsnischen mit den feinsten farbigen Platten bedeckt; diese verbreiten sich dann im ganzen Innenraum. Das schönste Beispiel einer solchen Kachelmoschee ist die Sultan Achmed Djami in Konstantinopel, deren Besichtigung kein Fremder versäumen sollte.

Auch dieses Gewerbe erreicht in der modernen Zeit nicht mehr die Höhe, die es in der Vergangenheit gehabt hat. In Kutaja blüht noch die Herstellung von farbigen und gemusterten Kacheln, aber die alten Stücke sind schöner, feiner und wertvoller als die neuen. Wie bei den Teppichen ist auch hier das Publikum nicht ohne Schuld. Man will in erster Linie billig kaufen.

Eine besondere Art des Kunsthandwerkes stellen die Holzmosaikarbeiten arabischen Ursprungs dar, bei denen Sandel-, Rosen-, Eben- und Zitronenholz, aber auch Perlmutter, Zinn, Elfenbein und Schildkrot in Verbindung mit Holz verwendet wird. Diese Mosaiken finden Verwendung zu

Täfelungen von Decken und zu Gittern im Innern von Moscheen und Privathäusern sowie auch zur Kleinkunst, wie z. B. Stühlen, Koranständern usw.

Ein Gemeinsames ist bei Betrachtung des alten Kunsthandwerkes der Orientalen festzustellen. Der Künstler verschwindet hinter seinem Werk. Sein Name ist vergessen. An den gewaltigen Prachtbauten arbeiten ganze Generationen. Der Wille des Herrschers setzt tausend Hände in Bewegung, und tausend Willen gehorchen seinen Befehlen, aber wahres, individuelles Künstlertum kommt dabei nicht zustande.

3. Malerei

Die türkische Malerei ist ein Kind der modernen Zeit. Die religiösen Vorschriften der Haddit, die wir schon im Kapitel „Der Islam als Religion" kennen gelernt haben, verboten die bildliche Darstellung Gottes, ja sogar die des menschlichen und tierischen Körpers. Durch dieses Verbot war jede Entwickelung der darstellenden Künste von vornherein unmöglich gemacht. Man kann sagen, daß von der Begründung des osmanischen Reiches an bis zum Jahre 1874 türkische Malerei einfach nicht existierte. Die zwei Maler, die in dieser Zeit wirkten, sind durchaus als Ausnahmeerscheinungen aufzufassen. Es sind das der Dichter Negari, der unter Sultan Murad III. einige Bilder fertigte, von denen man sagt, sie seien ebenso schlecht gewesen wie seine Verse, und der Maler Klara-Djafer, der unter Muhammed IV. lebte und den Pavillon eines türkischen Dichters mit sehr gerühmten, aber leider verloren gegangenen Fresken schmückte. Diese beiden Maler haben natürlich nur Gemälde malen dürfen, auf denen nichts Lebendiges außer etwa einigen, in der Natur nicht vorkommenden Ungetümen und Monstrositäten dargestellt war.

Erst im Jahre 1874 hat sich die türkische Theologie zu anderen Anschauungen in dieser Frage bekehrt. Dem Propheten und den ersten großen Theologen des Islams war es darum zu tun, jeden Versuch, Götzenbilder herzustellen, von vornherein zu verhindern. Die Vorschriften des Alten Testaments und die Überlieferungen aus der Geschichte des Volkes Israel, z. B. von der Anbetung des goldenen Kalbes, schwebten dem Propheten bei seinem Bilderverbot vor Augen. Die Beispiele der Vergöttlichung der römischen Kaiser sowie auch die Bilderverehrung, die in der christlichen Kirche des Ostens zu Muhammeds Zeit schon eine große Ausdehnung genommen hatte, konnten auf den radikalen Monotheisten nur abschreckend wirken.

Es ist ja auch sehr schwer, die rein künstlerische Darstellung von religiösen Neben- und Mitempfindungen zu trennen. Daher mag es verständlich sein, daß die türkische Geistlichkeit erst so spät sich dazu bewegen ließ, unter Beibehaltung des Verbotes der Darstellung alles Lebenden für Kultzwecke, diese Darstellung wenigstens für rein künstlerische Zwecke freizugeben.

Hin und wieder weilten abendländische Maler an den Höfen der Sultane und malten ihre Brotherren, die sich damit allerdings etwas außerhalb des Gesetzes stellten. Unter anderen finden wir hier den Venezianer Bellini, dessen berühmtes Bild Muhammeds des Eroberers in Venedig hängt. Unter Abdul Hamid war der Italiener Fausto Zonaro, von dem wir noch hören werden, Hofmaler des Serails.

Und schließlich, wie es Leute gibt, die über die Türkei schreiben, ohne sie je gesehen zu haben, so gibt es eine Reihe von Malern, die türkische Bilder malen, ohne jemals die Sonne des Orients geschaut zu haben. Ihre Erzeugnisse haben mit türkischer Malerei naturgemäß nicht das Geringste zu tun.

Erst der Sultan Abdul Azis schuf den Beginn türkischer Malerei, indem er dem Franzosen Guillemet erlaubte, 1874 die erste Malerakademie in Konstantinopel zu gründen. Die Schüler Guillemets müssen demnach auch als die ersten türkischen Maler gelten. Es waren dies zwei Armenier. Der eine, Serkis Diranian, lebte später dauernd in Paris, in dem andern, Givanian, erhielt die Malerspitze schon gleich nach ihrer Entstehung ein reines Exemplar des Typus Bohémien. Sein Biograph sagt von ihm, er hielt sich für einen Sänger, während er zum Maler geboren war. Schließlich verkaufte der hochbegabte Künstler auf den Straßen von Pera kleine Bildchen für einige Franken, nur um nicht verhungern zu müssen.

Schon im Jahre 1875 wurde die erste Kunstausstellung in Konstantinopel eröffnet. Sie enthielt in der Hauptsache Arbeiten der Akademieschüler. Ein gewaltiges Tempo in der

Entwickelung verdankt die türkische Malerei aber erst dem talentierten Hamdy Bey, der 1881 Direktor des kaiserlich ottomanischen Museums wurde. Er war der Bruder des jetzigen Direktors, den wir an anderer Stelle schon rühmend erwähnt haben. Hamdy Bey war in seinen künstlerischen Bestrebungen türkischer Nationalist. Er wollte eine nationale Schule und erwirkte im Jahre 1883 ein kaiserliches Irade, demzufolge die „kaiserliche Kunstschule zu Konstantinopel" eröffnet wurde. Hamdy Bey, der selbst künstlerisch tätig war, wurde ihr erster Direktor. In dieser Schule wurden Malerei, Skulptur, Architektur und Kupferstich gelehrt. Die Lehrkräfte mußten natürlich noch fremde Künstler sein. Die bedeutendsten dieser Künstler, die in den ersten zehn Jahren nach Eröffnung der Schule an dieser wirkten, waren Leonardo de Mango, Fausto Zonaro und Philippe Bello. Sie begründeten die türkische Schule, die seitdem in Europa hie und da in Ausstellungen zu sehen war. Die Schule kann einen gewissen Impressionismus insoferne nicht verleugnen, als sie weniger Wert auf die reale Gestalt der Gegenstände als auf die Wirkung des von diesen Gegenständen reflektierten Lichtes auf den Beschauer Wert legt. Es ist jedem, der den Orient mit einigermaßen künstlerisch empfindenden Sinnen in sich aufgenommen hat, ganz selbstverständlich, daß die unbeschreibliche Durchsichtigkeit der Luft und die schimmernden, manchmal verwischenden, manchmal durch schärfste Trennung von Licht und Schatten wirkenden Reflexe der Malerei des Orients ein ganz eigenartiges Gepräge geben müssen. Wenngleich heute noch nicht viele nationaltürkische Maler vorhanden sind und unter dem, was in Privathäusern „Bilder" genannt wird, vielleicht in noch größerem Umfang als in Europa stilechter Kitsch zu finden ist, so muß doch zugegeben werden, daß die Entwickelung der jungen türkischen Malerei zu einigen Hoffnungen berechtigt. Man darf auch nicht vergessen, daß die letzten zehn Jahre durch ihre politischen

Wirren und Kriege nicht dazu angetan waren, ein kauflustiges und kaufkräftiges Publikum großzuziehen, und daß auch der Staat in diesen Jahren sein Geld für andere Sachen nötiger gehabt hat als für große Ankäufe von Bildern. Auch für die türkische Malerei werden die Verhältnisse also wesentlich günstiger werden, wenn das türkische Staatsschiff nach dem Kriege in ein ruhigeres Fahrwasser einlenken wird. Es wird wohl zweifellos ein Austausch auch von künstlerischen Gedanken möglich sein, der beiden Teilen naheliegende Vorteile zu bringen verspricht.

4. Literatur, Presse und Theater

Die osmanische Literatur können wir einteilen in eine klassische, in eine volkstümliche und in die moderne Literatur. Uns über die klassische Literatur hier weiter zu verbreiten, fehlt der Raum, auch würden wir bei diesem Versuche ganz auf das Urteil anderer angewiesen sein. Es möge der Hinweis genügen, daß diese klassische Literatur ganz unter persischem Einfluß stand. Selbst derjenige, der diese klassische Literatur *nicht* kennt, aber türkisch *spricht*, muß schon zu einer derartigen Vermutung kommen; denn ebenso, wie im Türkischen die Masse der wissenschaftlichen Ausdrücke arabisch ist, so ist hier fast alles, was dem Bereich des Gefühlslebens angehört, persisch. Die klassische Poesie ist, wie Jacob in seinem Buche über türkische Volksliteratur sagt, „an ein festes Gedanken-, Bilder- und Phraseninventar gebunden und zu einem Formenvirtuosentum ausgeartet, dessen Verständnis für sprachlichen und rhythmischen Wohllaut jedoch nicht unterschätzt werden darf". Auch die Kritik Jacobs über die klassische osmanische Prosa scheint mir mit dem Urteil moderner türkischer Literaturverständiger übereinzustimmen. Jacob sagt: „Die klassische Prosa befleißigt sich eines infamen Kurialstils, der Männer von Geschmack von ihrem Studium abschreckt."

Das Studium der türkischen volkstümlichen Literatur hat der Ungar Kunos begründet, indem er reichhaltige Sammlungen auf diesem Gebiete veranstaltete und ihren Inhalt durch Übersetzung in das Ungarische dem Verständnis näher brachte.

Zunächst sind hier die türkischen Märchen zu erwähnen. Teils sind sie übersetzte arabische Märchen, so z. B. das auch in Deutschland wohl hier und dort bekannte „Kyrk vezir", das Märchen von den vierzig Vesiren, teils sind sie originaltürkisch. Die letzteren zeichnen sich vor den arabischen Märchen durch

größere Realistik und, gemäß dem ausgesprochenen Sinn des Türken für den Witz und die Karikatur, durch mehr Humor aus. Das türkische Märchen geht oft nahe an den Schwank heran, der einen ganz beträchtlichen Teil der türkischen Volksliteratur ausmacht. Eine Abart der Schwänke sind die türkischen Gaunergeschichten. Die meisten von all diesen Erzählungen gehen von Mund zu Mund und erleben daher auch im Laufe der Zeit beträchtliche Umwandlungen, so daß man zwei ganz verschieden anmutende Geschichten hören kann, die offenbar beide aus einer dritten Urgeschichte entstanden sind. Berühmt sind die orientalischen Märchenerzähler. In Arabien „Meddach" genannt, sind es dort eigentliche Volksdichter, in der Türkei sind es mehr Schauspieler, die Dialekte und Typen nachmachen, Frauenstimmen imitieren und drollige Geschichten erzählen. Sie sind in ihrer Kunst reine Realisten, denen es auf etwas karikierte, aber sonst möglichst getreue Wiedergabe der Wirklichkeit ankommt.

Aber auch dem Idealismus und der Sentimentalität stattet der Türke seinen Tribut ab. Er tut das in den Volksbüchern oder Volksromanen, die, wie der berühmte Köroghlu, unseren Rittergeschichten vergleichbar sind. Die handelnden Personen sind nicht mehr die Menschen des Alltags, sondern Könige und Helden, ihre Taten überschreiten in ihren Motiven und Wirkungen das Maß des Gewöhnlichen im Guten wie im Bösen. An die Stelle des Grotesken des Schwankes tritt hier teilweise das Grandiose. Häufig werden Stoffe religiösen oder politischen Inhalts zu einem „Destan", einem Gedicht, dessen Formcharakter für uns aber wenig Ansprechendes hat, vereinigt.

Viel höher in dichterischer Beziehung als diese Destans stehen die türkischen Volkslieder. Ich füge hier zur Probe ein von Jacob ausgezeichnet übersetztes Volkslied an, das uns schildert, wie ein Turkmenenmädchen ihrem türkischen Geliebten

zu Liebe ihr Vaterhaus zerstört, fünftausend Goldstücke raubt und nun mit dem Türken entfliehen will. Er aber findet zu dieser letzten Konsequenz nicht den Mut und wird nun von der enttäuschten Geliebten verflucht. Das Lied lautet in der Übersetzung folgendermaßen:

Das Turkmenenmädchen.

„Aus Vaters Zelt, das Glut verschlang,
Von rotem Gold fünftausend Frank
Raubt ich, mich hetzt der Rächer Troß,
Mein junger Bey, geschwind aufs Roß!"

«Der Vater späht, die Mutter fragt,
Uns kommen Reiter nachgejagt,
Sie sind uns nah! — Sie blicken Mord —
Turkmenenmaid, ich kann nicht fort.»

„Ob Vater späht, ob Mutter fragt,
Ob Reiter kommen nachgejagt,
Ob ihre Zahl fünfhundert sei,
Was kümmert's mich, mein junger Bey!"

«Des Rosses Huf ist ungestählt,
Die Decke seinem Rücken fehlt,
Kein Korn bereit für nächt'gen Ritt,
Turkmenenmaid, wie könnt ich mit —.»

„Aus Spangen schaff' ich Hufbeschlag,
Mein Mantel sei sein Wetterdach,
Der Perlen Zier sein Futter sei!
Zu Roß mit mir, mein junger Bey!"

«Turkmenenmaid, Turkmenenmaid,
Das Dunkel weicht der Frührotzeit,
Der Morgenstern schon funkelt dort,
Flieh du allein, ich darf nicht fort —.»

„Mein junger Bey, mein Pascha du,
Mein Arm sei deines Hauptes Ruh,
Mein Haar des Lagers Decke sei,
So laß uns fliehn, mein junger Bey!"

«Ins Joch hab ich den Stier gespannt,
Die Saat gesät ins Ackerland,
Ein junges Weib hab ich gefreit,
Ich will nicht fort, Turkmenenmaid.»

„So fresse Feuer Hof und Hall!
Der Wolf in deine Lämmer fall!
Dir bringe Schmach, die du gefreit,
Dich haßt mein Herz in Ewigkeit."

Unverkennbar ist in diesem Liede, das zu den besten gehört, die dramatische Gestaltungskraft des Dichters. Außer diesen balladenartigen Liedern finden wir noch die sogenannten Ma'nis, volkstümliche Vierzeiler, die in der Form unseren oberbayerischen Schnadahüpfeln ähnlich sind, mit ihnen auch oft verglichen wurden. Inhaltlich unterscheiden sie sich aber durch ihre Sentimentalität von der viel realistischeren bayerischen Volksdichtung.

Das türkische Volksschauspiel tritt in zwiefacher Form auf, einmal als Puppenspiel und dann als Schauspiel, in dem Schauspieler mitwirken. Das Puppenspiel wieder zeigt drei verschiedene Arten: die unseres Kasperltheaters, die des Marionettentheaters und die des Schattentheaters. Die in Deutschland übliche Übersetzung des türkisch-arabischen Ausdrucks „Chajal" mit Schattentheater ist unrichtig. Chajal heißt wörtlich Illusion oder Wahngebilde und hat mit Schatten zunächst gar nichts zu tun. Nur soviel ist richtig, daß die meisten Chajals in der Form von Schattenspielen vor sich gehen.

Der Fastenmonat Ramasan ist eigentliche Spielzeit für das Chajal oder, wie es rein türkisch nach der in ihm auftretenden Hauptperson heißt, für das Karagös. Der Name Karagös heißt auf deutsch Schwarzauge und deutet darauf hin, daß der Träger dieses Namens ursprünglich Zigeuner war.

Das türkische Schattentheater ist eine sehr primitive Einrichtung, die aus einer spanischen Wand mit einem leinwand-

überzogenen Ausschnitt besteht, hinter welchem eine einfache Lampe brennt. Hinter der Lampe sitzt der „Theaterdirektor", bewegt die aus Kamelleder ausgeschnittenen stereotypen Figuren und spricht dazu einen Text, den er sehr oft selbst verfertigt, häufig auch seiner aus Handschriften oder gedruckten Heften bestehenden „Theaterliteratur" entnimmt. Die beiden wichtigsten Figuren des Schattenspiels sind Hadjievad, der Typus des gebildeten Efendis, der stark karikiert ist, und sein Antipode Karagös, unser Kasperl, der Naturbursch, der sich in seinem Charakter so völlig mit diesem unserem Kasperl deckt, daß man ihn einem Deutschen nicht weiter zu erklären braucht. Karagös und Kasperl haben im indischen Vidusacka ihren gemeinsamen Stammvater. Eine dritte Figur heißt Tussus Deli Bekir, vielleicht früher der Typus des Janitscharen, mit noch mehr Wahrscheinlichkeit der Typus der alten türkischen Elitetruppen der Deliler (der Tollen). Das waren Soldaten, die gegen eine Solderhöhung in der Schlacht die gefährlichsten Posten einnahmen. Deli Bekir spielt etwa die Rolle des Gendarmen in unseren Kasperltheatern. Die vierte Figur ist ein Zwerg, Alty kulatsch Bebruki, eine Erinnerung an die zwergenhaften Hofnarren, die die Sultane sich zu halten pflegten. Die letzte Hauptfigur, Kynapzade, die oft auch nur Bey genannt wird, ist der Typus des Stutzers und Schürzenjägers, der in den Stücken häufig ein Liebesverhältnis mit Frau Karagös hat.

Außer diesen Hauptfiguren tritt dann eine Reihe von Dialekttypen auf: der Perser, der Grieche, der Franke, der Lase, der Arnaute, der Araber und der Jude, die alle durch die Eigentümlichkeiten ihrer Rasse wie durch die merkwürdige und den Türken komisch klingende Art der Aussprache des Türkischen ihre Wirkung auslösen. Unter solchen Typen ist auch eine, in der der Türke sich selbst karikiert, das ist der Kastamunili, der Bewohner des Wilajets Kastamuni. Er wird

häufig auch nur als „Türk" bezeichnet und ist der Repräsentant des ungehobelten asiatischen Türkentums.

Eine besondere Klasse von Figuren bilden die pathologischen Typen, so der Kekeme, der Stotterer, und der Tirjaki, der Opiumraucher, der durch sein Einschlafen und Schnarchen an den unpassendsten Stellen komisch wirkt, endlich der Tänzer und der Trunkenbold.

Schließlich kommen noch einige Frauen und Kinder als Figuren vor, so die Familie des Karagös, die Tochter des Hadjievad usw.

Aus dem Tierreich treten die Figuren des bockenden Esels und des Hundes am häufigsten auf, nur selten kann man auch sagenhafte Ungeheuer auf der Bühne sehen.

Der Inhalt der Stücke ist durchaus naiv, oft sehr derb und gelegentlich eindeutig erotisch. Die komische Wirkung wird erreicht durch das physisch Anormale der Personen (z. B. beim Zwerg oder Stotterer), durch Wortwitz und Denkfehler der Handelnden, durch Geißelung bestehender Vorurteile und eigener Schwächen. Die politische Tendenz hat das Karagösspiel schon unter Abdul Hamid fast ganz verloren.

Das türkische Schauspiel, das von Schauspielern ausgeführt wird, wird Orta Oinu genannt. Es bringt gleichfalls durchaus stereotype Figuren auf die Bühne, die zwar der Mehrzahl nach andere Namen als im Karagös haben, aber sich doch charakteristisch mit ihnen decken. Oft auch treten die Figuren des Karagösspiels mit ihren Namen im Orta Oinu auf. Ich hatte selbst Gelegenheit, ein Orta Oinu im Hause eines höheren Beamten zu sehen, als das Beschneidungsfest des jüngsten Sohnes in der Familie mit großem Pomp gefeiert wurde. Der Gastfreundschaft dieses Herrn verdankte ich die Möglichkeit, den ganzen Festlichkeiten als einziger Europäer beizuwohnen, und damit eine der stimmungsvollsten Sommernächte, die ich im Orient verlebt habe. Das

Fest dauerte vom frühen Nachmittag bis in den späten Morgen. Den Mittelpunkt der verschiedenen Veranstaltungen bildete eine zwei Stunden dauernde Karagösvorstellung, die nach Art des Orta Oinu von einer ziemlich großen Anzahl von Personen gespielt wurde.

Auf einem Platze im Garten der Villa war eine Art Arena abgesteckt. Von dieser arenaartigen Form der Bühne hat das Spiel seinen Namen: Orta Oinu heißt „das Spiel der Mitte". Die Arena ist noch einfacher ausgestattet als die älteste Shakespearebühne: eine Art spanische Wand ist das Haus, ein Tisch ist ein Kaufladen, eine Kiste ist eine Schatzkammer usw. Im Gegensatz zur Einfachheit der Bühnenausstattung waren die Kostüme außerordentlich reich und dem Vorbild genau entsprechend. Die Zuschauer nahmen wie bei einem Zirkus rings um die Arena Platz, indem sie einen kleinen Sektor für die außerhalb der Arena wirkenden Musiker freihielten. Diese Musiker spielten zum Teil Oboë, zum Teil kleine Trommeln und füllten die Pausen zwischen den einzelnen Szenen durch ihre Vorführungen aus. Auf der einen Seite der Zuschauer saßen die Damen, ausnahmsweise schleierlos, auf der andern Seite die Herren. Eine Unterhaltung beider Geschlechter war während des ganzen Festes nicht möglich gewesen, man aß auch getrennt. Während des Karagösspiels ersetzte das Spiel der Augen die bei andern Völkern übliche Konversation. Kalklicht erhellte die Bühne, während über dem uns zu Füßen liegenden Golf von Ismid das Silber des Vollmondes glitzerte.

Das Stück selbst war sehr lustig, das Spiel der Schauspieler außerordentlich grotesk und talentiert. Dabei wurde so gut gesprochen, daß selbst der Fremde nahezu alles verstand. Auffallend war mir der stark erotische Einschlag des Inhaltes, über den Damen und Herren in gleich natürlicher Weise schallend lachten, was bei der sonstigen Zurückhaltung der Damen

doppelt auffällig war. Die Frauenrollen wurden selbstverständlich von Männern gespielt.

Es gibt im Orient allerdings eine Reihe von Theatervorstellungen, so namentlich in Syrien, in denen Frauen mitwirken. Das sind aber nie Muhammedanerinnen, sondern meist Jüdinnen. Die Juden bilden eine besondere Truppe, die die sogenannten Mokkabaz, das sind Gauklerspiele, aufführen. Über die rein arabischen Theater haben wir schon im Kapitel Araber das Nötige erwähnt.

Das europäisierte türkische Theater steht noch in seinen Anfängen. Die einzige gute türkische Operette, „der Leblebidji Horhor agha" (der Kichererbsenhändler Meister Horhor) ist jedenfalls nicht schlechter als die Mehrzahl unserer Operetten. Ich sah im Januar 1913 eine recht gute Aufführung dieses Werkes in Konstantinopel durch eine deutsche Truppe. Die durch europäische Truppen vermittelten dramatischen Aufführungen sind im übrigen durchwegs schlecht und bewegen sich im allgemeinen in den niedrigsten Gebieten der Posse oder französischer Ehebruchskomik. Es ist bei dem Interesse, das der Türke der Bühne entgegenbringt, anzunehmen, daß in der Zukunft auch hier deutsche Kunst ein reiches Feld der Betätigung wenigstens in Konstantinopel finden kann. Allerdings muß die deutsche Sprache dazu noch mehr Allgemeingut der gebildeten Kreise werden. Die unübertroffene Realistik des guten türkischen Schauspielers wird umgekehrt auch uns Deutschen viel Genuß und Freude vermitteln können.

Die allerneueste Zeit seit 1909 hat bei der allgemeinen Lage der politischen Verhältnisse einen Stillstand im Gebiet der reinen Dichtung hervorgerufen. Nur der politische Roman zeigt einige bedeutendere Erscheinungen. In der Memoirenliteratur sind zwei hervorragende Werke erschienen: Die Memoiren des Mehmed Said Pascha in drei Bänden, die 1911

herauskamen und die Geschehnisse seit 1882 behandeln. Said Pascha, der später Großvesir wurde, übergeht allerdings gerade die interessantesten Momente, nämlich die Zeit, in der er erster Kabinettsekretär Abdul Hamids war. Das zweite Memoirenwerk stammt von Mahmud Djellaleddin und trägt den Titel „Spiegel der Wahrheit" (1910—1912). Es behandelt die Zeit der Verfassungskämpfe und der äußeren türkischen Politik in den Jahren 1876—1878.

Daneben ist eine große politische Broschürenliteratur vorhanden, die uns nicht weiter interessiert.

Die wissenschaftliche Literatur ist im Großen und Ganzen reine Übersetzungsliteratur. Nur die Revue, die das Institut für osmanische Geschichte seit 1910 herausgibt, enthält wertvolle Originalarbeiten.

Die türkische Presse ist wenig bedeutend. Das ist um so merkwürdiger, als der Türke eine ausgesprochene politische Veranlagung besitzt und sehr gerne Zeitungen liest. Am meisten schadet der Presse die Vielsprachigkeit Konstantinopels. Es gibt türkische, deutsche, griechische, armenische, französische und jüdische Zeitungen, von denen jede einzelne natürlich nur eine beschränkte Anzahl von Lesern hat. Auch die wechselnden Bestimmungen des Preßgesetzes sowie die Notwendigkeit, bei den politischen Kämpfen der letzten Jahre die Presse fest an der Hand der jeweiligen Regierung zu halten, sind der Entwickelung des Pressewesens nicht vorteilhaft gewesen. Selbst europäische Zeitungen sind wiederholt der Aufhebung verfallen. Wird eine Zeitung häufig vom Verbot des Erscheinens betroffen, so verliert sie, zumal da sie ihren Hauptgewinn aus dem Straßenverkauf zieht, mit der Zeit alle ihre Abnehmer. Die Auflagenhöhe der türkischen Blätter ist in Anbetracht dessen, daß Konstantinopel eine Millionenstadt ist, auffallend gering. Das am meisten gelesene Blatt, „Ikdam", erscheint in 20,000—30,000, „Tasvir-i-Efkiar" in 25,000, „Sabah" in 22,000—25,000, „Tanin" in 18,000

Exemplaren. Die griechischen Zeitungen haben nur Auflagehöhen von je 1500—2000 Exemplaren. Von dem französischen „Stamboul" werden 8000, von „La Turquie" 4000 und von „Jeune Turc" 5000 gedruckt.

Auch der die deutschen und schweizerischen Interessen vertretende „Osmanische Lloyd" hat nur eine geringe Auflagenhöhe. Er müßte nach dem Kriege, um deutschen Einfluß tatsächlich zu verbreiten, nicht wie jetzt deutsch-französisch, sondern deutsch-türkisch sein und einer vollkommenen Reorganisation unterzogen werden. Konstantinopel besitzt auch eine gute Wochenschrift für türkische Frauen, genannt „Frauenwelt", türkisch: „Kadinlar Dünjassi". Im Rahmen der türkischen Zeitungen steht mit an erster Stelle das türkische Witzblatt „Karagös", nach der Hauptfigur der Schattenspiele benannt. In dieser Zeitung werden die politischen Ereignisse teilweise in Form von Gesprächen zwischen Karagös und seinem Genossen Hadjevat, ganz ähnlich wie im Kladderadatsch zwischen Müller und Schulze besprochen und durch karikierende Zeichnungen illustriert.

Das türkische Zeitungswesen wird durch eine Erhöhung der allgemeinen Bildung, wie sie in der Türkei angestrebt wird, gewinnen. Auch muß sich die Türkei unbedingt dazu entschließen, der Berner Übereinkunft zum Schutz des Urheberrechtes beizutreten. Bis heute sind die geistigen Erzeugnisse Europas in der Türkei ungeschützt. Es kann dort jeder nachdrucken, was er will. Das ist im Musikalienhandel für den Käufer zwar ganz angenehm, denn er findet Neudrucke, die viel billiger sind als die Originaldrucke der Heimat. Bei einem zu erwartenden Beginn geistigen Verkehrs zwischen der Türkei und den Zentralmächten aber sind solche Verhältnisse natürlich unhaltbar.

Schlußwort

Irgendwelche besonders hervorgehobene, für das ganze vorliegende Buch geltende Schlußgedanken hier in der Zusammenfassung wiederzugeben, erscheint überflüssig. Die Absicht des Verfassers ging nie darauf hin, den Gegenstand programmatisch zu behandeln; er gab im Gegenteil seine Anschauung, wie sie sich aus persönlicher Erfahrung und aus dem Studium der Literatur heraus gebildet hatte, in diesen Blättern wieder. Er ist dabei weit entfernt von dem ziemlich verbreiteten Dünkel, zu glauben, daß eine einmal gebildete Anschauung nun wie ein Fels den Anstürmen neuer Erfahrungen und neuer Forschungsergebnisse sich entgegenstemmen müsse oder auch nur dürfe. Ihm scheint eine solche Starrheit mehr Eigensinn als Charakter zu bedeuten und dem am allerwenigsten zu dienen, was wir alle am meisten suchen, der Klarheit in der Erkenntnis und der Wahrheit in unserem innersten Empfinden.

Register der Orte und Personen

Abbassiden 191, 193, 195.
Abd-er-Rahman 188.
Abdul Azis 111, 280.
Abdul Hamid 21, 32, 56, 84, 93, 97, 107, 108, 110, 111—120, 122—129, 157, 165, 206, 210, 217, 220, 241, 246, 280.
Abdul Medjid 120 Anm. 1.
Abessynien 41.
Abraham 45, 72 Anm. 1.
Abu Bekr 39, 43.
Abu Daud 44 Anm. 2.
Abu Talib 37.
Achalzich 155.
Achmet Hikmet 30.
Adana 32, 108, 217, 218, 225.
Adiabene 167.
Adrianopel 10, 54, 85, 87, 98, 100, 132, 181, 182, 266, 272.
Ägypten 7, 41, 91, 167, 185, 247, 264, 267, 275, 276.
Afiun Kara Hissar 225.
Afrika 7.
Agia Sofia 10, 12.
Akka 117.
Ala-Eddin 149.
Albanien 96, 129.
Aleppo 8, 13, 127 Anm. 1, 188, 199, 261.
Alexander I. 132.
Alexander II. 84.
Alexander von Battenberg 90, 92.
Alexandrette 185.
Alexandrien 91, 183, 188.
Alexandropol 155.
Ali 44.
Allah 27, 65, 76.
Almanzor 193.
Alty Kulatsch Bebruki 287.
Amanus 261.
Amasia 227.
Amerika 224.
Anatolien 6, 31, 106, 107, 109, 209, 212, 213, 215 Anm. 3, 219, 223, 224, 234.
Angara 144.
Angora 217, 227, 235, 242, 243.
Antiochien 188, 275.
Anton (Hauptmann) 225.
Antonina 5.
Arabia felix 188.
Arabien 31, 61, 76 Anm. 1, 185—199, 209, 228, 234, 235, 267, 276.
Aralsee 145.
Arcadius 9.
Ardahan 85.
Aristoteles 177, 190.
Armenien 76 Anm. 1, 104 ff., 154—164, 167, 188, 209, 234.
Arta 96.
Asien 7, 209.
Assur 47 Anm. 1.
Assyrien 264.
Athen 4.
At Meidan 12.
Ay Chan 146.
Ayscha 27, 41, 41 Anm. 2.

Baalbeck 127 Anm. 1.
Babylon 146, 158, 166, 261, 277.
Bacchus 262.
Baedecker 15.
Bafra 252.

Bagdad 8, 60, 61, 194, 195, 197, 242, 243, 262.
Bajesid II. 172.
Bajesid (Ort) 85, 87.
Bajesid (Platz) 12.
Balkan 109.
Barsadschar 146.
Batum 20, 85, 155.
Bauer, Karl 176 Anm. 1.
Bayern 209.
Becker, Heinrich 136.
Beethoven 192.
Berlin 198.
Berovic 101.
Beschiktasch 113.
Bessarabien 85.
Bethlehem 55, 56.
Beyler Bey 21, 113.
Beyrut 127 Anm. 1.
Bismarck 83, 84, 86, 90, 92.
Bitlis 106, 155.
Böttger 189 Anm. 2, 276.
Bodenstedt 230.
Bordeaux 226.
Bosnien 88, 90, 127, 128.
Bosporus 3, 4, 6, 89, 97, 112, 113, 117, 132, 199, 223, 227, 229.
Brussa 255, 267, 277.
Buchari 44, 44 Anm. 2.
Bulgar 146.
Bulgarien 31, 85, 87, 88, 90, 91, 98, 100, 123, 128.
Burtas 146.
Buxton Noel 123.
Byzantion 4 ff.
Byzanz 5 ff., 9, 41, 89, 118, 149, 264, 265, 276.

Cassaba 242, 243.
Chadidscha 37, 38, 41 Anm. 2.
Charput 155.
Charybdis 4.
China 167, 188, 194, 276.
Christus (vgl. Jesus) 46, 58, 60, 70 Anm. 1, 224.
Cilicien 108, 155, 185.
Cordova 166, 188, 271.
Cypern 86, 88, 91, 127 Anm. 1, 188.

Dag Chan 146.
Damaskus 8, 127 Anm. 1, 174, 188, 197, 198, 199, 261, 262, 270, 271, 275.
Dardanellen 6, 89, 199, 241.
Darius 277.
Demir Hissar 125.
Deutsches Reich 24, 25, 186, 209.
Diarbekir 117, 155, 227.
Dingiz-Chan (auch Dschingiz) 146, 195, 276.
Djavid Bey 165 Anm. 1.
Djerablus 185.
Djoroch 155.
Dobrudscha 85.
Donau 148.
Dorier 4.
Drama 126.
Dresden 189 Anm. 2.
Dschauaïria 41 Anm. 2.
Dschebeli 127 Anm. 1.

Ed Deir 262.
Ehden 127 Anm. 1.
Elijahu de Vidas 173.
England 24, 34.
Enver Pascha 53, 123, 124, 125, 129, 131.
Ephesus 261.
Epirus 88, 101.
Erenköy 226.

Ertogrul 149.
Erzerum 7, 105, 117, 155, 156.
Eski Schehir 149, 242, 243.
Euphrat 154, 185, 262.
Europa 209.

Faik 126, 126 Anm. 1.
Faust 64.
Fausto Zonaro 280, 281.
Ferdinand von Bulgarien 92, 98, 128.
Fezzan 117.
Florenz 3.
Frankfurt a. Main 180.
Frankreich 7, 24, 209.
Fröbel 179.

Gabriel (Engel) 40.
Galata 8, 20, 21.
Galiläa 176.
Gallien 167.
Genf 121.
Genua 10, 276.
Gerson 72.
Gerstmann, Joseph 178.
Givanian 280.
Göck Chan 146.
Göktschasee 155.
Gördes 253.
Goldenes Horn 6.
Golgatha 55.
Goltz, von der 141, 211.
Gomidas, Pater 160.
Gottfried von Bouillon 194.
Granada 272.
grande rue de Pera 16.
Griechenland 7, 31, 88, 95—104.
Grothe, Hugo 157, 157 Anm. 1.
Gül-Chané 14.
Gün Chan 146.
Guillemet 280.
Gumari 146.

Hadjievad 287, 292.
Hadschiler-Ezan 54.
Hadschi-Loja 90.
Hassa 41 Anm. 2.
Haidar Pascha 5, 242, 243.
Hakal 146.
Hakim Jacob 172.
Halid Bey 14.
Ham 146.
Hama 242, 262.
Hamburg-Amerika-Linie 21.
Hamdy Bey 14, 281.
Harnack, Adolf 115.
Hartmann, Martin 45 Anm. 2.
Harun al Raschid 194.
Hauran 127 Anm. 1.
Hellas 148.
Henry Marteau 19.
Heraklius 41.
Hereke 253.
Herzegowina 80, 90, 127, 128.
Hierapolis 261.
Hiob 60 Anm. 1.
Homs 262.
Hussein 44.

Ibn Madscha 44 Anm. 2.
Ibn Tulun 264.
Ibrahim Pascha (Ägypter) 28, 195.
Ibrahim Pascha (Kurde) 108.
Ignatieff 84.
Imlak 146.
Indien 167, 194.
Iran 148.
Irtisch 144.
Isaak 72.
Isak Zarfati 172.
Ismid, Golf von 227, 252, 253, 289.
Israel 146.
Italien 7, 89, 129.

Izates 168.
Jacob 283, 284.
Jäckh 210.
Jaffa 22, 181.
Janina 96.
Japhet 145, 146.
Jeddykule 9.
Jehuda Chasid 168.
Jenissei 144.
Jerusalem 22, 56, 172, 173, 175, 176, 178, 188, 194, 271.
Jesaia 167 Anm. 1 und 2.
Jesus (vgl. Christus) 36, 39, 40 Anm. 1, 45, 168, 176 Anm. 1.
Jesus Sirach 181 Anm. 1.
Jolduz Chan 146.
Joseph Karo 173.
Juden 8, 17, 165—184.
Justinian 9, 10, 13, 148, 265.

Kaaba 41.
Kärger 223.
Kairo 121, 176, 194, 197, 264.
Kaisarié 106, 227.
Kaladsch 146.
Kanea 101.
Kandia 102.
Kanobin 127 Anm. 1.
Kant 45.
Kara 146.
Karabagh 155.
Karagös 286 ff., 292.
Kara Theodori 86, 101.
Karl der Große 194.
Karl Martell 193.
Kars 85.
Kaspisches Meer 145.
Kastamuni 210.
Katharina II. 132.
Kaukasien 7.
Kaukasus 148.
Kese Köprü 185.
Khazar 146.
Kiamil 126.
Klara-Djafer 279.
Kleinasien 8.
Koch E. W. 254 Anm. 1.
Komnenen 10.
Konia 217, 218, 219, 242, 243.
Konstantin 5, 9.
Konstantinopel 3—22, 49, 54, 83, 84, 87, 105, 107, 108, 113, 124, 125, 126, 132 ff., 161, 171, 172, 194, 199, 200, 217, 221, 224, 229, 242, 252, 255, 261, 264, 265, 267, 271, 272, 275, 277, 280, 290, 291.
Konstanza 20.
Kossowo 125, 126.
Kreta 101, 102, 141, 200, 201.
Krim 7.
Kunos 283.
Kunowski 263.
Kurdistan 31, 209.
Kutaja 277.
Kynapzade 287.

Lasistan 155.
Lateinisches Kaisertum 10.
Leo der Große 9.
Leonardo de Mango 281.
Lobanow 155.
Lobwüste 145.
London 164.
Loreley 113.
Licinius 5.
List 251, 251 Anm. 1.
Lucas 60 Anm. 1.
Ludwig XV. 114.

Magnesia 261.
Mahmud Djellaleddin 291.
Mahmud Schewket 12, 118, 128, 131.
Maimanna 41 Anm. 2.
Maimonides 166.
Makedonien 98, 99, 120, 123.
Marcus 60 Anm. 1.
Maritza 87.
Maro, Johannes 127 Anm. 1.
Marmarameer 11, 200.
Matthäus 60 Anm. 1.
Medina 40, 41.
Mehemed Ali 96, 174.
Mehemed el Fatih 10.
Mehmed V. 129.
Mehmed Said Pascha 126, 290, 291.
Meißen 276.
Mekka 37, 40, 41, 41 Anm. 2, 54, 64.
Memphis 188.
Menlik 125.
Menzel, Theodor 126.
Mersina 200.
Mersivan 106.
Mesopotamien 7, 32, 76 Anm. 1, 141, 188, 199, 212, 218, 223, 261.
Milan 92.
Milet 261.
Ming 146.
Miriam 41 Anm. 2.
Mirza-Schaffy 230.
Mogul 146.
Moltke 77, 234, 235.
Monastir 100, 125, 126.
Montenegro 87.
Mosché de Léon 170.
Mosché Makir 173.
Moses 45, 64, 72, 72 Anm. 1.
Mossul 185.
Muawijeh 198.
Muhammed 36—42, 45, 46 Anm. 1, 65, 165, 264, 270, 279.
Muhammed II. 10, 25.
Muhammed IV. 279.
Muhammed der Eroberer (vgl. Mehemed el Fatih) 172, 280.
Murad 111, 279.
Muslim 44 Anm. 2.
Mustafa Beha Bey 32.

Nahr Barada 270.
Napoleon 42, 93, 132.
Nasai 44 Anm. 2.
Naumann 97, 223.
Navarin 132.
Nazim Pascha 131.
Neapel 3.
Negari 279.
Neumann, W. A. 254 Anm. 1.
Newyork 21.
Niazy Bey 125.
Nietzsche 38.
Ninive 261.
Nischantasch 20.
Nisib 28.
Noah 45 Anm. 1, 146.
Noradunghian 86, 201, 202.
Novibazar 85, 88, 127.

Ob 144.
Obermeyer, Jakob 177 Anm. 2, 197.
Ochrida 98, 125.
Ochridasee 85.
Odessa 20.
Odysseus 4.
Österreich 7, 127, 128.
Oghus Chan 146.
Olymp 225.
Omayjaden 188, 198.
Omm Habiba 41 Anm. 2.

Omm Salama 41 Anm. 2.
Oskian Efendi 161.
Osman 149.
Osman Pascha 126.
Ostbalkan 85.
Ostrom 264.
Ostrumelien 90, 91, 92, 98, 100, 104, 128.
Osturkestan 148.

Padua 173.
Palästina 63, 165—184, 227, 228, 262.
Palmyra 262.
Palu 156.
Pankaldi 128, 161.
Paris 24, 121, 164, 180, 217, 280.
Paul IV. (Papst) 171.
Penelope 4.
Pera 8, 16 ff., 280.
Pergamon 14, 261.
Persien 41, 87, 133, 192, 194, 264, 276.
Peter der Große 132.
Petersburg 132.
Philippe Bello 281.
Philippopel 87.
Pietschmann, Dr. 154.
Plewna 83, 239.
Poitiers 193.
Pontus 148, 155.
Preußen 209.
Prevesa 96.
Prinzeninseln 11.

Raineralpe X.
Rajak 242.
Rebekka 72.
Rehabeam 72 Anm. 1.
Renan 185, 185 Anm. 1.
Reschad (vgl. Mehmed V.).
Reschith Chokhma 173.
Resnia 125.
Reuchlin 171.
Rhodos 117, 174, 188.
Riviera 13.
Rohrbach, Paul 32 Anm. 1, 161.
Rom 5, 127 Anm. 1, 148, 167.
Rothschild, L. N. 169 Anm. 1.
Rumänien 85, 89.
Rus 146.
Rußland 128, 209.

Saba 62.
Sabbatai Zewi 173 Anm. 1.
Sabri Bey 125.
Sachsen 209.
Safet 173.
Safia 41 Anm. 2.
Said 43.
Sainab 41 Anm. 2.
Sainab II. 41 Anm. 2.
Saklab 146.
Salich Pascha 12.
Salomon 62, 72 Anm. 1.
Salonik 100, 113, 123, 124, 125, 126, 242.
Samos 201.
Samuelis 60 Anm. 1.
Samsun 252.
Sarafow 100.
Sardes 261.
Sauda 41 Anm. 2.
Sax 98.
Schaefer, C. A. 214 Anm. 1, 221, 240, 247, 251.
Schemsi Pascha 125.
Schirket-i-Hairié 21.
Schischli 20, 128.

Schulmann, Dr. J. Widmungsblatt.
Schwarzes Meer 4, 133, 145.
Scutari 11, 21.
Scylla 4.
Seldschuken 10.
Seleukiden 158.
Sem 146.
Semiramis 270.
Septimius Severus 5.
Serail (altes) 4, 14.
Serbien 87, 123, 127.
Seres 126.
Serkis Diranian 280.
Sevilla 272.
Simeon ben Jochai 170.
Simson 172.
Sinan 272.
Sinope 117.
Sizilien 13, 193, 194, 271.
Smyrna 7, 22, 173 Anm. 1, 227, 228, 253.
Sofia 98.
Soliman 272.
Spanien 7, 167, 188, 189, 276.
Sparta 4.
Stambul 8, 9, 11 ff.
Stambulow 98.
Steinebach, Max 178.
Stöckel, J. M. 254 Anm. 1.
Stojanow 91.
St. Stefano 84, 87, 132.
Stuttgart 3.
Suezkanal 7, 133.
Susa 277.
Syrien 17, 41, 76 Anm. 1, 127 Anm. 1, 134, 141, 148, 174, 185, 194, 199, 209, 227, 234, 255, 267.
Syrische Wüste 185.
Szamatolski 30.
Tachin 146.
Täbris 156.
Talaat Bey 131.
Tatar 146.
Taurus 219.
Taurus (armenischer) 154.
Tedmur 262.
Tel el Kebir 91.
Theoderich 9.
Theodora 9.
Theodosius 9.
Therapia 21.
Thessalien 88, 90, 101, 102.
Thracien 87.
Tianschan 145.
Tiberinsel 167.
Tirmidy 44 Anm. 1.
Tobias 60 Anm. 1.
Tokat 227.
Toledo 271.
Tours 193.
Transsoxanien 148.
Trapezunt 7, 156, 200, 227, 252.
Treitschke 95.
Trietsch, Davis 200, 247, 248.
Tripolis 127 Anm. 1, 129.
Tripolitanien 130.
Troja 4.
Tschadaltscha 5, 6, 132.
Türk 146.
Tütek 146.
Tunis 90.
Turkmenen 218.
Tussus Deli Bekir 287.
Tyrus 127 Anm. 1, 275.

Üsküb 98.
Ular-Insabato 239 Anm. 1.
Urarthu 158.

Urfa 28.
Urmutschi 145.
Uschak 253.

Vambéry 150.
Venedig 10, 276, 280.
Venizelos 104.
Venus 262.

Wan 155, 156.
Weißmann, Viktor 182.
Wien 132, 195.
Wirth, Dr. 86 Anm. 1, 123, 126 Anm. 1.
Württemberg 155, 209.
Wustmann 186.

Yamana 41.
Yemen 209.
Yildiz 113, 115, 116.
Yücksek galdyrim 16.
Yürücken 218, 253.

Zaimis 103.
Zamzam 64.
Zarathustra 38.
Zarigrad 8.
Zion 172.

Anmerkung. Das auf dem Einband befindliche Schriftzeichen stellt die Tughra d. i. das türkische Staatssiegel dar.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Moltke, eine Biographie. Verlag von B. G. Teubner. 1913.

Das deutsche Heer, Feld- und Heimatbücher. Ebendort.

Nargileh, Türkische Skizzen und Novellen. Delphinverlag. 1916.

Die ganze Welt im Bilde. 1. Heft. Die Türkei. Ebendort.

Türkische Frauen. Verlag von Arthur Hertz. München 1916.

Das Kriegsbuch. Eine Einführung in das Verständnis strategischer und taktischer Vorgänge. Verlag Leybold. München 1916.

Urteile über Franz C. Endres: Die Türkei

Nord und Süd: „Dieses von warmer Liebe und wahrer Objektivität geschaffene Buch scheint besser geeignet zu sein, Fäden zwischen uns und der Türkei zu knüpfen, als manches umfangreiche Werk aus der Feder von Fachgelehrten."

Weltwirtschaftliches Archiv: „Gerade die tiefe, nicht wissenschaftliche, rein menschliche Kenntnis, die sich Endres von der Türkei erworben hat, die außergewöhnlich feine und objektive psychologische Beobachtung, wird auch dem Nationalökonomen, der aus den Tatsachen die rein wirtschaftlichen Kausalitäten herauszulesen versteht, als erste Einführung eine wirklich wertvolle Basis geben."

Frankfurter Zeitung: „Das Buch von Endres ist eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer aufklärenden Literatur über die Türkei."

Österr. Monatsschrift für den Orient: „Diese Schrift ist als leichtflüssige Einführung in die Welt des türkischen Orients auf das wärmste zu empfehlen."

Westermanns Monatshefte: „Der Verfasser, der mehrere Jahre an bedeutsamer Stelle in und mit dem Lande gearbeitet hat, tritt seinem Gegenstand in nüchterner, das Für und Wider ruhig abwägender Betrachtung gegenüber: man spürt die Früchte einer von ernstem Wahrheitsstreben erfüllten Erörterung all dieser Dinge mit einheimischen Kennern, die der Verfasser gehört, deren Auffassung und Urteil er sich jedoch nie ohne eigene Kritik angeeignet hat."

Beiträge zur Kenntnis des Orients: „Zwischen Wissenschaft und Unterhaltung steht das Werk von Franz Karl Endres, der als Offizier eine Zeitlang in der Türkei zugebracht hat, also Eigenes an Beobachtungen und Urteilen zu bieten weiß und dies in gewandter Sprache. Was der Verfasser in den verschiedenen Kapiteln seines Buches über Gesellschaft und Sitte, über die neuere Geschichte der Türkei, über die völkischen Verhältnisse im türkischen Reiche zu geben weiß, hält sich von Schönfärberei ebenso fern wie von unfruchtbarer Schwarzseherei. Liebevolle Sorgfalt widmet er der Schilderung des türkischen Volkscharakters."

Streffleurs Militärblatt: „Das hübsch ausgestattete Buch soll eine Einführung in das Verständnis des türkischen Orients sein, es hält aber weit mehr, als es verspricht. Es ist eine vorzügliche, stellenweise bis ins Detail gehende Darstellung türkischen Wesens; in vieler Hinsicht gibt der Verfasser neue Gesichtspunkte, beleuchtet manche Frage von einem anderen Standpunkte, als es der ist, den wir Mitteleuropäer einnehmen; aber er begründet sein abweichendes Urteil in sachgemäßer und durchaus vornehmer Weise. Es ist eines der besten Bücher, die in den letzten Jahren über den nahen Orient geschrieben wurden und kommt dem auch bei uns wachsenden Interesse für die Türkei gewiß sehr entgegen."

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Chronik des Deutschen Krieges

nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen

Bis November 1916 sind erschienen: Band I—IX. Jeder Band mit etwa 500 Seiten Text, mit Bildnissen und Kärtchen. Band IV und Band VIII enthalten je ein ausführliches Namen- und Sachregister über die vorausgegangenen Bände. Preis gebunden Band I—VIII je 2 Mark 80 Pfg., Band IX u. ff. je 3 Mark 50 Pfg.

Urteile:

Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß jeder neu erscheinende Band der Beck'schen Chronik des Deutschen Krieges dazu beiträgt, das Ansehen des Werkes zu erhöhen. Auch die Geschichtswissenschaft hält mit ihrer Anerkennung nicht zurück. Geh. Rat Prof. Dr. **Erich Marcks** fällt folgendes Urteil: „Ich finde diese Zusammenstellung militärischer, politischer Nachrichten und wichtiger Aufsätze ungemein wertvoll; ich kenne keine Veröffentlichung von gleicher Fülle und Sicherheit." — Prof. Dr. **Loserth** (Zeitschr. f. österr. Gymnasien): „Dieses Werk ist weitaus höher einzuschätzen als andere Werke ähnlichen Inhalts und gleicher Richtung. Hier findet sich alles Wesentliche, was auf den Fortgang des großen Krieges Bezug nimmt, in einer geradezu mustergültigen Weise gesammelt und geordnet." — Geh. Rat Dr. **Otto Crusius**, Präsident der K. b. Akademie der Wissenschaften: „Ein monumentales Werk, das die Tatsachen selbst so deutlich sprechen läßt. ‚Auf die Tatsachen hören' soll man nach den alten Philosophen: nichts führt, wie dieses Buch, an die günstigste Stelle dafür!"

Als Ergänzungsband zu Band VII ist erschienen:

Die belgischen Gesandtschaftsberichte

aus den Jahren 1905 bis 1914

Mit Namen- und Sachregister

Gebunden M 2.80

Reichskanzler von Bethmann Hollweg:

„Diese Berichte der belgischen Diplomaten geben ein klares Bild von der Ententepolitik der letzten zehn Jahre. Gegen diese Zeugnisse kommen alle Versuche der gegnerischen Seite nicht auf, uns die Kriegslust, sich selbst die Friedensliebe zuzuschreiben."

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Ein Seitenstück zu Franz C. Endres / Die Türkei

Die christlichen Balkanstaaten
in Vergangenheit und Gegenwart

Eine geschichtliche Einführung

von

Professor Dr. Fritz Friedrich

6½ Bogen — Kartoniert M 2.—

Inhalt: Der geographische Schauplatz · Die Völker · Die Zeit der Türkenherrschaft · Die Befreiung der Serben und Griechen · Griechenland seit 1830 · Serbien seit 1830 · Rumänien seit 1856 · Bulgarien seit 1878

„Der Verfasser hat in dieser geschichtlichen Einleitung den sonst in vielen Werken und Artikeln zerstreuten Stoff gesammelt und bietet diesen in dankenswerter Weise dem Leser dar. . . . Das äußerst flüssig geschriebene Buch birgt eine Masse von Arbeit, gibt einen kurzen, klaren Überblick, bietet willkommene Stammtafeln der Herrscherhäuser, sowie statistische Zahlen und bildet eine willkommene Ergänzung der Bücherei eines jeden, der sich mit den Fragen des näheren Orients beschäftigt. Die Beschaffung wird empfohlen." Militärwochenblatt.

An den Rändern des Römischen Reichs

Sechs Vorträge über antike Kultur

von

Dr. Hermann Thiersch

Professor der klassischen Archäologie an der Universität Freiburg i. Br.

IX, 151 Seiten 8° — Gebunden M 3.—

Inhalt: 1. Ägypten — Alexandria · 2. Arabien — Petra · 3. Syrien — Antiochia · 4. Kleinasien — Die Griechenstädte · 5. Nordafrika — Karthago · 6. An Rhone und Rhein — Trier · Anmerkungen

„Wer sich ein klares Bild von der Entwickelung der Kultur, der politischen, wirtschaftlichen und religionsgeschichtlichen Bedeutung dieser Länder verschaffen möchte, dem sei dieses kleine Werk, das ferne von irgendwelcher aufdringlicher Gelehrsamkeit in plastischer Kürze jedermann genußreiche Stunden bringen wird, aufs wärmste empfohlen." Literarisches Zentralblatt.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Theodor Bitterauf / Die deutsche Politik und die Entstehung des Weltkrieges. VII, 202 Seiten 8°. Leicht gebunden M 2.80

K. Th. v. Heigel / Deutsche Reden. Mit Anhang: Aufsätze und Reden über den Krieg, einem Nachruf und einem Bildnis. Gebunden M 5.—

Fritz Endres / Prinzregent Luitpold und die Entwicklung des modernen Bayern. In Pappband M 2.— (Soeben neu erschienen)

Karl Strecker / England im Spiegel der Kulturmenschheit. Ein Buch der Zeit. Gebunden M 2.—

Fr. W. Freiherr von Bissing / Deutschlands Stelle in der Welt. Geheftet M 1.—

Julius Kaerst / Das geschichtliche Wesen und Recht der deutschen nationalen Idee. M 1.50

Siegfried Marck / Deutsche Staatsgesinnung. M 1.20

Karl Alexander von Müller / Über die Stellung Deutschlands in der Welt. M 1.— (Soeben neu erschienen)

Deutschland, Deutschland über Alles! Ein Lebensbild des Dichters Hoffmann von Fallersleben von Dr. Heinrich Gerstenberg, Direktor des Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg. Mit Abbildungen. Gebunden M 2.—. (Soeben erschienen)

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Walter Flex

Der Wanderer zwischen beiden Welten

Ein Kriegserlebnis

Gebunden M 2.50 — Soeben erschienen

Wanderer zwischen beiden Welten, zwischen der Welt der Dinge und der Welt des Geistes, zwischen Soldatenleben und Soldatentod sind der Verfasser — der Leutnant und Dichter Walter Flex — und der gute Kamerad, dem er in diesem Buch ein Denkmal gesetzt hat. — Dieser deutsche Leutnant und Kandidat der Theologie Ernst Wurche, dem es gilt, ist eine unvergeßliche Gestalt geworden. Sein Wesen voll schöner Menschlichkeit wirkt darin fort, wie es im Leben seine ganze Umgebung geläutert und beglückt hat. Das reine Bild eines jungen deutschen Helden!

Herbert Schring

Oberleutnant

Meine M.G.K.

Kriegserlebnisse in Ostpreußen

Gebunden M 2.80 — Soeben neu erschienen

„Die Schicksale einer Maschinengewehrkompagnie werden das Interesse vieler wachrufen. Eine erfreuliche Lebendigkeit und Flottheit der Schilderung ist einer der Hauptvorzüge des Buches. Weniger ein Buch vom eigenen ‚Ich' im Kriege sind diese Kriegserlebnisse, sondern ein hohes Lied vom wundersamen Geist und der glänzenden Haltung des deutschen Heeres sind diese Blätter." Anhalter Tagebl.

Freiherr Walter von Rummel

Das erste Jahr

Aus den Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen

Gebunden M 3.— — Soeben neu erschienen

„Wer nur von Kriegsgetöse und Schlachtenlärm lesen will, kommt in dem Buche nicht auf seine Rechnung. Wohl aber, wer in fein abgestimmten Bildern von mühsamer Kriegsarbeit, von stillem Heldentum, von traulichen und schaurigen Stunden des Krieges von einem liebenswürdigen Erzähler sich vorplaudern lassen will." Kgl. bayer. Staatsanzeiger.

Karl Graf Scapinelli

Von der Adria bis zum Ortler

Kriegsberichte von der österreichisch-italienischen Front

Gebunden M 2.20 * Mit 8 Bildern * Soeben neu erschienen

„Graf Scapinellis Kriegsbuch wird allen denen willkommen sein, die als Hochtouristen jene Schneegefilde durchstreiften, auf denen heute Tirols Landesschützen gegen welschen Raub treue stille Wacht halten. Aber auch die anderen können darin vortreffliche Worte von den übermenschlichen Kämpfen in den Dolomiten und an den kahlen Höhen des Karst finden." Anhalter Tageblatt.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Artur Kutscher

Kompagnieführer und Leutnant d. L. im Reserve-Infanterie-Regiment 92, a.o. Universitätsprofessor in München

Kriegstagebuch

Erster Teil: Namur · St. Quentin · Petit Morin · Reims

Winterschlacht in der Champagne. 2., unveränderte Auflage (4. und 5. Tausend). Gebunden M 3.—

Zweiter Teil: Vogesenkämpfe. Geb. M 2.20. (Soeben neu erschienen)

„Als eine der schönsten, eindrucksvollsten Kriegsschriften möchte ich das ‚Kriegstagebuch' von Artur Kutscher empfehlen.... Es sind die lebendigsten, anschaulichsten und ergreifendsten Bilder aus dem Schützengraben und aus den französischen Dorfquartieren, die man sich nur vorstellen kann.... Ein scharfes psychologisches Urteil, eine überlegene Intelligenz und zugleich die mit ernster Güte gepaarte frische Energie des geborenen Soldatenführers gewinnen sofort unsere volle Sympathie." Kurt Martens (Literarisches Echo).

Dr. Wilhelm Feldmann / Mit der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern nach Weißrußland hinein

Leicht gebunden M 1.80

„Der Tatsachensinn und die frische Darstellungsweise Dr. Feldmanns geben uns auf den 120 Seiten des Buches die lebendigste Anschauung von wichtigen Ereignissen des polnischen Feldzuges." Ostdeutsche Warte.

Otto Kerler / Sieben Monate in den Vogesen, in Flandern und in der Champagne

Briefe aus dem Feld an seine Mutter. Mit 4 Bildern

2., unveränderte Auflage (4.—6. Tausend). Leicht gebunden M 1.80

„Aus jeder Zeile spricht wie etwas Selbstverständliches eine männlich starke und mit unüberwindlichem Pflichtgefühl verbundene Vaterlandsliebe, eine treue Kameradschaft und eine ebenso natürliche Tapferkeit, die ihn zum erfolgreichen Führer seines Zuges macht und ihm das bayerische Militärverdienstkreuz mit Krone und Schwertern einbringt. Dazu gesellen sich auch ein echt süddeutscher Humor und süddeutsche Behaglichkeit und ein wahrer und klarer Stil, der uns die Dinge sehen läßt, wie sie sind, und siegesgewisse Hoffnung wachruft." Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Adolf Matthias (Berliner Tageblatt).

Will Vesper / Vom großen Krieg

4. und 5. Tausend — Gedichte — Gebunden M 3.—

„Will Vesper, einer unserer wenigen, ganz echten Lyriker der Gegenwart, der jedem falschen Pathos ebenso fernsteht wie der seelenverwandte Mörike, schenkte uns diese schmalen, aber an Gehalt schwer wiegenden Heftchen. Perle reiht sich an Perle." Geh. Studienrat Dr. Alfred Biese (Deutsches Philologenblatt).

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DR
418
E5
1917

Endres, Franz Carl
Die Türkei

7 4295

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 01 25 11 005 7